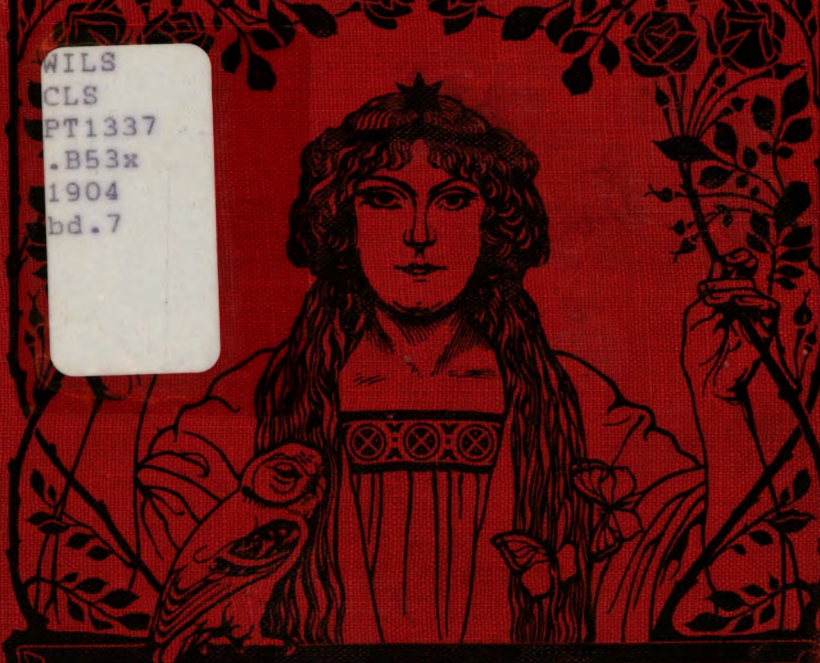


WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.7



BIBLIOTHEK DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS



Aus der Bibliothek
Twin Cities Campus
von



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** • • • •

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch
in neuer, billiger Lieferungs-Ausgabe.

In dem unterzeichneten Verlag beginnt soeben zu erscheinen:

Bocks Buch

vom **gesunden und kranken Menschen.**

== **Siebzehnte umgearbeitete Auflage.** ==

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und sechs Farbtafeln.

Neu bearbeitet von

Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Vollständig in 20 Lieferungen zu 30 Pfennig.

Alle vierzehn Tage eine Lieferung im Umfang von 3 bis 4 Druckbogen.

Um das altbewährte Buch in immer weitere Volkskreise dringen zu lassen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, eine neue, billige Lieferungs-Ausgabe zu veranstalten. Die siebzehnte Auflage erscheint in

20 Lieferungen zu 30 Pfennig.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf **Bocks Buch** entgegen und senden die soeben erschienene erste Lieferung zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stösst, wende man sich direkt an die Verlagshandlung

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen:

Illustrierte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts.

Mit vielen Illustrationen, Karten im Text,
sowie ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen.

In elegantem Ganzleinenband. Preis 9 Mark 50 Pfg.

Auch in 30 Hefen à 25 Pfg. zu beziehen.

Im besten Sinne vollstündlich gehalten, führt obiges Werk dem Leser die ungeheuren Umgestaltungen in den politischen Verhältnissen während des verfloffenen Jahrhunderts vor, desgleichen aber auch die gewaltigen Fortschritte von Kultur und Wissenschaft auf allen Gebieten, wie die Entwicklung der Literatur und Kunst, die Umgestaltung der sozialen Lage.

Dabei haben wir uns von jeder Parteilichkeit und Einseitigkeit ferngehalten und bieten so dem deutschen Volke

ein wahres Volks- und Familienbuch,

an dem sich noch die kommenden Generationen erfreuen sollen.

Wir empfehlen das reich illustrierte Werk allen denen, welche sich über die Ereignisse, Erfindungen und Entdeckungen des 19. Jahrhunderts auf angenehm unterhaltende Weise unterrichten wollen.



Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novелlette „Frau Doras Schulden“ von Alwin Römer. (S. 81)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung • •
• • **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Siebenter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart





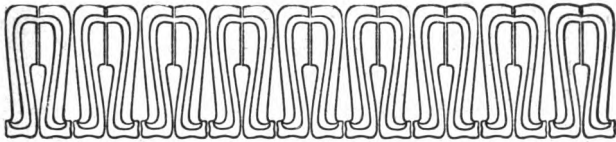
Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Schiffbruch. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung)	7
Frau Doras Schulden. Novelle von Alwin Römer .	59
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
Von Triest nach Fiume. Wanderbilder von der österreichischen Riviera. Von Heinz Krieger	99
Mit 10 Illustrationen.	
Das blinkende Fenster. Kriminalerzählung von F. Clements	121
Stimmen aus der Höhe. Allerlei von Glocken und Glockenspielen. Von Alex. Lormans	164
Mit 10 Illustrationen.	
Die Braut. Aus dem Leben einer Schwachsinnigen. Von Jenny Limburg	178
Die jüngste Republik. Bilder aus Panama. Von Fritz Schreiber	195
Mit 6 Illustrationen.	
Mannigfaltiges :	
Ein missglückter Versuch Edisons	208
Neue Erfindungen:	
I. Nestchenbacklöffel	210
Mit Illustration.	
II. Lernapparat für Radfahrer	211
Mit Illustration.	

	Seite
Sonderbare Begräbnisbestimmungen	212
Die beiden Spitzbuben	215
Das Schlangenhändigen durch Hypnose	216
Mit Illustration.	
Verlorene Entdeckungen	218
Die Cotenkirche zu Sedlec	220
Die Sage vom Muff	221
Familienanzeigen zur Biedermeierzeit	223
Sauerstoffbäder im Londoner Oxygenhospital	225
Mit Illustration.	
Der zweifelhafte Knochen	227
Kostbare Bäume	228
Die Kunst, korpulent zu werden	230
Eine schwierige Aufgabe	233
Verbrecherengagements	233
Die ersten Anfänge der Gasbeleuchtung	235
Eine dankbare Bäuerin	236
Ein merkwürdiges Gefängnis	236
Regenwetten	239
Der geehrte Gast	240
Einträgliche Galanterie	240





Schiffbruch.

Roman von Henriette v. Meerheimb.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Droschke fuhr langsam die Chaussee herab. Frau Ellen sah zum Fenster hinaus mit der zwecklosen Neugier, die das enge Leben einer Kleinstadt so leicht mit sich bringt.

Das klapperige Gefährt hielt richtig vor ihrem Hause. Der Kutscher stieg ab und hob den kleinen Koffer vom Bock. Das hochgeschlagene Verdeck hinderte Ellen, in den Wagen hineinzusehen. Erst als Asta ausstieg und den Kutscher bezahlte, erkannte sie ihre Schwägerin.

Sie ging ihr schnell entgegen. „Asta, welche Überraschung! Wir haben so lange nichts von dir gehört. Täglich erwarteten wir einen Brief, und nun kommst du selbst!“

„Ja. Kann ich bei euch bleiben? Fürs erste wenigstens?“

Ellen sah erstaunt in Aastas Gesicht. Das junge Mädchen war sehr blaß, mit tiefen bläulichen Schatten unter den Augen. „Natürlich kannst du das! Du

mußt nur fürliebnehmen. Wie wird es der verwöhnten, gefeierten Künstlerin in unserer Hütte gefallen?"

„Bitte, rede nicht so! Ich mag das nicht hören. Versprich mir, daß du das nie wieder sagen willst!“ bat Asta erregt.

„Gut, gut,“ beschwichtigte Ellen. Sie ging Asta voran — denn zwei Personen nebeneinander hätten sich in dem schmalen Korridor unfehlbar zerquetscht — die Treppe zu dem Dachkämmerchen hinauf.

Asta sah sich verwundert um. Die schrägen, weißgetünchten Wände ohne jeden Schmuck, die puritanisch einfache Einrichtung: Bett, Stuhl, Schrank und Waschtisch war unverändert. Und doch fehlte etwas.

„Was ist nur mit der Stube passiert? Sie kommt mir so groß vor.“

Ellen lachte. „Gewachsen ist sie leider nicht in deiner Abwesenheit. Ich habe aber den Flügel hinausgeschafft. Er beengte unnütz den Raum. Auch sagte man mir, das Instrument litte in dem kalten Raume, und ich konnte doch unmöglich des Flügels wegen die unbewohnte Kammer heizen.“

„Natürlich nicht. Wo ist mein Flügel denn hingekommen?“

„Zu einem Herrn Menzel. Der hat ihn gemietet. Natürlich kannst du ihn jeden Tag zurückbekommen, wenn du länger hier bleiben und üben willst.“

„Nein, laß ihn ruhig dort. Ich singe nicht mehr.“ Asta nahm ihren Hut ab, setzte sich auf den harten Rohrstuhl am Fenster und sah mit hoffnungslosen Augen vor sich hin.

„Du singst nicht mehr? Was soll denn das heißen?“ fragte Ellen verwundert.

Asta schwieg. Sie schien die Antwort nicht hervor-

bringen zu können. „Ist Kurt zu Hause?“ fragte sie nach einer Pause.

„Nein. Er ist spazieren gegangen. Er läuft oft stundenlang herum, um müde zu werden. Auch eine Beschäftigung!“

„Ich kann ihm das nachfühlen. Wenn man wenigstens Nachts schlafen kann, das ist schon Erlösung.“

„Na, dann könnt ihr ja zusammen laufen. Das paßt ausgezeichnet. Ich meinerseits werde vom Arbeiten müde.“

„Ich will dir helfen, Ellen,“ sagte Asta sanft.

„Das wird viel werden, du kleines, unpraktisches Genie!“

„Genie — ich? Ich bin kein Genie, nicht einmal ein Talent. Höchstens ein „kleines Salontalentchen“. Eine anmaßende Dilettantin bin ich, die, weil sie hübsch ist, eine Zeitlang in Berlin Mode war durch Reklame, schöne Toiletten und gute Freunde!“ Eine große Bitterkeit klang durch diese Worte.

Ellen, die schon zur Thür hinausgehen wollte, wandte sich wieder um. „Was hat's denn gegeben, Kind? Ein mißglücktes Konzert? Eine schlechte Kritik? Das kommt schon einmal vor. Das nächste Mal hast du mehr Glück, und alles ist wieder gut.“

„Ich gebe nie wieder ein Konzert.“

„Du bist gerade wie Kurt — sofort die Flinte ins Korn geworfen, wenn mal ein Hindernis kommt.“

„Wie Kurt! Ja — ebenso wie Kurt ist es mir gegangen. Der hat auch Schiffbruch gelitten in seiner Laufbahn. Mit meiner ist es auch aus, Ellen, ganz aus und vorbei!“

„So plötzlich? Wie ist denn das zugegangen? Bist du stecken geblieben? Hast du falsch gesungen? Was in aller Welt ist denn eigentlich passiert?“

„Nicht viel. Ich habe nur eingesehen, daß ich keine Künstlerin bin, es auch niemals werden kann.“

„Wodurch hast du das eingesehen?“

Asta zögerte. „Es ist mir gesagt worden.“

„Von wem denn?“

„Von Marka Paulsen und — Mengersky.“

„Von deinen beiden Freunden, die alles taten, um dich bekannt zu machen?“

„Ja, gerade von denen. Darum ist ein Irrtum wohl ausgeschlossen.“

„Vielleicht ist die Paulsen neidisch, weil du jünger und hübscher bist?“

Asta lächelte wehmütig. „Ein schlechter Trost, Ellen, Marka gibt ihr Künstlerleben auf. Sie heiratet ihre Jugendliebe, den Professor Keen. Sie war ja auch nicht die einzige, die mir das sagte.“

„Herr Mengersky stellte doch dein Talent so hoch?“

„Das glaubte ich. Es war aber eine Täuschung. Er hat mich nur benutzen wollen als Folie für sein eigenes Spiel.“

„Das ist Unsinn, Asta.“

„Nein, es ist Wahrheit. So glaub mir doch! Denkst du, es macht mir Freude, mich selbst in den Staub zu treten? Als ob das nicht weh täte!“

„Mengerskys Meinung ist nicht unbedingt maßgebend. Man hat dir doch deinen Briefen und Kritiken nach kolossal applaudiert.“

„Weil man mich jung, hübsch, elegant, mein Stimmchen ganz ansprechend fand.“

„Dann wird man das ja auch noch weiter so finden.“

„Wenn ich nur meines Äußeren wegen gefalle, dann kann ich ja lieber in irgend einem Variététheater auftreten!“

„Du kannst noch länger studieren.“

„Wovon? Das Geld ist fort.“

„Alles?“

„Wenn ich meine Berliner Toilettenrechnung bezahle, reicht es noch nicht einmal.“

„Zweitausend Mark kann ich dir noch geben, dann sind meine Mittel erschöpft.“

„Ich weiß. Glaubst du, ich möchte dir neue Opfer auferlegen? Wie soll ich dir überhaupt jemals das Geld zurückzahlen?“

„Das laß deine geringste Sorge sein.“

„Du bist sehr großmütig, Ellen.“

„Nein, nur praktisch, nicht so unverständig wie ihr, du und Kurt — ihr wollt immer mit dem Kopf durch die Wand, auch wenn die Tür daneben offen steht.“

„Möglich, Ellen, ich renne aber nicht mehr gegen die Wand. Ich bin ganz flügelahm. Wenn du mich bei dir unterkriechen läßt . . . mehr verlange ich nicht mehr vom Leben.“

„Auf diese himmelhochjauchzenden Hoffnungen mußte ein Rückschlag kommen. Das war vorauszusehen.“

„Ja, es war vorauszusehen,“ wiederholte Asta tonlos. Sie legte den Kopf auf das harte Fensterbrett, ein tränenloses Schluchzen schüttelte sie.

Ellen blieb neben ihr stehen. „Asta, wie kam es denn, daß Mengersky, der dich zuerst auffallend protegierte, plötzlich so ganz anders über dein Talent dachte?“

Asta hob den Kopf. Ellen erschrak über den bitteren Leidenszug, der sich um den weichen, blassen Mund zog.

„Er protegierte mich nicht deshalb, weil er jemals etwas von meinem Talent hielt — das hat er wohl gleich gering geachtet — aber ich gefiel ihm. Er wollte mich mit nach Amerika nehmen, wir hätten gemeinschaftlich dort Konzerte gegeben und —“

„Und du wolltest mitreisen? — Afta! Welches Glück, daß daraus nichts geworden ist. Du wärst wirklich wahnsinnig genug gewesen, deinen Ruf so aufs Spiel zu setzen?“

„Ja, ich war wahnsinnig genug dazu. . . . Nur hörte ich durch Marka, Mengersky hätte schon eine Frau — — da wollte ich dann nicht mehr mit gehen.“

„Gott sei Lob und Dank! Afta, du kannst nicht dankbar genug sein! Du standest ja an einem Abgrund, Kind.“

Afta strich sich das Haar aus der Stirn; mit der anderen Hand faßte sie Ellens Finger und drückte sie krampfhaft. „Manchmal wünsche ich, ich hätte es erst zu spät erfahren und läge jetzt in dem Abgrund — ganz tief unten!“ sagte sie heiser.

Ellen schüttelte den Kopf. „Überspannt! Laß uns Himmels willen Kurt nichts davon wissen! Der ist im Stande und reißt Mengersky nach, um ihn zu fordern.“

„Ich werde gewiß nichts sagen. Glaubst du, es macht mir Freude, darüber zu sprechen? Dir mußte ich die Wahrheit gestehen, weil du so viel für mich geopfert hast.“

„Wenn du glaubst, mir Dank schuldig zu sein, Afta,“ fiel Ellen rasch ein, „so versprich mir jetzt heilig und fest, nichts mehr ohne meinen Rat zu tun. Kurt war zu störrisch, dem konnte ich nicht helfen. Aber dein Leben will ich wieder zurechtrücken, wenn du vernünftig bist.“

„Mir ist nicht zu helfen, Ellen.“

„Unsinn!“

„Was soll ich denn aber sagen, wenn Kurt mich fragt?“

„Sag ihm nur, du hättest eingesehen, daß deine

Stimme nicht ausreiche, um Konzertsängerin zu werden. Du wolltest den Plan aufgeben."

"Das ist ja auch die Wahrheit — freilich nicht die ganze."

"Den Rest behalten wir besser für uns. — Asta, du weißt nicht, was das für Folgen haben könnte. Auch Normann darf es nie wissen."

Asta wurde dunkelrot. "William? Den geht das nichts mehr an. Du hast ihm doch geschrieben, Ellen, daß ich unsere Verlobung als gelöst betrachte?"

"Das habe ich nicht getan."

"Ellen! Ich bat dich doch darum."

"Ich wollte erst sehen, ob du dauernde Erfolge als Sängerin hättest. Wie gut ist es jetzt, daß ich ihm nichts schrieb."

"So muß ich es selbst tun."

"Warte doch. Vorläufig ist William für Briefe unerreikbaar. Wenn er zurückkommt, denkst du vielleicht ganz anders."

"Niemals."

"Asta, ich verlange von dir, daß du vorläufig nicht an William schreibst. Ich werde dir meine Gründe später einmal sagen. Die Geschichte mit Mengersky darf er nie erfahren."

"Wie du willst. Mir ist alles gleich — am liebsten stirbe ich."

"Das bleibt einem immer noch. Du siehst aber aus wie ein Gespenst! Bist wohl Tag und Nacht gefahren?"

"Ja."

"Leg dich jetzt zu Bett. Ich bringe dir Tee herauf und werde Kurt alles sagen, was nötig ist. Morgen siehst du dann das Leben schon wieder heiterer an."

Ellen half Asta beim Ausziehen. Frostschauer schüttelten den zarten Körper des jungen Mädchens.

Sie trank hastig etwas Tee und bat dann Ellen, sie allein zu lassen.

In dem wirren Halbschlummer, in den sie verfiel, verschwammen ihre Gedanken, nur ein Gefühl der Bewunderung blieb zurück, wie ruhig die sparsame Ellen über das vergeblich geopfert Geld dachte. Über diesen Punkt ging sie so leicht hinweg, als ob die Angelegenheit sie kaum berühre. Das war wirklich groß gedacht und gehandelt. Asta beschloß, durch Nachgiebigkeit gegen Ellens Wünsche ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Eine neue Kette war dies Schuldgefühl freilich. Eine Kette aber gehört zum Gefängnis — — und aus der Freiheit ihres künstlerischen Lebens und Strebens kehrte sie heute in die enge, graue Alltäglichkeit zurück, die wie Gefängnismauern sie umschloß.

Heiße Tränen fielen auf ihr Kopfkissen, bis endlich ein fester, ruhiger Schlaf völliger Erschöpfung sie alle Qual vergessen ließ. —

Am anderen Morgen fühlte sie sich noch zu schlaff und matt, um aufzustehen. Sie sah so elend aus, daß selbst Ellen ihr zuredete, liegen zu bleiben, obgleich bei ihrer wenigen Bedienung dies manche Unbequemlichkeit im Haushalt mit sich brachte.

Asta verlangte aber nicht viel. Sie lag ganz still in ihren Kissen, die Augen auf das schräge, halb offene Dachfenster gerichtet. Vom Garten her schob ein großer Nußbaum seine langen, dicht belaubten Zweige fast bis an die Scheiben. Im Schein der Morgensonne glänzten die Blätter grüngolden, Mittags färbten sie sich dunkler, bis die graue Dämmerung alles einspann und ein glitzernder Stern nach dem anderen zwischen dem Blättergewirr am Himmel aufleuchtete.

Asta merkte nur an diesen Veränderungen, wie der Tag verstrich. Sie dachte in diesen einsamen Stunden die Vergangenheit durch. Die ganzen letzten Monate verlebte sie wie einen Rausch der Freude. Ein Carneval seligster, übermütigster Lust lag hinter ihr — jetzt kam der lange, graue Aschermittwoch mit seiner Ernüchterung, seiner Reue und bitteren Enttäuschung. Was lag noch vor ihr?

Wohin sie ihre Gedanken wandte — überall starrte ihr nur öde Trostlosigkeit entgegen. Noch weiter Musik zu studieren, zu singen — davor graute ihr. Jeder Ton ihrer Stimme mußte in Tränen der Erinnerung, der Seelenqual ersticken. Noch einmal die Laufbahn einer Künstlerin anfangen, mühsam Schritt für Schritt das erobern, was ihr durch Markas und Mengerskys Hilfe mühelos in den Schoß fiel? Nein, das konnte ihr nur neue Enttäuschungen bringen! Wie sollte sie auch weiterstudieren? Zweitausend Mark, von denen Ellen noch sprach, waren schnell verbraucht. Wie konnte sie der Schwägerin jemals das Geld ersetzen? Gelernt hatte sie nicht mehr wie die meisten jungen Mädchen, die die Töchterschule einer Provinzstadt besuchen, vielleicht noch etwas weniger, weil sie von klein an sich hauptsächlich für Musik interessierte. Lehrerin konnte sie also nicht werden oder erst nach jahrelangem, auch wieder kostspieligem Studium. Was bleiben für Stellungen? Kinderfräulein oder Gesellschafterin bei einer verdrießlichen alten Dame! Von dem Gehalt ließ sich aber auch niemals so viel erübrigen, um ihre Schulden zu bezahlen. Auch das war aussichtslos.

Jeder Weg erschien ihr abgeschnitten, jede Aussicht verbaut. Höchstens konnte sie versuchen, Ellen durch ihre Hilfe bei der Hausarbeit das Dienstmädchen zu ersparen. Sie hatte zwar noch nie ein Zimmer rein

gemacht oder am Kochherd gestanden, aber mit gutem Willen ließ sich das wohl lernen.

Mit diesem löblichen Vorsatz, ihr Essen wenigstens abzuverdienen, betrat sie ziemlich spät am nächsten Morgen das Eßzimmer, das durch eine winzig kleine, einem Vogelbauer ähnelnde Veranda mit dem Garten verbunden war.

Kurt stand an seinen Obstbäumen auf dem Grasplatz und sammelte die heruntergefallenen Birnen in einen Korb. Ellen putzte am Büfett Messer und Gabeln.

Asta trat den Tränen in die Augen, als sie die Geschwister bei diesen Beschäftigungen sah. „Ellen, laß mich dir helfen,“ bat sie. „Ich komme sofort zurück, ich will nur erst Kurt begrüßen.“

„Unfinn, Kind, verdirb dir deine hübschen, weißen Hände nicht. Wenn eine von uns Finger wie eine Scheuerfrau hat, ist es gerade genug,“ wies Ellen sie kurz ab.

„Warum mußt du denn das sein, Ellen?“

„Weil ich deines Bruders Frau bin.“

Die Antwort klang so scharf und spitz wie das Messer, das Ellen polierte.

Asta seufzte. Sie ging die kleine Holztreppe herunter Kurt entgegen, der seinen Korb rasch hinstellte.

Sie vermochten beide im ersten Augenblick nicht zu sprechen. Sie sahen sich nur stumm in die Augen. Jeder las die heißen Schmerzen des anderen darin. „Armes Schwesterchen!“ Kurt streichelte mitleidig Asters blaßes Gesicht.

Sie drückte ihren Kopf an den braunen Ärmel seiner Joppe. Die Tränen trockneten rasch auf dem rauhen Zeug.

Zusammen gingen sie dann in das Eßzimmer. Ellen sah von ihrer Arbeit auf in die erregten Gesichter ihres

Mannes und ihrer Schwägerin. Sie fürchtete eine zu gründliche Aussprache zwischen den beiden.

„Bitte, rührt euch nicht gegenseitig allzusehr mit eurem trostlosen Geschick!“ bat sie spöttisch. „Kurt hat ganz allein sein Leben so zugerichtet. Wie man sich bettet, so liegt man. Und wenn Aftas Stimme nicht ausreicht, so ist das zwar schade, aber immer noch kein Unglück.“

„Von Ellen brauchst du also keine Teilnahme zu erwarten, Afta!“ Kurts Ton klang ebenso gereizt und bitter wie Ellens erzwungen herzlos. „Für seelische Leiden fehlt ihr jedes Verständnis.“

„Sage lieber für selbstgewollte, dann sprichst du die Wahrheit!“ antwortete Ellen kalt. „Ich habe keine Zeit, mich mit euren zarten, verletzten Gefühlen aufzuhalten. Wenn ihr Mittagessen haben wollt, muß ich kochen.“

Sie warf die gepuzten Messer klirrend in den Korb, band eine große Küchenschürze, die am Nagel hing, um und verschwand.

Kurt trommelte mit den Fingern unmutig auf der Tischplatte.

Afta sah still vor sich hin. „Ist denn das nötig, daß Ellen so viel arbeitet?“ fragte sie endlich schüchtern.

Er zuckte die Achseln. „Weiß ich nicht. . . Sie verwaltet ihr Geld selbst. Vermutlich will sie für Otto sparen. Von meiner Pension können wir natürlich nur ärmlich leben.“

Afta errötete schuldbewußt. Ellen wollte jedenfalls den Verlust ihres Kapitals durch größte Sparsamkeit wieder einbringen. „Ach, Kurt, daran bin ich schuld!“ sagte sie halb weinend. „Und nun ist doch alles umsonst gewesen.“

Kurt überhörte ihre Klage. „Du bist in ein trau-

riges Haus gekommen, Afta," fuhr er, ohne ihre letzten Worte zu beantworten, melancholisch fort. „Traurig, freudlos, verbittert ist unser Leben. In dieser Atmosphäre gereizter Stimmungen, widersprechender Meinungen, unlöslicher Dissonanzen zu existieren, ist hart.“

„Du hast doch Otto. Macht der dir keine Freude?“

„Nein. — Wie soll er sich wohl günstig entwickeln, wenn er stets entgegengesetzten Einflüssen ausgesetzt ist, bald hier, bald dorthin gezerrt wird? Du wirst ihn sehr zu seinem Nachtheil verändert finden.“

Leider fand Afta das bestätigt. Otto begrüßte sie zwar mit sichtlicher Freude und alter Anhänglichkeit, aber sein fröhlich offenes Wesen von einst war ganz verschwunden. Er erschien in Gegenwart des Vaters bedrückt und wortkarg, um, sobald dieser die Stube verließ, mit seiner Mutter zu flüstern und zu tuscheln.

Afta merkte sehr bald, daß Ellen den Neigungen des Knaben gegen den Willen Kurts Vorschub leistete. Sie besorgte ihm heimlich die Bücher, die er lesen wollte, sprach fortgesetzt von seinem zukünftigen Eintritt in die Marine wie von einer feststehenden Tatsache. Die Bücher, die Otto heimlich las, bestärkten ihn in seiner Neigung. Nichts wie Seeabenteuer, Reisebeschreibungen, Biographien berühmter Seehelden verschlang er.

Wenn Afta Ellen Vorstellungen machte, daß sie gegen Kurts Willen Ottos Schwärmerei nicht begünstigen dürfe, bekam sie sehr scharfe Antworten zu hören. Sie schwieg darum bald zu allem still.

Aber diese Heimlichkeiten, die sie nicht hindern, sondern schweigend mit ansehen mußte, machten ihr das Leben immer unerträglicher. Aus der Küche schickte Ellen sie meist sehr bald wieder heraus. Sie sei zu ungeschickt und unpraktisch, ihre angebotene Hilfe nur ein Hinderniß. Ellen besaß aber gar keine Geduld

zum Anlernen, und Afta allerdings auch wenig Talent für häusliche Angelegenheiten.

Ihre Konzerttoiletten standen unausgepackt in den großen Koffern auf dem Boden. Sie scheute sich davor, die Sachen anzusehen. Zu viele Erinnerungen hingen in den schillernden Seidenfalten. Sie hatte Angst, das alles aufzurühren.

Enttönig schlichen die Tage dahin. Einer wie der andere. Der Wechsel der Witterung brachte die einzige Veränderung mit sich. Um mit ihren Standesgenossen in Helmstadt zu verkehren, dazu waren Hollens zu arm, jedenfalls ihre Lebensweise zu ärmlich geworden. In der kleinen Vorstadt aber wohnten außer ihnen nur bessere Handwerker oder Kaufleute, die sich hier von ihrem sauer ersparten Geld ein kleines Haus gekauft hatten. Mit diesen Leuten konnten und mochten sie natürlich nicht verkehren, obgleich Ellen, zu Aftas Erstaunen, sich für die Angelegenheiten ihrer Nachbarn lebhaft zu interessieren begann.

In der grenzenlosen Enttönigkeit ihres Daseins bildete es immerhin eine kleine Abwechslung, wenn die Aufwärterin ihr berichtete, daß bei Müllers nebenan ein Kind erwartet würde, die Witwe des Schlächtermeisters von drüben in einem Vierteljahr fünf Dienstmädchen gehabt habe und so weiter und so weiter.

Der Kreis der Interessen verengte sich immer mehr. Anregung von außen gab es nicht. Abends war Ellen zu abgesspannt, um ernste Bücher lesen zu mögen, sie stopfte Strümpfe, gähnte oder besprach den Tratsch der Aufwartefrau. Afta graute es vor dem Moment, wenn diese banalen, gleichgültigen Dinge auch sie anfangen würden zu interessieren. Dieser Kleintram des Lebens hatte etwas so Entwürdigendes! Er zog herab — langsam, unmerklich, aber sicher. Zwischen jede große

Empfindung, jeden erhebenden Gedanken schoben sich diese kleinen Erbärmlichkeiten, wie Unkraut wucherten sie in alles hinein, mit tausend Würzelchen klammerten sie sich fest, erstickten alles Große und Hohe. Unbemerkt, allmählich mußte man daran zu Grunde gehen.

Kurt berührte das weniger. Er führte sein Leben für sich in seinem Zimmer, das so eng und schmal wie eine Schiffskabine war. Ein großer Globus, Land- und Seekarten an den Wänden — das war das einzige, was noch an seinen früheren Beruf erinnerte. Alle anderen Andenken, Schiffsmodelle und dergleichen, waren verkauft worden. Auch er wollte ja kein Erinnern, kein Aufwecken der Vergangenheit.

Er schrieb und arbeitete viel, übersetzte aus dem Englischen und Französischen, da er beide Sprachen vollkommen beherrschte, studierte für sich Italienisch, um Dante in der Ursprache lesen zu können.

Ellen riet ihm, für ein neu erschienenenes Marineblatt zu schreiben. Es erging sogar seitens des Redakteurs eine direkte Aufforderung an ihn, er sollte das „Unglück im englischen Kanal“ vom fachmännischen Standpunkt aus objektiv schildern. Ein recht bedeutendes Honorar wurde versprochen. Hollen lehnte aber ein für allemal seine Beteiligung ab, er wolle sich seine Indiskretionen nicht bezahlen lassen.

Ellen zuckte nur noch die Achseln über seine „Verschrobenheit“, wie sie es nannte. Für die Übersetzungen wurde nicht viel gezahlt, oft kamen die Manuskripte auch wieder zurück.

Hollen legte sie ruhig beiseite. „Dann habe ich eben für mich allein gearbeitet,“ meinte er gelassen.

Ellen nannte die alte geschmückte Truhe in ihres Mannes Zimmer, in der er seine Manuskripte aufbewahrte, nur den „Salon der Zurückgewiesenen“.

Mit beißendem Spott sprach sie von seinen schriftstellerischen Erfolgen.

Als die vorrückende Jahreszeit die Arbeit im Garten unmöglich machte, nahm Hollen seine stundenlangen Spaziergänge wieder auf. Asta begleitete ihn oft. Ihr war es gleich, ob der Regen ihren Hut verdarb, ihr Kleid durchnäßte, Ellen aber schalt über die beschmutzten Kleider und Stiefel.

Asta ließ alles über sich ergehen. Die weiten Gänge in der kalten Herbstluft wurden ihr zum Bedürfnis, ebenso wie Kurt. Man schlief dann Nachts vor Ermüdung traumlos und tief.

Auf ihren Wanderungen sprachen sie nicht viel zusammen. Jedes war mit seinen Gedanken beschäftigt, aber sie fühlten das gegenseitige Verständnis, und das tat wohl, auch ohne Worte.

Wenn Asta dann Abends mit Ellen allein im Wohnzimmer saß, sank ihr die Arbeit oft in den Schoß. Sie starrte, alles um sich herum vergessend, in den gelben Schein der Lampe. Vor einem Jahre stand sie vielleicht gerade um diese Zeit vor einem begeisterten Publikum, das jedem ihrer kleinen Lieder mit Entzücken applaudierte, oder sie lauschte den Sirenenklängen von Mengerskns Geige. . . . Vorbei . . . nie wieder wird sie seinen Melodien lauschen, nie wieder in seine dunklen, träumerischen Künstleraugen sehen!

„Das Leben ist so trocken hier,“ klagte Otto oft. „Nirgends sieht man Wasser, ich verdurste beinahe vor Sehnsucht danach.“

„Ja, sehr trocken ist es,“ bestätigte Asta, „trocken, nüchtern — totenstill.“

Sie vermißte das fieberhaft pulsierende Treiben der Weltstadt, sie sehnte sich krank nach den Alpen mit ihren grün schimmernden Matten, wenn sie über dies

weite, umgeackerte Flachland blickte. Sie starb fast vor Verlangen nach Klang, Leben, Bewegung. Alles dies fehlte in diesem stagnierenden Dasein. Kurt hatte wenigstens seine Schreiberei, die ihn interessierte, Ellen ihre Arbeit im Hause, Otto seine Schule, seine Zukunftspläne und seine Wünsche. Sie hatte nichts — nichts wie die Erinnerungen an eine kurze Glanzzeit und an ihre kläglich gescheiterten Hoffnungen.

Manchmal packte sie eine solche Verzweiflung, daß sie mitten im ruhigen Gespräch mit Ellen aufsprang, alles hinwarf und hinausstürzte. Aber was half das, sie mußte ja doch wieder zurück in das kleine Haus, das so eng war und doch groß genug, um so viel Leid, Bitterkeit und Gram zu fassen.

Elftes Kapitel.

Eines Tages bekam Asta einen glückstrahlenden Brief von Marka. Jede Zeile atmete Zufriedenheit und Harmonie. Sie mußte sich auf irgend eine Weise Aastas Adresse verschafft haben und lud sie nun herzlich ein, sie bald zu besuchen. Fräulein Nies habe auch ihr Kommen versprochen und wolle sich in dem kleinen, traulichen Heim in Marburg einmal gründlich von der „Schreiberei“ ausruhen. Hansel bestellte zum Schluß einen schönen Gruß und Professor Keen herzliche Empfehlungen. Viel stand nicht in dem Brief. Das Glück hat keine Worte. Von dem ruhigen Lauf still friedlicher Tage läßt sich wenig berichten.

Asta hatte den Brief mit heftigem Herzklopfen erbrochen. Sie fürchtete und hoffte zugleich, etwas von Mengersky zu erfahren, aber Marka erwähnte seiner mit keiner Silbe.

Enttäuscht und doch erleichtert beantwortete Asta den Brief sofort. Die freundliche Einladung anzuneh-

men, konnte sie sich nicht entschließen. Markas Anblick erinnerte sie zu lebhaft an die Vergangenheit — noch konnte sie ihn nicht ertragen, auch noch keine Musik hören, und Marka schrieb ja: „Mein Leben ist ganz Musik. Der Flügel singt seine alten Weisen, und meine Seele lauter Jubelhymnen. Hansel würdest Du kaum wiedererkennen, er ist den ganzen Tag im Freien und takt und lustig wie ein Bub sein muß. Keen meint, ich verwöhne ihn zu sehr. Kann man aber durch Liebe schaden? Ich glaube nicht, sonst müßte ich vor allen Dingen meinen Mann ganz verderben.“

Nein, in dies sonnige Glück durfte noch kein Schatten fallen. Ein trauriges Gesicht konnte einen Mißklang in die Harmonie bringen. Warum noch andere mit ihrem verfehlten Leben schmerzlich berühren? Hier, wo alle traurig oder verstimmt waren, fügte sich ihre niedergedrückte Stimmung passend in diesen Akkord der Dissonanzen mit ein.

Ellen tat Aftas gedrücktes Wesen zwar leid, aber anderseits förderte es ihre Pläne. Sie hoffte immer noch, Afta mit Normann zu verheiraten, und schrieb dem jungen Offizier im geheimen häufig. Er war jetzt auf einer Station angelangt, wo ihn Briefe wieder erreichten. Sie schilderte ihm Aftas vereitelte Hoffnungen und schob das völlige Schweigen des jungen Mädchens auf ihre traurige Gemütsstimmung. Es sei ihr zu peinlich, von der mit so großen Erwartungen begonnenen Künstlerzeit zu sprechen, Normann möge ihr das nicht verdenken, lieber gar nicht an Afta schreiben, sondern sie nach der Rückkehr mit seinem Besuch überraschen. Es würde sich dann alles ganz von selbst ihren Wünschen nach entwickeln.

Normann befolgte den Rat. Er teilte Ellen mit, daß Anfang März das Schiff in Wilhelmshaven ein-

laufen würde. Dorthin sei er zu der daselbst stationierten Marine-division kommandiert. So bald als möglich würde er einen kurzen Urlaub nehmen und zu ihnen kommen. Sie möge Uta auf seinen Besuch vorbereiten.

Ellen fing jetzt vorsichtig an, von William zu sprechen. Zuerst ging Uta nie darauf ein, sondern beantwortete alle an sie gerichteten Fragen sehr einsilbig. Die gräßliche Langeweile, der Überdruß an ihrem hier so zwecklosen Leben waren aber Ellens beste Verbündete. Sie merkte wohl, wie sehr Uta sich davor graute, noch einen solchen endlos langen, trübseligen Winter hier verbringen zu sollen. Das junge Mädchen ermog oft Pläne, fortzukommen, Geld zu verdienen, sich selbständig zu machen.

„Was meinst du, Ellen, ob ich eine Zeitungsannonce einrücken lasse, ich möchte eine Stelle in England, um Englisch zu lernen, als Gegenleistung wolle ich deutschen Unterricht erteilen?“ fragte sie, nachdem sie sorgsam alle Zeitungen nach Stellenangeboten durchforscht hatte.

„Ich dünkte, von deinen selbständigen Unternehmungen könntest du genug haben,“ entgegnete Ellen ausweichend. „Warum in die Ferne schweifen, wo das Gute so nahe liegt!“

„Wo denn? Ich sehe nichts Gutes, weder in der Nähe noch in der Ferne.“

„Mach die Augen auf und verkleb sie dir nicht mutwillig gegen dein eigenes Bestes.“

„Ich weiß nicht, was du damit sagen willst, Ellen. Du sprichst in Rätseln.“

„Ich bin keine Sphinx — meine Worte sind sehr deutlich. William Normann kommt im nächsten Monat zurück. Er wird uns hier auffuchen.“

„Dann reise ich vorher ab.“

„Weshalb denn?“

„Das kannst du dir doch denken. Wie peinlich wäre das Wiedersehen für uns beide!“

„Es braucht nicht peinlich zu sein, wenn du vernünftig bist. Er weiß nichts von den Partentirchner Vorgängen, hält sich noch für gebunden und dich nur für ein bißchen niedergedrückt infolge deines Fiascos.“

„So hast du's ihm dargestellt, Ellen?“

„Ja.“

„Das hättest du mir ersparen können.“

„Was denn?“

„Die peinliche Auseinandersetzung, die mir jetzt bevorsteht.“

„Es steht gar keine bevor. Er wird auf baldige Hochzeit dringen, und du wirst einwilligen — basta.“

„Wie kannst du so grausam sein! Du weißt doch den Grund, weshalb ich William nicht heiraten kann.“

„Gar nichts weiß ich, als daß du eine kleine Närrin bist, die man zu ihrem Glück zwingen muß. — Hör einmal zu, mein gutes Kind. Du hast dich mit Norrmann verlobt. Tatest du das, ohne die Absicht zu haben, ihn auch zu heiraten?“

„Eigentlich ja,“ gab Asta etwas kleinlaut zu.

„Nun, dein eigenes Gewissen wird dir wohl sagen, wie man das nennt.“

„Ellen, ich verdiene diese Vorwürfe nicht völlig. William ist selbst mit schuld. Er meinte, nur als mein Bräutigam in meinem Interesse handeln, das heißt, dich zum Vorstrecken des Geldes bewegen zu können.“

„Im . . . und du wolltest ihn nur heiraten, wenn du keine Erfolge hättest?“

„Ja. Aber daran habe ich eben nie geglaubt, daß das sein könnte, hielt ich für ausgeschlossen.“

„Der Fall ist aber trotzdem eingetreten. Du mußt

also dein Wort halten, sonst handelst du pflicht-, beinahe ehrlos, Afta.“

„Ich konnte doch nicht wissen, daß ich —“

„Daß du jemand kennen lernen würdest, der dir besser gefiel? Das kann immer passieren, darum bricht man noch kein Versprechen.“

„William wird mich freigegeben, wenn ich ihn darum bitte.“

„Du darfst ihn aber nicht darum bitten. Deine Halsstarrigkeit zwingt mich, ein Normann gegebenes Wort nicht zu halten.“

Afta wurde blaß. „Bitte, sag schnell, was ich wissen muß. Ich sehe es dir an, es wird etwas für mich Peinliches sein.“

„Wahrscheinlich, denn du nimmst, ebenso wie Kurt, alles mit exaltierten Gefühlen, nie mit ruhiger Vernunft auf. Hast du wirklich geglaubt, Afta, ich hätte dir das Geld, um Musik zu studieren, von meinem kleinen Kapital vorgestreckt, hätte mein Kind beraubt, um deine unvernünftigen Wünsche zu erfüllen? Nein, liebes Aftachen, dazu war mir die Geschichte denn doch zu unsicher.“

„Wer gab es denn? Etwa William?“

„Richtig geraten. Der und kein anderer. Ich mußte freilich versprechen, dir nichts davon zu sagen, du solltest dich nicht dadurch gebunden fühlen.“

Aftas Lippen zitterten. „Wie konntest du das tun, Ellen?“

„Bitte, mach mir keine Vorwürfe,“ wies Ellen sie kurz ab. „Ich rechnete so: Scheiterten deine Hoffnungen, so mußtest du Normann heiraten. Damit war die Geldfrage erledigt. Hattest du wirklich Erfolg, dann konntest du ihm später das geliehene Geld zurückerstatten. Darauf war ich allerdings nicht gefaßt, daß

du keinen oder einen rasch wieder aufgegebenen Erfolg haben und doch William nicht heiraten würdest. Auf solche Wortbrüchigkeit konnte ich nicht rechnen. Du bist gänzlich verschroben und überspannt.“

„Ellen, das nennst du verschroben, wenn ich William nicht heiraten will? Ich habe dir doch alles erzählt.“

„Du hast mir gesagt, daß Mengersky dir Vorschläge gemacht hat, die man in unseren Kreisen für gewöhnlich nicht stellt. Das kommt von dem Zigeunerleben. Danke Gott, daß du heraus bist und eine gute Partie machen kannst.“

„Du hast aus Liebe geheiratet, Ellen, und redest jetzt so herzlos!“

„Der Erfolg meiner Liebesheirat ist freilich glänzend! Ich kann dir nur dringend raten, aus Vernunft, nicht aus Liebe zu heiraten wie ich. Du siehst an uns, wohin das führt.“

„Weil ihr in allem verschieden denkt.“

„Wir hatten früher scheinbar die gleichen Ansichten und Neigungen. Man weiß aber nie vorher, nach welcher Richtung hin der andere sich entwickeln wird. Was begreift man denn von seinem Nächsten? Nichts als seine Grenzen, womit er sich an uns gleichsam einzeichnet und eindrückt. Wir verstehen nichts von ihm als die Veränderungen an uns, deren Ursache er ist.“

„Das klingt nicht sehr verlockend, besonders da bei William und mir von vornherein jede Harmonie fehlen würde. Dazu das spätere Auseinanderwachsen, von dem du sprichst.“

„Ihr habt Geld! Über der leeren Krippe raufen sich die Gäule. Wären Kurt und ich nicht in diesen beschränkten Verhältnissen, würde dieser Riß nie zwischen uns entstanden sein. — Asta, du kannst unser Leben etwas erträglicher gestalten.“

„Wodurch?“

„Durch deine Heirat. Du findest mich vielleicht roh und hart, daß ich es ausspreche, aber ich muß es sagen: bei so beschränkten Mitteln wie den unseren fällt die Anwesenheit einer Person mehr im Hause schon ins Gewicht.“

„Ich wollte ja eine Stelle suchen,“ antwortete Afta fast unhörbar. Sie fühlte sich durch Ellens Worte so peinlich berührt und gekränkt, daß sie am liebsten sofort aus dem Hause gelaufen wäre.

„Du bist zu jung und hübsch, um allein in der Welt fortzukommen. Du würdest überall schlimme Erfahrungen machen und dich bald so unglücklich fühlen, daß du wahrscheinlich die erste beste Partie, die sich dir bietet, annähmst. Warum dem allem nicht vorbeugen? Dies sind ja nur Mädchenlaunen. In einem Jahr bist du die glücklichste Frau von der Welt und mir dankbar, daß ich dir zuredete.“

„Zureden! Ellen, du zwingst mich in diese Heirat hinein!“

„Zu deinem eigenen Besten.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht.“

„In die Zukunft kann ich nicht sehen. Ich rate dir aber nach bestem Wissen und Gewissen.“

„Ich bin wie eingefangen. Ihr habt mir keinen Ausweg gelassen. Wie soll ich William jemals das Geld zurückzahlen? Gekauft hat er mich, wie man eine Sklavin kauft.“

„Wiederhole solchen Unsinn nicht in Normanns Gegenwart, Afta, sonst zwingst du ihn, dich freizugeben. Er hat es nur gut mit dir gemeint.“

„Mit sich. Er wollte seinen Willen um jeden Preis durchsetzen.“

„Afta, sei nicht albern. Wenn du dich in solche

Verbitterung hineinredest, wird William nicht viel Freude an dir haben."

"Seine Sache. Wenn er mich mit solchen Mitteln an sich reißt, muß er mich nehmen wie ich nun einmal bin."

"Eine undankbare Person bist du, die ihn gar nicht verdient. Jedenfalls darfst du ihm nichts von Mengersky sagen."

"Nein, das ist auch gar nicht nötig. Wenn ich mich freiwillig mit ihm verlobt hätte, wäre es meine Pflicht, ihm alles zu sagen, aber da ihr mich moralisch zwingt, er mich gewissermaßen kauft, kann er sich nicht beklagen, wenn er bei dem Handel betrogen wird."

Ellens nie besonders große Geduld war erschöpft. „Du bist wie ein unartiges Kind,“ sagte sie heftig, „gar nicht wert, daß man sich so viel Mühe mit dir gibt! Künstlerin werden kannst du nicht, heiraten willst du nicht, hier leben magst du auch nicht! Ich kann dir kein besseres Heim bieten, und deine Schulden werde ich auch nicht bezahlen. Koffer voller Toiletten und unbezahlte Schneiderrechnungen — das sind die einzigen Resultate deiner hochfliegenden Träume.“

Asta wurde bald blaß, bald rot.

„Sei ruhig, Ellen, ich verlange nichts mehr von dir,“ sagte sie nach einer Weile mit zitternder Stimme, „weder jetzt noch später. Sei unbesorgt. Kurt mag ich nicht auch noch mit meinen Sorgen zur Last fallen; der hülfle mir gewiß, aber er ist schon unglücklich genug. . . . Ich werde also William heiraten, wenn er mich noch haben will. Wenigstens du bist dann zufrieden — und ihr seid mich los.“

„Mach, was du willst, ich kümmerge mich nicht mehr um deine Angelegenheiten!“ antwortete Ellen gereizt.

Sie sprach nicht mehr über die Sache. Asta merkte, daß sie ihr ihre Worte nicht vergeben konnte.

Das Leben wurde immer unerträglicher, als zum Überfluß auch noch Otto erkrankte. Der Arzt nannte es Influenza, die ohne Fieber, aber darum um so langwieriger auftrat. Der Junge war kaum wiederzuerkennen, matt, blaß und übellaunig saß oder lag er in seiner Mutter Zimmer herum.

Ellen aß fast nur noch trockenes Brot, um Ottos Appetit mit Delikatessen anregen zu können. Sie behauptete, er würde sich hier nie erholen, die Luft sei ungesund, er müsse Veränderung, anregenden Verkehr haben. Sie würde hier auch noch ihr einziges Kind dahinstehen sehen, ohne ihm helfen zu können, seine ganze Krankheit sei Sehnsucht nach dem Meere.

Kurt schwieg meist zu solchen Äußerungen, die stets im Ton der Anklage an ihn gerichtet wurden. Er versuchte, sich mit Otto zu beschäftigen, las ihm vor, spielte mit ihm Schach. Aber den Jungen langweilten die Bücher, die der Vater wählte, er verlangte von Seereisen, von der Marine zu hören — gerade die Dinge, von denen Gollen ihn abbringen wollte.

Die Versuche, ihn zu erheitern, scheiterten daher meist ziemlich kläglich. Kurt verlor manchmal die Geduld über den Eigensinn, mit dem der Junge alle seine Gedanken auf den einen Punkt festbohrte. Er fuhr ihn heftig an. Ellen nahm das „arme kranke Kind“ leidenschaftlich in Schutz. Ihre Verteidigungsrede endete stets mit Vorwürfen, bis Kurt verzweifelt in seine Stube ging und die beiden, mit denen zusammen zu sein einst sein größtes Glück ausmachte, erleichtert wieder allein ließ.

Dazu wollte es dies Jahr durchaus nicht Frühling werden.

Über den schwarzen Feldern zerging der Schnee, ohne daß sich ein grüner Schimmer darunter gezeigt hätte. Wässeriger Schmutz blieb auf den Straßen zurück. Die Obstblüte — blühende Obstbäume waren sonst der schönste Schmuck der reizlosen Gegend — erfroren im ersten Knospenansatz. Mitte April hingen erst ein paar kümmerliche, blaßgelbe Rätzchen an den Weiden. Die Drosseln saßen mit naß verregnetem Gefieder auf den tropfenden Zweigen der Bäume, nur selten drang ihr süßer Flötenton wie ein Hoffnungsruf ins Zimmer. Diese endlos langen, graunassen Frühlingstage erschienen Asta noch schwerer zu ertragen wie die kurzen Winterwochen, die weite Spaziergänge kürzten. Die Kälte machte wenigstens müde, diese weiche, feuchte Luft nur schlaff und hoffnungslos. Mit lähmender Unlust, die ihr jede Tatkraft raubte, ertrug sie das Leben. Sie war eigentlich froh, daß Ellen für sie handelte. Sie würde sich von ihr in die Ehe hineinschieben lassen. Schlimmer wie jetzt konnte es nicht werden — vielleicht sogar etwas besser. Wenigstens konnte sie Ellen dann Geschenke machen, Otto zu sich einladen und auf diese Weise das drückende Gefühl los werden, monatelang ein unnützer Esser gewesen zu sein.

Sie machte eines Tages eine derartige Bemerkung. Zu ihrer Bestürzung sah Ellen sie zuerst erstaunt an, dann brach sie in ein heftiges Weinen aus.

Asta stand ratlos neben ihr. „Ellen, liebe Ellen, weine doch nicht!“ bat sie. „Weinst du über mich, weil ich William heiraten muß?“

Ellen schüttelte den Kopf. „Nein, ich weine über mich selbst,“ sagte sie endlich mit halb erstickter Stimme. „Was ist aus mir geworden? Eine grämliche, geizige, bissige Frau, die ihrer verwaisten Schwägerin das

Stückchen Brot im Hause mißgönnt, sich für allen Klatsch und Zanf ihrer Nachbarn interessiert, kleinlich, erbärmlich denkt und handelt.“

„Rebe doch nicht so, Ellen — du bist im Grunde gut, nur verbittert.“

Ellen trocknete hastig die nassen Augen. „Ja, verbittert, böse, herabgezogen durch das Elend meines Lebens.“

„Ellen, ich werde William heiraten, dann kann ich dir helfen,“ flüsterte Asta.

Ellen beugte sich vor und küßte sie. „Er kommt in einigen Tagen, Asta. Wir müssen das Haus ein wenig zurechtmachen.“

„So bald schon?“

„Ja, Kind. . . Und eure Hochzeit ist hoffentlich im nächsten Monat. Wozu das auch noch länger aufschieben? Normann hat sich in Wilhelmshaven schon Wohnungen angesehen. — Asta, wie beneide ich dich! Du wirst wieder am Meer leben, Schiffe sehen, die salzige Luft atmen. Manchmal im Traum sehe ich die graue, weite Wasserfläche, die schlanken, weißen Möwen darüber hinschießen —“

„Ihr müßt mich oft besuchen.“ Asta wollte sich zu einem Lächeln zwingen, aber ihre Lippen zuckten nur.

„Otto schicke ich dir bald einmal, wenn du ihn haben willst, Asta. Kurt ist gewiß nicht hinzubringen. Meer, Marine, Schiffe — das sind alles verbotene Dinge. Ich kann ihn nicht allein lassen. Uns beiden ist wohl nicht mehr zu helfen. Laß uns nur in unserem Winkel. Aber wenn du etwas für Otto tun willst, das nehme ich dankbar an.“ —

Die paar Tage vergingen mit Vorbereitungen aller Art schnell genug. Otto war in fieberhafter Aufregung, Onkel William wiederzusehen. Eine Marineuniform

rief alle seine leidenschaftlichen Wünsche für die Zukunft, sein schmerzliches Bedauern der Vergangenheit wach. Ellen's Einwand, daß Normann vermutlich in Zivil reisen werde, verhallte ungehört.

Asta war sehr still und blaß. Sie ließ Ellen mit der Aufwärterin in der Küche kochen und backen. An diesen Vorbereitungen beteiligte sie sich nicht. Sie ging aber mit Otto in das Wäldchen, das sich um die Vorstadt herumzog, und suchte Anemonen und milde, blaßlila Veilchen. Alle Vasen und flache Schüsseln, deren sie habhaft werden konnte, füllte sie damit. In den hohen Gläsern schimmerten silbergraue Weidenkäzchen zwischen dunkelgrünen Tannenzweigen, die ihre hellen Triebe ins Licht reckten. Die Fülle dieses zarten Frühlings Schmuckes idealisierte die nüchternen Zimmer.

Aber auch sie selbst wollte nicht ungeschmückt bleiben. Unbewußt regte sich der Wunsch in ihr, William solle sie noch schöner, noch begehrenswerter nach der langen Trennung wiederfinden.

Ellen lächelte still vor sich hin, als Asta in dem eleganten silbergrauen Tuckkleid herunter kam. Diese sanfte Farbe harmonierte so hübsch mit ihrem zartrosigen Gesicht und den goldblonden Haaren. Im Gürtel hing ein Strauß der duftlosen, blassen Veilchen. Nun, gleichgültig schien es Asta jedenfalls nicht zu sein, welchen Eindruck sie bei ihrem „ungeliebten Bräutigam“ hervorrief. Otto bewunderte die Toilette laut, Kurt sagte nichts, Asta wurde immer unruhig unter seinen forschenden Blicken. Sie machte sich zwecklos etwas an den Blumenvasen zu schaffen, die sie bald hier-, bald dorthin rückte.

„Ich will nach der Bahn gehen und Normann abholen.“ Kurt sah nach der Uhr. „In einer halben Stunde wird der Zug hier sein.“

Asta fing an zu zittern. In wenigen Minuten also mußte sich ihr Geschick entscheiden. Sie konnte Ellens triumphierende Miene nicht aushalten, auch Ottos Fragen und Vermutungen marterten sie. Sie lief in ihr Dachstübchen hinauf. In Gedanken versunken starrte sie auf die Straße herunter. . . .

Die Zeit verstrich.

Sie hörte die schnellen Tritte der zurückkehrenden Herren in der Stille ganz deutlich sich dem Hause nähern. Sie beugte sich vor.

William war wirklich in Uniform, wie Otto gehofft hatte. Seine schlanke, straff aufgerichtete Gestalt überragte Kurt. Wie alt der neben dem frischen, hübschen Gesicht des jungen Offiziers aussah — grau um die Schläfen, den Rücken gebeugt!

Asta blieb am Fenster stehen, die Hände um den Riegel gelegt. Sie konnte sich nicht entschließen, hinunterzugehen. Mochten sie sich doch erst alle begrüßen. In dem kleinen, leichtgebauten Hause hörte man jeden Ton, Williams kräftige Stimme, sein Lachen klang deutlich an ihr Ohr. Jetzt fragte er nach ihr.

Ein seltsames Gefühl, fast an Abneigung grenzend, stieg in ihr gegen ihn auf. Ihm erfüllten sich alle Wünsche, er setzte seinen Willen durch. Aber sie war gescheitert. Er steuerte sein Lebensschiff mit fester Hand, wohin er wollte, während sie kläglich Schiffbruch litt!

Trozig warf sie den Kopf zurück. Gut — er sollte seinen Willen haben! Die Folgen mußte er tragen. Warum wollte er durchaus ein Mädchen heiraten, das ihn nicht liebte? Warum benutzte er ihre verzweifelte Lage?

Otto stürmte die Treppe herauf. „Tante Asta, warum kommst du nicht? Onkel William ist schon ungeduldig.“

„Ich komme ja schon.“ Afta sah in den Spiegel. Reizend sah sie aus mit ihren vor Erregung dunklen Augen, den heißen Wangen. „Er macht immerhin einen ganz guten Handel bei dem Geschäft,“ dachte sie bitter.

Otto lief voran, um ihr Erscheinen anzukündigen.

Kurt und Ellen gingen ins Nebenzimmer.

William stand allein vor ihr. Die schräg durch das Fenster hereinfallenden Sonnenstrahlen blendeten Afta, sie mußte die Augen niederschlagen. Die ruhig freundlichen Begrüßungsworte, die sie sagen wollte, blieben ihr im Halse stecken.

Er schien auch gar keine Anrede zu erwarten. Er ging ihr mit raschen Schritten entgegen, zog sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich. Sie duldete schweigend seine Küsse. In den Augen, die sie endlich zu ihm aufschlug, lag ein unruhig flackernder Blick.

„Setz dich zu mir,“ bat er. „Wir haben uns viel zu sagen. Warum hast du mir gar nicht mehr geschrieben, liebe, böse kleine Afta?“

Sie wick sich seinem zärtlich fragenden Blick aus. „Ellen wollte dir alles sagen.“

„Das hat sie auch getan. Ich hätte aber gern von dir selbst noch mehr gehört.“

„Es läßt sich vieles so schwer in Worte fassen,“ murmelte sie.

Er hob ihren gesenkten Kopf in die Höhe und versuchte in ihren Augen zu lesen. „Willst du mir nicht deine traurigen Erfahrungen mitteilen, Liebchen?“

Diese Worte reizten Afta, sie schüttelte seine Hand von sich ab.

„Ist es dir noch zu schwer, darüber zu sprechen — selbst mir gegenüber?“ fragte er.

Ihre Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. Sein

mitleidiger Ton brachte sie zum Weinen, wie Kinder es tun, wenn man sie bedauert. Sie strich sich hastig über die Wimpern. „Wir wollen lieber nicht darüber reden, ich kann es nicht aushalten. Du würdest mich doch nicht verstehen, wenn ich dir auch alles auseinandersetzte.“

Er verbiß ein Lächeln. Ihre Worte klangen sehr großartig, und die Tatsache war doch so einfach zu fassen. Sie hatte eben zu große Hoffnungen auf ein nicht ausreichendes Talent gesetzt. Wie vielen ist das schon passiert! „Für mich ist deine Stimme die schönste von der Welt, Liebchen.“ Er legte seinen Arm um ihre Taille.

Asta saß sehr gerade, sehr steif, ihr war augenscheinlich höchst unbehaglich zu Mut. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte ihm die Wahrheit ins Gesicht geschrien: „Ich liebe dich nicht. Ich liebte einen anderen. Nur weil ich dir dein Geld nicht zurückzahlen kann, muß ich dich heiraten.“ Nur mit Mühe hielt sie an sich. „Ich habe seit einem halben Jahr keinen Ton mehr gesungen,“ sagte sie statt dessen ausweichend. „Ich werde wohl alles verlernt haben. Ich mag auch gar nicht mehr singen, ich glaube, ich werde es nie wieder tun.“

„Das hoffe ich doch. Du weißt, wie gern ich dich immer singen hörte, Asta. Willst du nicht unser Glück, unsere Liebe besingen?“

„Unser Glück — unsere Liebe!“ wiederholte sie tonlos. „Gewiß, wenn du es wünschst, werde ich wieder anfangen zu üben. — Er hat ja mein Talent mitgekauft!“ lautete im stillen der bittere Nachsatz.

Normann ersahen Astars Wesen etwas befremdend. So merkwürdig kühl zurückhaltend, sonderbar gereizt und doch wieder fügsam. Das lag sonst gar nicht in

ihrer Natur. Ellen hatte ihm brieflich und mündlich auseinandergesetzt, daß Asta noch sehr gedrückt über ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen sei; er möge diesen Punkt völlig übergehen. Vielleicht war es wirklich das Klügste, es zu tun. War Asta erst seine Frau, würde sie von selbst in einer vertraulichen Stunde von ihren Berliner Erlebnissen erzählen. Jetzt wollte er sie lieber auf ganz andere Gedanken bringen.

„Sieh mal her, mein Herz,“ bat er. „Ich habe Wohnungspläne bei mir.“ Er zog einige Bogen Papier aus der Tasche. „Hier diese kleine Villa, nicht weit vom Hafen, gefällt mir sehr gut. Sie ist beinahe so hübsch wie eure frühere in der Düsternbrookallee.“

„Wenn sie dir gefällt, ist es ja genug. Ich bin mit allem einverstanden.“ Asta schob das Papier zurück. „Aus Plänen kann ich mich doch nicht orientieren.“

Eine leichte Ungebuld stieg in ihm auf. Ihr Benehmen war für eine Braut, die demnächst heiraten will, wirklich etwas sehr apathisch und interesselos. „Nun, wenn du mir also die Sache überlassen willst, werde ich die Wohnung mieten. Und die Einrichtung? Hast du keine Wünsche für den Salon?“

„Gar keine.“

„Dann mach mir später aber auch keine Vorwürfe, wenn es dir nicht gefällt.“

Asta unterdrückte die unliebenswürdige Antwort, die ihr auf der Zunge lag.

„Ich habe sehr hübsche Sachen von der Reise mitgebracht, auch seidene Stoffe zu Kleidern, echt indische Seide und japanische Stickereien,“ fuhr er fort.

„Wie gütig von dir!“

Er lachte plötzlich laut auf. „Ach, du kleiner Narr, sei doch nicht so steif! Was soll denn das eigentlich bedeuten?“ Er schüttelte sie ein bißchen.

Asta machte sich erschrocken frei. Eine Ahnung dämmerte in ihr auf, daß es unmöglich sein würde, ihr erzwungenes, kühl-gleichgültiges Wesen, in das sie sich wie hinter einem Bollwerk verschanzte, auf die Dauer festzuhalten.

Er nahm ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Stehe Asta, du willst mich doch heiraten? Es zwingt dich niemand. Du weißt, daß ich dich nicht beim Wort halte, wenn du es nicht gern tust.“

Sie biß sich auf die Lippen, um die Worte zurückzuhalten, die ihr auf der Zunge schwebten. „Ich kann ja nicht frei von dir werden, du hast mich ja gekauft!“ Was sollte sie auch anfangen, wenn sie ihn nicht heiratete? Hier bei Ellen bleiben, oder in eine dienende Stellung gehen? Beides war gleich schrecklich. Sie seufzte tief.

„Galt dieser Seufzer dem schweren Entschluß, mich zu heiraten?“ fragte William lächelnd.

„Nein.“ Ihr Troß kehrte zurück. „Ich will dich heiraten, aber du mußt mich nehmen, wie ich nun einmal bin.“

„Wie denn? Wenn ich das nur erst wüßte? Etwas Stachelgewächs scheint mir, das sich schlecht anfassen läßt. Man weiß gar nicht, von welcher Seite man ihm beikommen darf.“

„Sehr schlecht bin ich,“ antwortete sie leise, „sehr schlecht geworden, seit du mich nicht gesehen hast.“

„Das brauche ich wohl nicht zu glauben. Ich glaube, du bist unglücklich gewesen, mein Herz. Das macht bitter. Jetzt wirst du glücklich sein und alles vergessen, nicht wahr?“

„Ich will es versuchen.“ Zum ersten Male sahen ihre Augen ihn wieder mit dem süßen, sanften Blick von einst an.

„Armes Kind! Die Verhältnisse hier im Hause waren gewiß schwer zu ertragen?“

„Ja — und zu ändern sind sie auch nicht. Hat Kurt sich dir gegenüber ausgesprochen? Klagte er?“

„Nein, mit keiner Silbe. Ich sehe es ihm aber an; er hat viel gelitten — mehr wie seine Frau, oder ich möchte sagen: schöner, größer wie seine Frau. Ellen findet in Klagen und Vorwürfen Erleichterung, darum kann sie auch den „geistig schweigenden Hochmut“ des Leidenden, wie sie sich ausdrückt, nicht begreifen.“

Asta nickte. „Ich kann ihn verstehen,“ sagte sie nachdenklich. „Es gibt Dinge, über die man nicht sprechen kann und darf.“

„Mir gegenüber könntest du dich schon aussprechen. Versuch es nur!“ bat er.

Aber sie wandte sich ab. Der ablehnende, verschlossene Ausdruck kehrte in ihr Gesicht zurück.

„Sie hat zu sehr in der Atmosphäre dieses Hauses gelitten,“ dachte er, „sich an lieblosen Worten verwundet. Langsam muß ich sie mir zum Glück, zum Vertrauen erziehen.“

Ein Gefühl der Enttäuschung beschlich ihn trotzdem.

Ellen, die es vor Neugier nicht länger aushielt, steckte den Kopf zur Tür herein. „Nun, wie ist es? Darf ich den Hochzeitskuchen bald bestellen?“

William stand auf und zog Asta mit sich empor. „Sie dürfen es, Frau Ellen,“ sagte er etwas erzwungen heiter. „Morgen früh muß ich wieder in Wilhelmshaven sein. Ich konnte jetzt keinen Urlaub nehmen. Darum kam ich auch in Uniform — nur für ein paar Stunden. Ich fahre heute nacht zurück. Morgen früh miete ich die Wohnung. Asta ist einverstanden. Nicht wahr?“

„Ja, ich bin mit allem einverstanden.“

Man hörte dem ruhigen Ton der Antwort nicht die herzbellemmende Angst an, mit der Asta diese Worte sprach.

Zwölftes Kapitel.

„Nun, wie gefällt es dir in unserem Nestchen?“ fragte William Normann gespannt. Er nahm seiner jungen Frau den Mantel ab. „Sieh dich um, ob ich alles gutgemacht habe.“

Asta ging durch die Zimmer. Im Speisezimmer war der Tisch für zwei Personen mit blaueweißem Zwiebelmusterporzellan und blitzblankem, neuem Silber einladend gedeckt. Der Bursche in Livree legte nach Anweisung des gewandten Hausmädchens die steifen Servietten in kunstgerechte Falten. Beide dienstbare Geister machten ihre Verbeugung und starrten Asta dann etwas dreist-neugierig an. Sie fühlte sich viel zu verlegen und unsicher in ihrer jungen Hausfrauenwürde, um die Leute anzureden oder gar einen Befehl zu erteilen. Hastig trat sie in das andere Zimmer, den Salon, noch etwas steif und kalt mit den grau-blauen Damastfesseln, den zierlichen Empiremöbeln. Einen großen Teil des Raumes beanspruchte ein neuer „Blüthner“, den Normann gegen Astars altes Instrument, natürlich mit Zuzahlung einer erheblichen Summe, eingetauscht hatte. Über dem Deckel lag eine kostbare japanische Decke — Vögel und Arabesken in erhabener Goldstickerei auf blaßrosa Atlasgrund.

Sie ging schnell an dem Flügel vorbei. Nur flüchtig strich sie die Falten der schönen Decke glatt. Durch die dünnen lichtgelben Fenstervorhänge schimmerte die weite Wasserfläche des Hafens, Schiffsmasten ragten

auf, der heulende Ton der Sirenen drang herein. Sie hätte glauben können, wieder in der Düsternbrookallee in Kiel zu sein nach einem wirren, schrecklich-schönen Traum.

William trat zu ihr. Er erwartete offenbar einen Dank, wenigstens ein anerkennendes Wort. „Gefällt es dir?“ fragte er noch einmal.

„Ja, alles ist wunderschön.“

„Willst du nicht einmal den Flügel probieren?“ bat er. „Es war eigentlich kühn, ihn ohne dich auszusuchen, aber der Name bietet wohl genügende Garantien.“

„Mein alter Flügel wäre gut genug für mich gewesen.“

„Weinst du? Mir ist aber nichts gut und schön genug für meine Frau. Außerdem hatte der Herr in Helmstadt, der das Instrument mietete, es nach Aussage eines Sachverständigen gräßlich behandelt. Ellen hätte es nicht hergeben dürfen.“

Er nahm die Decke vom Flügel und klappte den Deckel zurück.

Aber Asta wollte nicht spielen. „Ich muß mich umziehen. Wir essen wohl bald. Später vielleicht.“

„Wie du willst. Aber mein Zimmer kannst du dir wohl noch schnell ansehen?“

„Gern.“

Der Ton müder Gleichgültigkeit, in dem sie antwortete, verletzte ihn, wie schon oft seit ihrer Hochzeit, die vor wenigen Tagen im kleinsten Kreise bei Hollens stattgefunden hatte. Sein kurzer Urlaub verhinderte eine länger ausgedehnte Hochzeitsreise. Er hatte sich beim Heimkommen auf Asters Entzücken gefreut über die während der kurzen Brautzeit mit Liebe, Sorgfalt und Geschmack eingerichtete Wohnung, in der nach

Begutachtung sachverständiger Damen auch nicht das Pünktchen auf dem i fehle. Vor allem hoffte er auf freudiges Überraschtsein wegen des neu erworbenen Flügels. Aber alles schien sie gleichgültig zu lassen.

Sie mußte ihm doch wohl die Kränkung anmerken. „Ich danke dir,“ sagte sie plötzlich ganz leise und hastig, ohne ihn anzusehen.

„Kannst du mir nicht in anderer Weise danken, Usta?“ bat er.

Sie wandte den Kopf zur Seite. „Wie denn?“

„Ja, wenn du es nicht selber weißt!“ meinte er verstimmt, zuckte die Achseln und ging ihr voran, um die Tür seines Zimmers zu öffnen.

„Wie schrecklich ist es, immer dankbar sein, alles annehmen zu müssen,“ dachte Usta. „Diese jeelische und körperliche Abhängigkeit, diese Gebundenheit — wie soll ich das ertragen?“

Sein Zimmer stach gegen die moderne Eleganz des ihren sehr ab. Dunkelrote Mahagonimöbel in schönen alten Formen, viele Bücher, an den Wänden kostbare Kupferstiche in schlichten Holzrahmen: Calandrellis Städtebilder, die kulturhistorische Zeitgemälde genannt zu werden verdienen, Niedingersche Jagdszenen, mit unnatürlich krummhalsigen Hirschen, verrenkten Hunden und wunderlichen Menschen.

„Die Sachen und Bilder stammen alle noch aus meinem großelterlichen Hause. Mein Großvater war ein Sammler alter Kupferstiche,“ erklärte William. „Nach dem Tode meiner Mutter kamen sie in meinen Besitz. Ich habe mich nie davon trennen mögen. Mag man jetzt stilvoller eingerichtet sein, behaglicher war's früher.“ Er rückte ihr einen tiefen Lehnstuhl ans Fenster. „Da kannst du immer sitzen und nähen oder lesen. Willst du?“

„Stört dich das nicht beim Schreiben oder Arbeiten?“ fragte sie unsicher. Sie bog den blonden Kopf an das rote Leder der Stuhllehne zurück.

„Nein, du störst mich nie,“ antwortete er zärtlich.

Seine Verstimmung war schon wieder verflogen. Er schalt sich selbst undankbar. Konnte er sie doch jetzt täglich, stündlich sehen! Wenn er vom Dienst nach Hause kam, würde stets ihre holde Gestalt in leicht erreichbarer Nähe sein.

Er trat hinter ihren Stuhl und sah über ihren Kopf hinweg aus dem Fenster, das auch auf den Hafen hinausging. Seine Brust hob ein tiefer Atemzug. Es wohnte sich schön hier. Man ist in der Heimat und hat doch die ganze Ferne bei sich, durch den Anblick der überseeischen Dampfer, der Kriegsschiffe, des lebhaften Verkehrs. Man brauchte bloß mit einem Boot durch den Hafen zu fahren, dann steuerte man gleich ins offene Meer hinaus.

„Wirst du bald wieder eine Reise machen?“ fragte Asta. Sie wandte den Kopf nach ihm um.

„Willst du mich schon wieder los sein? Ein Weilchen mußt du es schon mit mir aushalten.“

„So meinte ich es natürlich nicht.“ Asta errötete heftig, weil sie sich schämte, daß er ihre Gedanken erriet.

Der Bursche kam vorsichtig auftretend herein. William trat von Aastas Stuhl zurück. „Was gibt's denn?“

„Einen Brief für den Herrn Leutnant.“

William erbrach den Umschlag. Er runzelte beim Lesen unmutig die Stirn. „Eigentlich toll! Heute abend soll ich durchaus in unser Kasino kommen, um ein Abschiedsfest für den Kapitän der „Schwalbe“, der eine Übungsreise antritt, mitzumachen. Am ersten Abend unseres Bierseins! Ich kann aber nicht gut absagen.“

„Natürlich nicht.“ Aastas Brust hob ein erleichterter

Atemzug. Ein einsamer Abend! Ein Abend ohne Gütlichkeiten ertragen und erwidern zu müssen! Herrlich!

William schrieb schnell ein paar Worte. „Aber was wirst du denn allein anfangen, Asta?“ fragte er, als der Bursche wieder hinausgegangen war.

„Ich? Briefe schreiben werde ich wohl.“

„An Hollens? Willst du dich über mich beschweren, weil ich dich zu sehr liebe? Was?“

„Nein — Marka bin ich einen Brief schuldig. Sie weiß es vielleicht noch gar nicht, daß ich verheiratet bin.“

„Marka? Ist das eine Künstlerfreundschaft aus Berlin?“

„Ja, sie war Klaviervirtuosin. Jetzt ist sie mit dem Professor Keen in Marburg verheiratet.“

„Auch verheiratet? Desto besser! Dann habe ich gegen die Korrespondenz nichts einzuwenden. Mit einer exaltierten Künstlerin hätte ich es dir vielleicht verbieten müssen, Briefe zu wechseln.“

„Warum denn?“

„Nun, für meine Frau scheidet sich solch Künstlerverkehr nicht recht,“ antwortete er leichthin. „Es ist mir auch sehr lieb, daß es nie dazu gekommen ist, daß du öffentlich aufgetreten bist, Asta. Manche Menschen denken in unseren Kreisen doch sehr abfällig darüber und wohl nicht ganz mit Unrecht. Ich begreife mich jetzt selbst nicht mehr, daß ich dir damals behilflich war, diese Idee auszuführen. — Nun, es ist ja noch glimpflich abgegangen.“

Sie wollte entgegnen, aber sie schwieg. Wenn sie ihm von ihren Erfolgen erzählte, würde er sicher immer weiter fragen. Dann mußte ihre Bekanntschaft mit Mengersky, die ganze leichtlebige Münchner Zeit an

den Tag kommen. . . . Wer konnte wissen, wie er das aufnahm? Vorausichtlich brauchte er das alles nie zu erfahren, besser also war's jedenfalls, wenn sie schwieg.

Unter dem Vorwand, sich umziehen zu müssen, stand sie schnell auf und ging in ihr Schlafzimmer. Die breiten englischen Betten, die zierlichen weiß und blau gestrichenen Lackmöbel, der großblumige Baumwollstoff, welcher Wände, Betthimmel und Schirm bespannte, machten das Zimmer so freundlich und hübsch wie nur möglich. Aber Asta blickte über all die hübschen Sachen mißmutig hinweg, sie sah nur die aufgezwungene Intimität in dem anmutigen Raum. Das verdarb ihr die Freude an dem neuen Besitz.

Sie überließ sich den geschickten Händen der Jungfer, die in ihrem hellen Waschkleid, ein Hamburger Tüllmützchen auf dem braunen Haar, sehr niedlich aussah. Und Frida schien ihr Fach gut zu verstehen. In kurzer Zeit hatte sie Asta umgezogen und frisiert. „Die Koffer mit all den schönen Toiletten muß ich wohl heute nachmittag auspacken, gnädige Frau?“ fragte sie dann.

„Ja, tun Sie das nur,“ antwortete Asta gleichgültig.

„Ich hänge die Kleider in den großen Schrank nebenan. Einige werde ich wohl aufplätten müssen. Wo sollen denn die Noten hinkommen, die alle auf dem Boden des Koffers liegen?“

„Lassen Sie die nur liegen. Ich packe sie mir lieber selbst gelegentlich aus.“

„Jawohl, gnädige Frau.“ Frida wunderte sich. Mit den Toiletten durfte sie machen, was sie wollte, und um das „alte Papier“ war ihre Dame so besorgt. Nun, ihr war's recht. Noten konnte sie doch nicht lesen, Toiletten durchmustern ist jedenfalls interessanter.

Das Mittagessen verlief tabellos. Mit Fridas Hilfe bediente Jens schon ganz gewandt, und die „perfekte Köchin“, die William gemietet, um seiner jungen Frau das Wirtschafsten zu erleichtern, kochte in der Tat vorzüglich. William schmeckte es prachtvoll. Asta merkte nie recht, was sie aß. Sie stand den praktischen Seiten des Lebens gänzlich fern. Gingesponnen in ihre Künstlerhoffnungen — später Enttäuschungen — hatte sie nie Sinn dafür entwickelt, auch machte sie sich noch gar nicht klar, daß sie sich damit jetzt doch wohl befassen müsse. William war ja zum Glück wohlhabend. Wenn man genug Diensthofen halten konnte, machte sich das alles gewiß ganz von selbst.

Jens stellte in Williams Stube die Kaffeemaschine nebst Zubehör auf den Tisch, Asta wippte im Schaukelstuhl auf und nieder, William steckte sich eine Zigarette an.

„Willst du nicht den Kaffee kochen, Asta?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich?“ Asta sah entsetzt das geheimnisvolle Ungetüm, die Kaffeemaschine, an. „Wie soll ich denn das anfangen?“

Er mußte über ihren Schreck lachen. „Hat Ellen dir das nicht gezeigt?“

„Nein, ich hatte aber auch nie Lust, es zu lernen.“

„Nun, dann sieh jetzt mal her.“ Die Zigarette im Mundwinkel, machte er sich daran, die Maschine in Gang zu bringen.

„Woher verstehst du das nur?“ wunderte sich Asta.

„Wenn man viel reist, lernt man sich zu helfen. Übrigens war ich lange Tischdirektor auf unserem Schiff und mußte nach dem Essen den Kaffee kochen.“

„Dann koch ihn auch nur hier weiter,“ schlug sie erleichtert vor. „Das behalte ich nie, wo der Kaffee

hinkommt, und wann ich die Spiritusflamme auslöschten soll. Das ist ja gräßlich schwer. Gib mir lieber eine Zigarette.“

Etwas erstaunt hielt er ihr das Etui hin. „Du rauchst — das wußte ich gar nicht.“

„Viel nicht, das soll der Stimme schaden. Marika rauchte viel mehr und —“ sie stockte und biß sich auf die Lippen.

William goß ihr den Kaffee ein. Eigentlich fand er es häßlich, wenn Damen rauchten, aber schließlich — sie sah so reizend aus, wenn sie die bläulichen Wölkchen aus dem roten Munde stieß, und er war vorläufig noch viel zu verliebt, um irgend etwas, das sie tat, zu tadeln.

„Nicht wahr, du rauchst nur, wenn wir allein sind,“ bat er. „Hier raucht, soviel ich weiß, keine Dame, du könntest Anstoß erregen.“

„Welche Damen?“ fragte Asta zerstreut.

„Nun die, mit denen wir verkehren werden: die Frauen der Offiziere unseres Schiffes, die Frau des Hafenkommendanten und —“

„Ach, lieber Gott! Haben die Herren von der Marine nur während ihrer Reisen einen weiten Horizont? Sehen sie, ebenso wie ihre Frauen, vom Lande aus alles nur aus einem so beschränkten Gesichtswinkel?“

„Du hast doch früher schon in unseren Kreisen gelebt. Du weißt ja, wie es bei uns zugeht.“

„Ja, ich könnte es wissen. Ich bin aber wohl in Berlin und München etwas vermöhnt worden. Dort dachte man anders.“

„Mit wem verkehrtest du denn hauptsächlich?“ fragte William.

„Ich sagte es dir schon: mit Marika, und — und

Wengerst, den berühmten Geigenkünstler, sah ich auch viel." Asta zwang sich, den Namen ruhig auszusprechen.

„Jung oder alt?“

„Ich hab' ihn nicht nach seinem Alter gefragt. Etwa fünfunddreißig vielleicht.“

„Verheiratet?“

„Ja.“

Jetzt konnte William nur noch einen kleinen Teil von Asters Gesicht, eigentlich nur noch ihr rotglühendes Ohr sehen.

„So, verheiratet?“ William schien erleichtert. „Und die beiden dachten also so ungewöhnlich und großartig in allen Dingen?“

„Das taten sie, und die anderen auch.“

„Welche anderen?“

„Professor Bengal zum Beispiel und seine Frau. Überhaupt alle, die ich bei ihnen traf.“

„Erzähl mir doch einmal ein bißchen ausführlicher von deinem Berliner Aufenthalt,“ bat William.

Asta bereute schon ihre Offenherzigkeit. „Ach, das ist langweilig für dich, du kennst ja die Menschen doch alle nicht.“

„Nichts ist mir langweilig, was dich angeht.“

Es war aber nicht viel aus ihr herauszubringen. Sie antwortete so einsilbig und widerwillig, daß William es bald aufgab, sie auszufragen.

„Du bist ein kleiner Trozkopf,“ sagte er; halb lachend, halb ärgerlich nahm er ihr Gesicht in beide Hände und küßte den roßigen Mund, der so hartnäckig schweigen konnte. „Leider muß ich jetzt gehen, ich komme aber, sobald ich kann, zurück.“

„Der wievielte Ruß das heute wohl ist?“ dachte Asta. Als William das Haus verließ, seufzte sie unwillkürlich erleichtert auf.

Sie ging in ihr Zimmer hinüber. Alles darin sah sie noch fremd und unbehaglich an, trotzdem auf dem Schreibtisch die Briefmappe mit allen notwendigen Schreibutensilien bereit lag, die Tische mit neuen Büchern und Zeitschriften belegt waren.

Sie blätterte flüchtig in einem Roman. Besonders gern las sie nicht. Die Geschichten langweilten sie bald. Ein Weilchen ging sie unschlüssig hin und her, dann fiel ihr ein, daß sie ihre Noten auspacken wollte. Sie lief die Treppe hinauf. Frida war nicht im Schlafzimmer, sie plättete gewiß noch in der Küche die zerdrückten Kleider auf. Asta beugte sich über den offenen Koffer. Die Notenstöße lagen noch auf dem Boden. Sie nahm sie heraus. Hastig, ohne zu sehen, ob sie alles griff, lief sie zurück in ihren Salon. Laut atmend stand sie vor dem Flügel.

„Ich muß doch sehen, wie der Ton klingt. William wünschte ja, daß ich ihn probiere.“

Sie schämte sich der Lüge, mit der sie sich selbst täuschen wollte. Nicht um ihm gefällig zu sein, würde sie spielen, nein — mit tausend Fäden zog es sie mit magnetischer Gewalt zu dem Instrument. Sie fieberte vor Verlangen, die Tasten zu berühren, die geliebten, lang entbehrten Töne zu hören.

Hestig zog sie die kostbare Decke herunter; achtlos, ob sie auf den Boden oder zufällig auf einen Stuhl fiel, ließ sie sie liegen und schlug einen Akkord an. Die Töne klangen leise nachhallend durch das stille Zimmer. Asta beugte den Kopf, ein paar heiße Tränen fielen auf die weißen Tasten herunter. Wie ein Geistergruß aus weiter Ferne schmeichelte der weiche Mollakkord des singenden Flügels sich in ihr Ohr.

Mit zitternden Händen suchte sie zwischen den Noten. Nein — ein heiteres Lied konnte sie heute nicht singen

— die Veilchen- und Rosenliederzeit war vorbei . . . Sie war auch des Singens so entwöhnt. Mit ganz etwas Leichtem, Einfachem mußte sie anfangen.

Da — das ging. Das war das Richtige.

Zögernd spielte sie die Melodie flüchtig durch. Es glückte — unbewußt fast griffen ihre Finger die richtigen Noten. Jetzt setzte sie ein:

„Als die Stunde kam, daß ich Abschied nahm,
Sah ich nicht den wunderholden Mai,
Hab' nur eins gewußt, als ich wandern muß',
Daß von dir, von dir ich ferne sei.“

Weich und leise, wie eine zögernd vorgebrachte Klage, schwebten die Töne der süßen Stimme durch das stille Zimmer, stärker anschwellend, zum Schluß zu ergreifender Inbrunst sich steigend.

Asta hörte selber entzückt auf die Töne ihrer Stimme. Der Gesang klang weicher, tiefer — ganz anders als früher, viel inniger, zu Herzen gehender. Sie stand auf und hielt sich zitternd am Flügel fest. Plötzlich sank sie in die Kniee und lehnte die Stirn an das harte Holz.

„Großer Gott, ich kann singen — so schön singen! Ich bin doch eine Künstlerin!“

Sie schluchzte, jauchzte, jubelte, verzweifelte in einem Atem.

Endlich wurde sie ruhiger. Sie versuchte ein anderes Lied, eine italienische Arie. Der Eindruck blieb. Ihrer Stimme, die jedenfalls überangestrengt war, mußte die lange Ruhe gut getan haben. Vielleicht hatte sie jetzt erst ihre eigentliche Fülle und Kraft erlangt. Sie kam mühelos einen halben Ton höher hinauf wie früher.

„Und ich Törrin, ich Wahnsinnige gab gleich alles auf! Warum tat ich es nur?“

Der Glaube an ihre Künstlerschaft, den sie unter bitteren Schmerzen verloren, war ihr zurückgegeben. Aber was half ihr das? Sie hatte ja doch in ihrer Verzweiflung zu rasch alles über Bord geworfen. Wie konnte sie das wieder gutmachen?

Sie ging ans Fenster und stieß den Flügel auf. Kühl wehte die Luft vom Wasser her zu ihr herein. Im weichen Grau des dämmernden Abends schwamm alles zusammen, der blasser Himmel und die silberne Wasserfläche in harmonisch abgetönten Farben. Der Wind blähte die weißen Segel der Rähne so hoffnungsvoll, das eintönige Anklatschen der leisen Dünung klang wie ein monoton gesungenes Lied. Ein Boot, mit Matrosen bemannt, fuhr dicht unter ihren Fenstern vorüber. Im Takt hoben und senkten sich die Ruder. Das Fahrzeug schoß schnell durch die Wellen, einem der draußen verankerten Kriegsschiffe zu.

Alta sah das alles, ohne einen bestimmten Eindruck in sich aufzunehmen. Sie träumte vor sich hin in die immer tiefer einbrechende Dämmerung des milden Frühlingsabends hinein.

Sie überhörte das bescheidene Klopfen an der Thür. Erst als die Köchin, eine behäbige Gestalt in hellem Waschlend und großer weißer Schürze, vor ihr stand, sah sie auf.

„Gnädige Frau, ich wollte fragen, was ich morgen beim Schlächter bestellen soll?“

Alta war in tödlichster Verlegenheit. Bestellte man täglich etwas beim Schlächter? Was, wieviel, wovon? Richtig — Ellen besaß ja auch ein gräßliches, fettiges Büchlein, in das sie täglich etwas hineinschrieb und über dessen hohe Gesamtsumme sie jeden Ersten im Monat bitter klagte. Hätte sie sie nur gefragt, was für Sachen sie und der Schlächter da täglich hineinschrieben!

Die Köchin schien die Ratlosigkeit in den Zügen ihrer jungen Herrin zu lesen. Ein wohlwollendes, etwas verschmitztes Lächeln verzog ihren Mund. „Gnäd'ge Frau, wir könnten ja eine Rindslende nehmen,“ schlug sie vor, „und dazu Büchsen-spargel.“

„Ach ja, Rindslende und Büchsen-spargel!“

Asta hätte auch jedem anderen Vorschlag Beifall gezollt.

„Und die Suppe?“ fragte die Köchin weiter.

Also Suppe auch noch!

„Ich denke, die Koch' ich vom Abfall, mit etwas Fleisch-extrakt.“

Asta schauderte. Suppe von Abfall?! Scheußlich! Was für Abfall mochte das sein? Sie würde jedenfalls nichts davon anrühren.

„Gut — vom Abfall.“

„Die Suppe wird sehr schön, gnäd'ge Frau. Ich löse doch das Filet aus,“ meinte die Köchin fast beleidigt.

„Und die süße Speise?“

„Wir essen keine süße Speise.“ Aastas Geduld war zu Ende.

„Wie schade! Ich habe so schöne Rezepte.“

„Dann machen Sie eine — nun, was Sie wollen.“

Die Köchin verschwand. In der Küche erheiterte sie Jens und Frida mit einer genauen Beschreibung von Aastas Ratlosigkeit, die sie noch ein bißchen ausschmückte. „So junge Frauchen müssen eben alle erst Lehrgeld zahlen,“ meinte sie philosophisch. Dann spitzte sie den Bleistift für das Auslagebuch.

„Na, das wird gut werden,“ meinte Frida anzüglich.

„Tun Sie nur nicht so heilig!“ stichelte die Köchin. „Wer hat sich denn heute das rosa Seidenkleid übergezogen?“

„Das schadet dem Kleid doch nichts.“

„Meine Auslagen schaden auch nichts — da lernt sie dran.“

Jens belachte den guten Wit, dessen tieferen Sinn seine Harmlosigkeit nicht ganz begriff. . . .

Asta atmete erlöst auf, als die Köchin verschwunden war. Ob die schreckliche Person alle Tage solche Fragen stellen würde? Wie entsetzlich! Wozu hielt man sich denn eigentlich eine Köchin? Die konnte doch auch den Küchenzettel allein machen. Solche profaischen Fragen störten jede Stimmung — das ging nicht an! Wie hübsch lebte es sich doch in Pensionen! Da wurde jeden Tag der Tisch gedeckt, ohne daß man vorher zu wissen brauchte, was darauf stehen würde. Wie war es nur möglich, daß Marla, die jahrelang solch freies Künstlerleben führte, sich in der Enge einer noch viel beschränkteren Häuslichkeit wohl fühlte? Ob sie auch Essen bestellen, fettige Schlächterbücher durchrechnen, vielleicht gar Hansels Höschen flicken mußte? Sie wollte sie gleich einmal danach fragen, wie sie all diese profaischen Beschäftigungen ausführen und dabei noch schreiben konnte: „Mein Leben ist ganz Musik!“

Schnell setzte sie sich an ihren Schreibtisch und zog die Mappe zu sich heran. Briefpapier in verschiedenen Formaten und Sorten, Karten, Briefmarken — alles war vorhanden. Sie kaute verdrießlich am Federhalter. Die vorsorgende Liebe, der sie überall begegnete, legte ihr solche unerträgliche Dankbarkeitsschuld auf. Sie machte sich auch so wenig aus all den sie umgebenden Luxusgegenständen. Wenn Ellen das alles haben könnte, wie glücklich würde die darüber sein! Der lag nur ihr Kind, eine wohlgeordnete Häuslichkeit, behagliches Leben am Herzen.

Hastig fing sie an zu schreiben. Die Worte überstürzten sich. Sie mußte doch, ehe sie auf ihr eigent-

liches Thema kam, wenigstens kurz von ihrer Hochzeit, den zwingenden Gründen, die sie zu ihrer Heirat bestimmten, sprechen. In kurzen, knappen Sätzen, etwas im Reporterstil, beschrieb sie die trostlosen Zustände im Hause ihres Bruders, die Unmöglichkeit, dort zu bleiben, ihre Hilflosigkeit, als sie erfuhr, wer ihr damals das Geld zu ihrem Studium vorgestreckt.

„So habe ich mich denn in diese Ehe hineintreiben lassen, Marika,“ ging der Brief weiter, „weil ich Menckers und Deinen Worten glaubte, daß meine Stimme zur Konzertsängerin nicht ausreichend sei. Ihr habt euch beide geirrt! Dieser Irrtum und meine schwächliche Leichtgläubigkeit sind mir zum Verhängnis geworden. Heute zum ersten Male seit neun Monaten sang ich wieder. Meine Stimme ist verändert, voller, umfangreicher an Klang und Fülle geworden, ein ganz anderer Ernst und Tiefe liegen darin. Ich kann singen! Ich konnte Künstlerin werden, wenn ich mir nicht selbst die Wege dazu verbaut hätte. Soll ich — muß ich das ertragen?“

Du sagtest mir einmal, Marika, die Wertschätzungen eines Menschen verrieten etwas von dem Aufbau seiner Seele und worin sie ihre eigentlichen Lebensbedingungen und ihre Not sähe. — Nun, meine Lebensbedingung ist die Kunst. Die Not meiner Seele ist, ihr nicht ganz angehören zu dürfen. Was aber versteht mein Mann von dieser Not, diesem Drang meiner Seele? Nichts! Er sieht in mir das hübsche, sanfte, kleine Mädchen, das er heiratete, um es abküssen zu können, so oft es ihm beliebte.

Daß er gut zu mir ist, mich auf jede Weise verwöhnt, ist ja wahr, aber was hilft mir das? Nichts — im Gegenteil, es bedrückt mich nur, legt mir Fesseln an. Ob ich sie nicht doch einmal sprengte? Wenn

der Drang nach Selbständigkeit, nach freier Betätigung meines innersten Müßens zu stark wird, was dann?

Ich kenne die Enge, in der ich hier leben werde, so gut. Militärische Interessen, Fachsimpeleien — alles einseitig, beschränkt, ohne Aufschwung und Verständnis künstlerischer Bestrebungen.

Mein Mann ist auch nicht anders. Er machte schon heute einige Bemerkungen, die deutlich seine Denkungsart verrieten und durchblicken ließen, wie viel ihm an den Kleinlichen Ansichten seiner Kameraden und deren Gattinnen liegt. Er wird mich nie begreifen, ebensowenig wie ich mich in ihn hineindenken kann. Wie zwei Taubstumme werden wir nebeneinander herleben. Hätte ich es nie kennen gelernt, das Glück, geliebt und verstanden zu werden, ich würde vielleicht nicht merken, was hier fehlt. . . . Professor Keen ist Dichter — alle Künste reichen sich bei euch die Hand. Darum wird er für Dich Verständnis haben, während ich stets auf absolutes Unverständnis stoßen muß.

Noch eines sollst Du mir sagen, Marla. Wie fängst Du es an, Dein Musizieren mit Deinen Hausfrauenpflichten zu vereinigen? Mich störten heute schon, am ersten Abend meines Hierseins, die dummen Fragen der Dienstboten. Ich werde sie alles selbständig machen lassen, ich mag von dem Kleinkram nichts wissen. Meine Seele soll nicht in solchen Erbärmlichkeiten erstickten. Aber Du . . .“

Alta ließ die Feder erschrocken fallen. Ein schwarzer Tintenfleck beendete diese Bekenntnisse einer schönen Seele. Sie hörte ihren Mann mit dem Drücker die Flurtür öffnen und sich rasch ihrem Zimmer nähern. Hastig klappte sie die Mappe zu und warf alles in das offenstehende Schubfach des Schreibtisches.

„Da bin ich wieder. Hoffentlich nicht zu früh! —

Diese Neckereien, daß ich so früh aufbreche, weil ich es ohne meine Frau nicht aushalten könnte! — Nun, sie hatten ja recht, die guten Leute.“

William warf die Mütze auf einen Stuhl. Asta sah ihn ganz zerstreut an.

„Warum gingst du denn schon fort?“ fragte sie endlich langsam.

„Sehr freundlich! . . . Also beinetwegen hätte ich länger wegbleiben können? Du hast dich inzwischen gut unterhalten?“

„Ich habe gesungen.“

„Das freut mich. Gefällt dir der Flügel?“

„Ja, sehr schön ist er.“

„Und dann? Hast du gelesen?“

„Nein, geschrieben — an Marka. Ich bin aber noch nicht fertig.“ Sie machte eine Wendung zum Schreibtisch hin.

„Jetzt wirst du doch nicht weiterschreiben wollen?“

„Warum denn nicht?“

Über sein eben noch so heiteres Gesicht legte sich eine Wolke. Also darum war er so früh nach Hause gekommen, um allein in seiner Stube zu sitzen, während sie in ihrem Salon schrieb!

„Ist Licht in meinem Zimmer?“ fragte er kurz.

„Ich weiß es nicht.“

William drückte auf den elektrischen Knopf. Nach geraumer Zeit erschien der Bursche und verschwand schleunigst, um Licht zu machen, als er seinen Herrn so unerwartet vor sich sah.

William las dann auf seinem Zimmer die eingelaufenen Briefe und Zeitungen, die mit der letzten Post gekommen waren. Aber er blieb zerstreut, immer horchte er darauf, ob Asta sich nicht von selbst zu ihm setzen würde. Aber sie kam nicht, sie schrieb jedenfalls

an ihrem wichtigen Brief. Schließlich erschien es ihm lächerlich. Wenn jedes von ihnen abwarten wollte, wer den ersten Schritt täte, dann konnte es lange dauern.

Er ging wieder zu ihr hinüber. Der Brief lag geschlossen auf dem Schreibtisch.

„Willst du nicht mit in mein Zimmer kommen, Asta?“ bat er.

Sie sah auf. Ihre Augen sahen aus, als ob sie geweint hätte. „Gehört denn das zum Verheiratetsein, daß man immer zusammensitzt?“

Es sollte wohl ein Scherz sein, aber er klang nicht lustig.

„Daß man gern zusammen ist — ja,“ antwortete er gelassen, „sonst hätte das Heiraten besser unterbleiben können.“

„Das wäre auch wohl besser gewesen,“ sagte sie so leise, daß er es mehr erriet, als verstand.

Eine dunkle Röte stieg in seine Stirn. „Was soll denn das heißen? Was habe ich dir getan, das dich zu dieser Äußerung bewegen kann?“

„Nichts. Ich habe nur etwas gemerkt.“

„Was denn?“

„Daß ich doch singen kann! Es war ein Irrtum, eine Übereilung, daß ich meine Künstlerlaufbahn aufgab.“

„Und das bereuſt du — bereuſt es heute ſchon?“

Sie wagte nicht zuzustimmen. Als sie in sein finsternes Gesicht sah, schwand ihr der Mut. „Ich weiß es nicht,“ stotterte sie. „Es ist alles so überstürzt, so schnell gekommen, ich kann mich noch nicht zurechtfinden, mich kaum besinnen.“

Sie tat ihm leid. Sie war so jung, zart und hilfsbedürftig! Er mußte Geduld haben. Langsam, durch



feine Liebe, würde sie die bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen überwinden.

Er trat zu ihr und streichelte ihr blasses Gesicht. „Du bist müde, Liebchen, und siehst heute abend alles etwas trübselig an. Es hindert dich niemand — ich gewiß nicht — zu spielen und zu singen, so viel du magst.“

„Ja?“ Ihr Atem ging rasch. „Ich werde üben. Ich will beweisen, daß ich doch eine Künstlerin bin!“

„Wem mußt du denn das durchaus beweisen?“

Sie zögerte eine Sekunde mit der Antwort. „Allen denen, die es nicht glauben wollten,“ sagte sie endlich ausweichend.

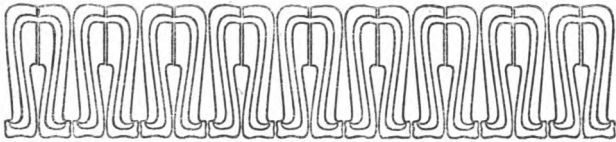
„Ich wünschte, du gäbst dir ein bißchen Mühe, mich an deine Liebe glauben zu lehren,“ antwortete er ernst.

Asta sagte nichts. Als sie sich beim Gehen von ihm küssen ließ, kamen ihm die Lippen seltsam kalt, ihr Gesichtsausdruck düster vor.

Mit einem Seufzer gab er sie frei.

(Fortsetzung folgt.)





Frau Doras Schulden.

Novellette von Alwin Römer.



Mit Illustrationen
von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

1.

Frau Dora zog den Store vom Fenster und lehnte die schöne weiße Stirn gegen die kühlende Glasscheibe. Sie wollte mehr von dem Leben da draußen sehen, das über der großen Wittenbergplatz hastete. Allemal, wenn die Dämmerung kam, kroch es mit deren dunstigen Schatten an ihr herauf, das Gespenst der Einsamkeit, dem sie in ihrem kleinen Provinznest hatte entfliehen wollen, und das doch getreulich mit ihr gewandert war wie ihr Hausrat, ihre Kleider, ihr Schmuck und ihre Bücher. Man war in Berlin zuzeiten noch viel verlässener als in Malsburg trotz allen Lärmens und Hastens da draußen, trotz der tausenden Straßenbahnen und der endlos aufquellenden Menschenströme aus den Mündungen der zahlreichen Seitenstraßen.

Und das sollte nun so fortgehen, bis aus der jungen, noch fast mädchenhaften Witwe eine alte, müde Frau geworden war? Eine spinngraue Perspektive, die ihr

immer wieder vor das geistige Auge trat, wenn sie drüben in der Kleiststraße die Laternen aufblitzen sah, weiter und immer weiter, lauter Lichtpunkte, die zuletzt nur eine einzige leuchtende Linie zu sein schienen, während all das, was vor ihr lag im Leben, nur in öde Schatten gehüllt zu sein schien.

Frau Dora hatte nämlich keine Lebensaufgabe. Nicht einmal für sich selbst brauchte sie ja im geringsten zu sorgen. Ihr verstorbener Gatte, den sie auf Zureden der spekulativen Verwandten geheiratet hatte, weil er ein reicher Mann gewesen, hatte sie zur Universalerin seines Vermögens eingesetzt und ihr dadurch ein für allemal jene kleinen und großen Unannehmlichkeiten des Lebens aus dem Weg geräumt, die der großen Mehrzahl verwitweter Frauen allzu fruchtlose Grübeleien schnell zu vertreiben pflegen.

Ein Kind hatte ihr die Ehe auch nicht geschenkt. Für die Betätigung in Wohltätigkeitsvereinen fühlte sie sich zu jung, zu unerfahren, hatte auch keine Brücke zu den wortführenden Elementen, obgleich sie bei jeder Kollette gern und reichlich gab, und von den Bekannten aus ihrer Jugend, die in dem großen Spreebabel wohnten, mochte sie nach den ersten Versuchen auch keinen wieder auffuchen. Sie hatten alle keine Zeit. Jeder hastete seinen vielfältigen Interessen nach, ohne mehr als ein oberflächliches Wort der Anteilnahme für sie zu finden. Blieben ihr die Theater und Konzerte, denen sie lange Zeit hindurch eine eifrige Besucherin war. Aber schließlich ermüdete sie auch das. Der Verkehr, den sie der Zufall da und dort anknüpfen ließ, erwies sich alsbald fast immer als unpassend. Entweder geriet sie an Künstlerfamilien, die ihr durchaus nicht unliebenswürdig erschienen, aber für ihren soliden Kleinstadthorizont doch etwas zu kraftgenialisch

waren, oder sie lernte jenes Progenivolk kennen, das unter dem dünnen Firnis erträglicher Umgangsformen alle die üben Eigenschaften dieser Gesellschaftsschicht verbarg, von der Pfaueneitelkeit an bis zum wütenden Neid auf alle, denen es noch besser geht wie ihnen selbst. Zu diesen letzteren gehörte ihr Hauswirt und seine Familie, die sich anfänglich sehr um sie bemüht hatten und für ihre alsbald eingetretene Zurückhaltung nur sehr langsam Verständnis gewannen.

„Ob es in Berlin überhaupt nette Menschen gibt?“ hatte sie schon manch liebes Mal geseufzt und dabei erwogen, ob es nicht besser sei, der großen Häuserwüste eines Tages wieder den Rücken zu kehren. Ähnliches zog ihr auch heute wieder durch den Sinn.

Da schrillte kräftig der Ton der elektrischen Glocke draußen, so daß sie erwartungsvoll emporfuhr. Wer konnte das sein? Ach was! Die Abendzeitung oder der Briefträger, vielleicht auch wieder einmal einer der Patienten des Arztes, der vor ihr die Wohnung hatte.

Einen Augenblick noch lauschte sie auf das Gemurmeln an der Korridortür; dann sank sie in ihre vorige Stellung zurück und starrte wieder auf den nun fast dunkel gewordenen, von den vielen Lichtern nur hier und dort dürrig erhellten Platz hinab.

Dann aber klopfte Marie, ihr Hausmädchen, an die Zimmertür.

„Herein!“ rief sie ungeduldig und drehte sich vom Fenster um.

„Da ist ein Herr Doktor Schmidt, der —“

Frau Dora verstand falsch. „Aber Sie wissen doch, daß ich nicht weiß, wo er hingezogen ist, Marie!“ erklärte sie mißmutig.

„Ach nein, gnäd'ge Frau,“ sagte Marie darauf, „der Herr Doktor Schmidt ist es selber.“

„Und will mich sprechen?“

„Ja, er möchte sich sein Fensterthermometer abholen, daß er beim Auszieh'n vergessen hat.“

„Ah . . . das will er sich selbst holen? Gut, machen Sie Licht im Salon und führen Sie ihn dort hinein!“

„Schön, gnäd'ge Frau.“

Dora überlegte einen Augenblick, ob sie diesen ihr unbekanntem Herrn persönlich empfangen oder ihn einfach sein Thermometer holen lassen sollte. Dann stieg die Neugier in ihr. „Du wirst so auch endlich erfahren, wo er wohnt,“ sagte sie sich, wie zur Entschuldigung, und dann schritt sie in ihrer lässig anmutigen Art in den Salon hinüber.

„Guten Abend, gnädige Frau,“ sagte eine männliche Stimme, aus der es ihr wie eine anheimelnde Fröhlichkeit, eine unbezwingliche gute Laune herauszuklingen schien. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich störe, allein —“

„Sie stören durchaus nicht, Herr Doktor,“ unterbrach sie ihn höflich. „Es ist sogar ein ganz klein wenig unrecht, daß Sie nicht schon früher einmal erschienen sind, damit wir Ihren hier immer noch anklopfenden Patienten hätten verraten können, wo Sie eigentlich zu finden sind.“

Dabei sah sie ihm zum ersten Male voll ins Gesicht, da er bisher noch im Schatten der Türvorhänge gestanden hatte, und entdeckte zu ihrer Überraschung, daß dieser Doktor nicht dem Wilde gleich, das ihre Phantasie sich unbewußt von ihm geformt hatte. In ihrer Heimatstadt war auch ein Doktor Schmidt gewesen, ein Mann in mittleren Jahren mit einem Gesicht wie der bekannte Koburger Herzog, voll und frischfarbig mit dunklem Henriquatrebart. Und einen schwarzen

Gavelock hatte er stets getragen und in der Hand einen Stock mit einer riesigen Hirschhornkrücke, so daß ihr der Stock immer wie eine Sense erschienen war, und der Doktor wie eine Art Verwandtschaft des unheimlichen Sensenmannes, der die Menschen dahinsinken läßt, als wären es Halme. An diesen Doktor Schmidt hatte sie törichterweise wohl immer gedacht. Und nun stand da vor ihr ein stattlicher schlanker Mann von eben dreißig Jahren mit einem sauber gepflegten dunklen Schnurrbart unter der gutgeformten Nase und einem leisen Leuchten in den klaren braunen Augen, das mit dem Klang seiner Stimme offenbar zu harmonieren schien.

„Dann bitte ich doppelt um Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte er, ein bißchen verlegen.

„Also zweitausendmal?“ lächelte sie. „Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Mein Mädchen kann versuchen, Ihr vergessenes Eigentum vom Fenster loszuschrauben.“

„Wenn Sie gestatten, besorge ich das lieber selbst. Ich habe einen Schraubenzieher bei mir und eine Zange auch,“ entgegnete er und holte die Instrumente dabei aus der Überziehortasche.

„Sie sind ja ein richtiger Mechanikus!“ sagte sie bewundernd. „Ein „praktischer“ Arzt in des Wortes verwegenster Bedeutung! Nur, daß Sie sich am Hause unten — oder meinetwegen auch an meiner Wohnungstür — kein Schild mit Ihrer neuen Wohnungsangabe geleistet haben, finde ich höchst unpraktisch! Oder wollten Sie Ihrer Praxis mit Absicht entrinnen?“

Der junge Arzt sah sie etwas ungewiß daraufhin an, ob sie spottete oder ernsthaft rede. Dann fragte er zweifelnd: „Waren wirklich Leute da, die in meine Sprechstunde wollten? Oder —“

Er verschluckte die zweite Frage diplomatisch. Es war ja nicht gerade notwendig, daß diese schöne, offenbar in guten Verhältnissen groß gewordene Frau, die für Manichäerscheuten kein richtiges Verständnis haben konnte, von jenen ungeduldigen Mahnern erfuhr, die sich bei jungen, vermögenslosen Anfängern mitunter einzustellen pflegen.

„Gewiß,“ erklärte sie nachdrücklich, „eine ganze Menge sogar, Herr Doktor. Acht oder neun wenigstens.“

„So, so! ... hm ... meine Praxis war ja allerdings in der Entwicklung begriffen, und wenn ich in der Nähe eine passende Wohnung erhalten hätte, wäre ich vielleicht hier doch noch zum Ziele gekommen. So aber —“

„Ja, warum sind Sie denn nicht hier wohnen geblieben? Genügten Ihnen die Räume nicht?“ forschte sie neugierig.

„O doch. Es war mehr, als ich eigentlich brauchte; aber —“

„Oder war Ihnen der Straßenlärm störend?“

„Durchaus nicht. Wo ich jetzt wohne, ist es allerdings viel stiller als hier; indessen —“

„Aber dann versteh' ich nicht —“

„Ich ... ich hatte mit dem Wirt Differenzen.“

„Ah, wohl der klavierspielenden Tochter wegen? Das ist allerdings manchmal eine Höllenplage.“

„O, das hätt' ich schon noch ertragen,“ sagte er mit einem humoristischen Seufzer. „Nein, es waren noch andere Sachen. Aber wenn Sie nun gestatten —“

„Ist es nicht schon zu dunkel für eine solche Arbeit? Wenn Sie wollen, kann ich das Ding ja morgen abnehmen lassen und Ihnen zusenden?“ sagte sie zuvorkommend.

„Die Mühe möchte ich Ihnen nicht machen. Es geht auch sehr leicht trotz der Dunkelheit.“

„Nun, wie Sie wollen. Ich werde Ihnen dann wenigstens von Marie leuchten lassen.“

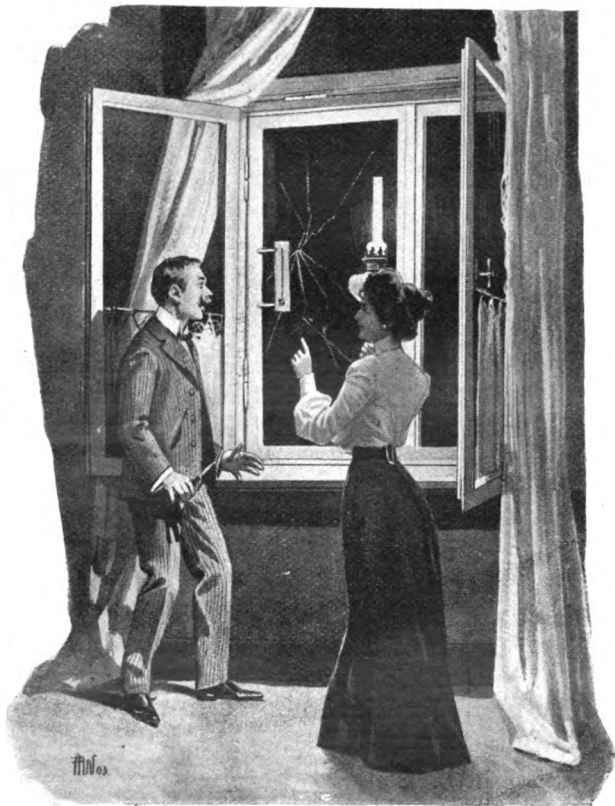
Aber Marie machte das so ungeschickt wie nur möglich. Immer lag der Schatten seines Armes oder seiner Hand just auf dem Schraubentopf, dessen Einschnitt er suchte. Das konnte Dora nicht lange mit ansehen, ohne ungeduldig zu werden. Endlich nahm sie dem Mädchen, das von den Gesetzen des Lichtes keine Ahnung zu haben schien, obgleich sie neunzig Taler Lohn erhielt, die Lampe aus der Hand und sorgte nun selbst dafür, daß der junge Arzt bei seiner Arbeit etwas sehen konnte.

Indessen erhöhte das die Sicherheit seiner Hand durchaus nicht. Wohl fiel der volle Strahl der Flamme jetzt auf die zierlichen Metallbrücken, die das mattgeschliffene und sauber facettierte Glasthermometer hielten, aber dabei kam die schöne junge Gestalt ihm so nahe, daß er den leisen Duft ihres Haares spürte und ihre ruhigen Atemzüge hörte. Bei einer zufälligen Bewegung streifte er unwillkürlich ihr Kleid, das die Anmut ihrer Formen in der hilfeleistenden Haltung dieser Minuten verräterisch andeutete. Das Blut stieg ihm zu Häupten. Er blickte sie flüchtig an, wie um sich zu entschuldigen, und sah nun ihr Antlitz, von den grellen Strahlen der schirmlosen Lampe erhellt, viel näher vor sich, als er vermutet hatte. Da begann sein Arm zu zittern, und eine wunderliche Stockung des Blutlaufs raubte ihm das Gefühl aus der sonst so geschickten Hand.

„So geht's besser? Nicht wahr?“ fragte sie ihn lächelnd.

„Natürlich!“ stotterte er blutrot und machte eine

Kraftanstrengung, um die widerspenstige letzte Schraube zu lösen. Aber seine Energie geriet auf eine falsche Bahn. Der heimtückische Schraubenzieher glitt aus



dem Einschnitt des Schraubenkopfes und fuhr triumphierend in die mächtige Spiegelglascheibe des Außenfensters. Es klirrte und knackte, und die gläserne Fläche sah im Handumdrehen wie eine große Eisenbahnkarte

mit einem gewaltigen Knotenpunkt aus, auf dem zwölf und noch mehr Linien zusammenlaufen.

Natürlich kühlte ihn das ab. „Ich Tolpatsch!“ sagte er halblaut und setzte das Werkzeug von neuem an. „Da habe ich Ihnen ja eine schöne Geschichte angerichtet!“

„Solches Unglück ist bald zu reparieren!“ erklärte sie tröstend. „Schrauben haben eben ihren Kopf für sich, zumal alte!“ scherzte sie dann.

„Sie haben nicht unrecht!“ erwiderte er auflachend. „Seh'n Sie nur, wie glatt sich das Scheusal jetzt herauswinden läßt, nachdem es seine boshaften Absichten erfüllt sieht!“

Danach schob er die Metallteile samt der Skala in die Brusttasche seines Überrocks, steckte den Schraubenzieher wieder ein und fing an, ein paar höfliche Worte der Entschuldigung sowohl als auch des Dankes zusammenzubringen.

Sie wehrte ihm lachend ab und setzte die Lampe auf den Tisch. Als er aber von neuem begann, sein Ungeschick zu verdammen, hielt sie sich in komischem Entsetzen einfach die Ohren zu. Sie überhörte dadurch, daß draußen wieder jemand geklingelt hatte.

„Der Wirt möchte Sie sprechen, gnädige Frau,“ meldete Marie.

„Er soll nur hereinkommen!“ entgegnete sie.

„Aber ich möchte mich doch vorher empfehlen, gnädige Frau,“ erklärte Doktor Schmidt hastig. Er war feuerrot geworden.

„Ja, wenn Sie durchaus . . .“ sagte sie, erstaunt seine Verbeugung erwidern. Aber da ging die Tür schon auf, und Herr Wienecke, der Hausbesitzer, erschien auf der Schwelle.

„Haben Malheur gehabt mit 'ner Scheibe, Frau Schönau, wie ich höre. Is alles versichert in meinem

Hause; brauchen wir bloß anzumelden, wenn nich 'n nachweisbares Verschulden vorliegt. Na — un das liegt ja mehrschendeels woll nie vor!“ sagte er mit pfiffigem Schmunzeln in dem breiten, robusten Gesicht. „Wie is denn die Feschichte gekommen?“

„Wir wollten das Thermometer vom Fenster abschrauben,“ sagte Frau Dora mit leisem Zögern.

„Ach, das Dings, das Ihr Vorgänger, der noble Herr Doktor, vergessen hatte? Hat er geschickt danach?“ erkundigte sich Wienecke interessiert.

„Nein, er ist selbst danach gekommen,“ klang Doktor Schmidts Stimme von der Fensternische her, in die er sich zurückgezogen hatte. Gleich danach stand er im Lichtkreis des Zimmers, den Wirt mit einem zornigen Blick musternd.

„Dann haben Sie wohl auch selber die Scheibe zer schlagen?“ fragte der andere barsch.

„Allerdings, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben!“

„Ja, in dem Falle natürlich zahlt die Versicherung keinen roten Heller. Ich werde mich hüten, etwas zu beantragen,“ erklärte höhnlisch der Wirt. „Das kann ja ebensogut Absicht gewesen sein.“

„Wenn ich ein solcher Gentleman wäre wie Sie — natürlich!“ quittierte der Arzt den Ausfall.

„Bah — Schentelmänn!“ spottete erregt der Hauspasha. „Wer seine Miete pünktlich bezahlt, ist 'n Schäntelmänn.“

„Aber, Herr Wienecke, vergessen Sie nicht, daß Sie hier in meiner Wohnung sind!“ mahnte Frau Dora mit einem leise bittenden Blick zu dem Arzte hin.

„Gestatten Sie, daß ich mich verabschiede, gnädige Frau,“ sagte daraufhin der Doktor. „Nur die eine Frage noch soll mir Herr Wienecke in Ihrer Gegen-

wart beantworten, ob ich ihm Miete schuldig geblieben bin oder alles bezahlt habe.“

„Bezahlt schon — aber wann!“ trumpfte der Hauswirt auf.

„Herr Wienecke, das interessiert mich nicht!“ mischte sich Frau Dora nochmals ein. „Ich weiß aus meiner eigenen Jugend, wie schwer es manchmal meinem Vater geworden ist, diese oder jene fällige Schuld pünktlich zusammenzuhaben. Das ist durchaus keine Schande. Bornehm denkende Leute wissen, wie peinlich das einem ehrlichen Menschen ist, und reden nicht darüber.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau,“ flüsterte sympathisch berührt der junge Doktor. „Adieu!“

Aber noch ehe er die Tür erreicht hatte, erhob Herr Wienecke, der offenbar gereizt war durch die Parteinahme seiner Mieterin, nochmals die Stimme. „Wenn Sie so stolz sind, Herr Doktor, so bezahlen Sie vielleicht auch noch die Maurerrechnung, die ich gekriegt habe, weil hinter Ihrem Schild unten am Hause der ganze Bemurf losgegangen war.“

„Bitte, wieviel macht das denn?“

„Ich werd' mal nachseh'n. War gar nich knapp,“ behauptete der Wirt.

Frau Dora fragte verwundert: „Aber, Herr Wienecke das haben Sie doch selbst mit einem bißchen Kalk oder Gips ausgebeffert!“

„Gips kost't ooch Feld!“ schrie Wienecke wütend ob dieses Verrats.

„Na, dann schicken Sie mir nur die Rechnung,“ bemerkte spöttisch lächelnd Doktor Schmidt und schritt aus der Tür.

„So 'n hochnäfiger Kerl!“ machte der Wirt seinem Herzen jezt Luft. „Noch keine dreißig Mark Steuern fürs ganze Jahr, un dann noch allemal 'n Mahnzettel,

während unſereins ſeine tauſend Märker alle Quartal hinlegt, daß man alles ſo roocht! Hat der 'n Recht, ſich für was Betteeres zu halten? Sagen Sie ſelber!“

Frau Dora zuckte die Achſeln und lächelte. „Wieſo hat er ſich denn für was Betteeres gehalten?“ erkundigte ſie ſich.

„Na, das merkt man doch!“ wich Wienecke aus. „Überhaupt: ich konnt' 'n ja gleich nich verknufen; aber die Frauensleute ſind eben nie klug zu machen. Als wenn unſere Anne ſo eenen nich noch alle Dage kriegen könnte!“

„So, ſo!“ dachte Frau Dora und zwar mit einer ganz unmotivierten Fröhlichkeit. „Er hat ſich nicht als Gatte für das Gänſchen einfangen laſſen? Dann verſtehe ich den Groll.“ Als Antwort für ihren entrüſteten Vermieter aber ſagte ſie laut: „Anna iſt ja noch ſo jung; die bekommt ganz ſicher noch, was ſie ſich wünſcht.“

„Na natürlich!“ erklärte befriedigt Wienecke und fügte in einer Umwandlung von Großmut hinzu: „Um die Scheibe machen Sie ſich keine Kopffchmerzen, Frau Schönau. Ich bringe das ſchon in Ordnung.“

„Bitte ſehr,“ unterbrach ſie ihn, „ich werde ſchon ſelber dafür ſorgen. Erſtens glaube ich wirklich nicht, daß Ihre Geſellſchaft in dieſem Falle haſtbar iſt, und zweitens dauert mir das auch zu lange.“

„I gar nicht. Ich telephoniere noch heute abend, dann iſt morgen früh ſchon der Glaſer hier. Weſhalb wollen Sie ſich die Ausgabe machen?“

Unterdeſſen erſchien Marie in der Tür und ſagte, indem ſie die Abendzeitung auf den Tiſch legte: „Zehn Mark hat der Herr Doktor hier gelaffen für die Scheibe. So viel koſtet ſie doch nicht?“

„Aber wie durſten Sie das nehmen, Marie?“ erwiderte vorwurfsvoll die Herrin.

„Er wollte durchaus nicht anders und hat das Geld, als ich es nicht nehmen wollte, auf das Tischchen im Korridor gelegt.“

„So werden wir es ihm zurückschicken, Marie.“

„Das wird ihm durchaus nicht unangenehm sein,“ bemerkte Wienecke gehässig. „Aber das muß ich sagen, daß sich dreie um eene Scheibe zanken, wer sie bezahlen soll — so was kommt in Berlin alle Tage vor; bloß daß sie sich hier zum Bezahlen drängen. Wo anders drücken sie sich mehrschätendeels. Also — wer macht denn nu 's Kennen von uns dreien?“

„Ich danke bestens für Ihren guten Willen, Herr Wienecke. Aber überlassen Sie in diesem Falle nur alles mir!“ erklärte Frau Dora.

Kopfschüttelnd und brummend ging der Hauspatscha von dannen.

2.

Als Frau Dora am nächsten Morgen ihren Vorsatz ausführen wollte, merkte sie zu ihrer großen Enttäuschung, daß sie nach wie vor nicht wußte, wohin dieser Doktor Schmidt, der ihr wirklich gefallen hatte, gezogen war. Die Postanweisung blieb also vorläufig ungeschrieben. Dafür hatte sie aber für die nächste Zeit eine Aufgabe, der sie sich widmen konnte: sie mußte auskundschaften, wo er zu finden war.

Zunächst befragte sie das unheimlich große und dicke Berliner Adreßbuch, das ihr mit seiner endlosen Reihe von Schmidts allerdings einen Moment trostlose Entmutigung bereitete. Aber die Ärzte mußten irgendwo ja auch hintereinander verzeichnet sein. Sie suchte sich also das Register der Astulapjünger, und fahndete auf die Schmidts darin. Es waren nur sechs, viel weniger, als sie gefürchtet hatte. Aber welcher von den sechs es sein konnte, war doch eine nicht so leicht zu lösende

Frage. Da sie seinen Vornamen nicht kannte, wählte sie sich zunächst jenen aus, der als Paul Schmidt verzeichnet stand, denn Paul klang ihr am angenehmsten. Doch Paul wohnte in der Bülowstraße und war Sanitätsrat. Das konnte unmöglich der Gesuchte sein. Danach riet sie auf Hermann, der in Alt-Moabit praktizierte. Die Sache schien ihr der Gegend wegen schon wahrscheinlicher, bis sie entdeckte, daß Hermann die Würde eines Oberstabsarztes a. D. bekleidete, die man zumeist auch nicht mit dreißig Lebensjahren verliehen bekommt. Blieb noch Heinrich, der in der Friedrichstraße wohnte, wo es entschieden lauter zuging als hier am Wittenbergplatz, und er hatte gesprächsweise doch fallen lassen, daß er in eine viel stillere Gegend gezogen sei. Nun Oskar, dessen Wohnsitz die Kurfürstenstraße war. Die beiden anderen hatten auch schon Titel, schieden also zweifellos aus. Ob sie Heinrich und Oskar einmal daraufhin ansah? Denn jedem der beiden etwa zehn Mark zuzuschicken mit irgend einer Bemerkung auf dem Postabschnitt, die sie möglicherweise gar nicht verstanden, ging doch nicht an! Vielleicht erfuhr sie in der nächsten Umgebung der betreffenden Wohnungen, ob einer der beiden „ihr“ Doktor Schmidt war.

So machte sie sich kurz entschlossen auf den Weg. Da sie in der Leipzigerstraße Einkäufe zu besorgen hatte, kam zunächst der in der Friedrichstraße an die Reihe. Sie überlegte nicht lange, als sie in der Nähe des betreffenden Hauses eine Apotheke sah. Der Provisor, der ihr die verlangten Pfefferminzplättchen abwog, gab ihr denn auch einen ziemlich ausführlichen Steckbrief: ein Mann in den Vierzigen, Spitzbart, etwas hohe Stirn mit der Tendenz, noch höher zu werden, goldene Brille, Neigung zum Behäbigwerden und so weiter.

Sie dankte, nahm ihre Tabletten und vergaß beinahe das Bezahlen — vor Eifer, in die Kurfürstenstraße zu kommen. Aber auch hier erwartete sie eine Enttäuschung. Die Obsthändlerin, bei welcher sie Erkundigungen einzog, wirkte in ihren



Angaben zwar nicht gerade plastisch, konnte ihr jedoch, noch ehe sie das Bild dieses Schmidt bis zu Ende entworfen, den guten Doktor in Person zeigen,

da er soeben in einer Droschke von seinen Patientenbesuchen heimkam. Es war ein sehr stattlicher Mann mit klugen Augen und einem brillanten Schnurrbart; aber doch nicht der, den sie suchte.

Grübelnd wanderte sie die Nettelbeckstraße hinab, in die Kleiststraße hinein, ihrem Heim am Wittenberg-

platz zu. Da kam ihr ein neuer Gedanke. Wenn sie ein altes Adreßbuch entdecken konnte, mußte sie ihn ja als Bewohner des Hauses am Wittenbergplatz verzeichnet finden, und dabei sicher doch auch seinen Vornamen. Sie fandte also Marie nach dem Riesenbuch älterer Auflage aus und war so glücklich, nach einer halben Stunde den etwas fettigen, nachgedunkelten Deckel des stumpfsinnigsten und doch notwendigsten aller Werke über Berlin aufschlagen zu können. Es war kein Genuß, diese Blätter zu wenden, auf denen Tausende von Fingern ihre Spuren zurückgelassen hatten; aber in ihrem Eifer merkte sie wenig genug davon. Triumphierend hatte sie endlich im Straßenverzeichnis den Wittenbergplatz gefunden; nun huschte ihr Auge hurtig über die Nummern hin, bis sie an das Haus des Herrn Wienecke gelangt war. Richtig, da stand er: „Dr. Richard Schmidt, praktischer Arzt. Sprechstunden von 8—12 und 2—4.“

Also Richard! Richard klang eigentlich noch hübscher als Paul! Aber ein Richard Schmidt war im diesjährigen Verzeichnis ja gar nicht aufgeführt worden. O weh! Welch neuer Vorhang senkte sich da wieder und versperrte ihr die Aussicht? Sie ließ es sich nicht verbrießen und durchblätterte in dem nochmals schnell herbeigeschafften lehtjährigen sämtliche Berliner Vororte. Vergeblich! Richard Schmidt war nirgends zu entdecken. Hatte er seine Praxis etwa aufgegeben und war etwas anderes geworden? Oder hatte ihn die Provinz verschlungen? Und er saß nun in Perleberg oder Treuenbriezen oder in irgend einem anderen Neste und versauerte, wie sie in Matsburg beinahe versauert wäre?

Eigentlich ging sie das ja herzlich wenig an, denn daß er die zehn Mark für eine Scheibe dagelassen hatte,

die er selbst und um sein eigenes Thermometer zer-
schlagen, war eine Selbstverständlichkeit. Es war ihr
gutes Recht, sich davon bezahlt zu machen, ob er nun
arm oder reich war. Aber die Scheibe hatte nur acht
Mark gekostet, und die überschüssigen zwei Mark waren
doch unzweifelhaft sein Eigentum, und es war ihre
Pflicht, sie einem Menschen wieder zuzustellen, der in
nicht gerade glänzenden Verhältnissen zu leben schien.

Manchmal freilich meldete sich ein kleiner Spötter
unter diesen sophistischen Mitleids- und Rechtlichkeits-
gedanken. Zwei Mark sind für einen so lustig drein-
schauenden jungen Herrn in Berlin doch nur eine
Bagatelle, und wenn er seinen leichtsinnigen Tag hat,
gibt er ganz sicher viel mehr aus. Was müßt du dich
daher, dieses Geld wieder in seine Hände zurückzulegen?
Gib die vollen zehn Mark in die Armenkasse, meinet-
wegen auch das Doppelte; aber laß das ewige Nach-
fragen, wenn du wirklich weiter nichts von ihm willst!
— So sagte dieser abscheuliche Gedanke. Dann wurde
sie rot vor sich selbst, fing aber auch sogleich an, sich zu
verteidigen und beschied den Angreifer also: Was soll
ich denn von ihm wollen? Aber ich darf doch nicht
über sein Eigentum zu Gunsten anderer verfügen,
und wer weiß, ob ihm die „Bagatelle“ nicht doch viel-
leicht an irgend einem Tage fehlt! Es braucht
durchaus kein leichtsinniger Tag zu sein, wie ich über-
haupt nicht recht glauben kann, daß ein Mensch mit
so guten Augen ein Vergnügen an der verwerflichen
Flottheit gewisser Taugenichtse findet!

Sie hätte sich um nichts in der Welt eingestanden,
daß diese kleine Geldangelegenheit ihr im letzten Grunde
doch nur ein willkommenes Vorwand war, sich mit
einem Manne beschäftigen zu können, den sie in der
halben Stunde ihrer Bekanntschaft sympathischer ge-

funden als die lange Reihe der Verehrer, an denen es ihr in Malsburg und auch hier in Berlin nicht gefehlt hatte.

Ihre Nachforschungen blieben freilich erfolglos. Niemand wußte etwas von diesem Doktor, der wie auf Mephistos Zaubermantel auf und davon geflogen zu sein schien. Selbst die Polizei hatte nichts zu melden als: „Fortgezogen, unbekannt wohin.“ Nunmehr rechnete sie bloß noch mit dem Zufall, der ihr ihn eines Tages vielleicht wieder einmal in den Weg führen würde, aber dieser Zufall schien herzlich lange auf sich warten lassen zu wollen. Es vergingen Monate — und noch immer war er ausgeblieben. Berlin war ja auch so groß. Er wohnte vielleicht gar nicht so weit von ihr, und trotzdem konnten Jahre vergehen, ohne daß sich ihre Wege wieder kreuzten.

So lange mußte sie nun diese „Schuldenlast“ mit sich herumschleppen! Es war schrecklich und grausam vom Schicksal, das manche Menschen in törichtem Optimismus als „gütig“ zu bezeichnen den Mut haben. Sie hielt es entschieden mit jenen, die es als das „böshafte“ apostrophieren.

Eines Tages war sie nach etlichen erledigten Toiletten Sorgen in den Menschenstrom geraten, der sich erwartungsvoll nach dem Halleschen Tore zuschob. Der Kaiser sollte vom Tempelhofer Felde her, zusammen mit der jungen Königin der Niederlande, seinen Einzug halten. Natürlich wollte sie sich das prunkvolle, bewegte Bild nicht entgehen lassen; denn eine gute Patriotin war sie immer gewesen und für „ons Willemintje“ hatte sie sogar ein Extraplätzchen in ihrem Herzen übrig. So stand sie alsbald geduldig in dem sich stauenden Menschenknäuel, ließ sich hin und her schieben, drängen

und stoßen, hörte resigniert die mitunter nicht gerade feinen Berliner Witze und Schnoddrigkeiten mit an und versuchte ab und zu, über die Köpfe der Vorderreihe hinweg einen Blick in die Belle-Alliancestraße hineinzuwerfen, aus der die Kavalkade kommen mußte.

Es war eine harte Geduldsprobe. Aber endlich, endlich, nachdem ihr die Sonne das Antlitz schon indianerbraun gebrannt hatte, kam sie doch. Der Kaiser zu Pferde mit glänzendem Gefolge; vor ihm in offenem Wagen neben der Kaiserin die schlanke, mädchenhafte Dranierin, in weißem, duftigem Gewande, das muntere Gesichtchen unter einem entzückenden Vergrüßmeinnichthut. Wie sie strahlte und lächelte vor Stolz und Freude, sich so enthusiastisch bewillkommnet zu sehen! Wie ihre Augen leuchteten, wie fröhlich sie die Grüße nach allen Seiten erwiderte, die man ihr in brausenden Hurras zu teil werden ließ!

Auch Frau Dora schwenkte begeistert ihr Spitzentäschentuch, als der bunte Schwarm an ihr vorüberbrauste.

Plötzlich aber, gerade als ihr Blick von der phantastischen Uniform eines exotischen Attachés abglitt, flog es ihr wie ein elektrischer Funke durch die Glieder. Denn drüben, auf der anderen Seite der Straße, war ihr unter den Hunderten und Tausenden von Menschen Gesichtern ein einziges aufgefallen, das eine frappante Ähnlichkeit mit dem des vergeblich gesuchten Doktors aufwies.

Ohne langes Zaudern stürzte sie sich in die Menschenwogen, die hinter dem stattlichen Zuge trotz der Abwehr der Schutzleute zusammenschlugen, und kämpfte sich mutig über den Fahrdamm hinweg. Aber auch dort hatte sich die mühsam aufrecht erhaltene Ordnung natürlich schon gelöst, und so irrte sie zwischen den

schiebenden und durcheinander hastenden Massen ziemlich planlos umher, ohne den nahen und doch so fernem Gläubiger zu finden.

Schon war ihr der Mut gesunken, diesmal zum Ziele zu gelangen, da erblickte sie ihn am Geländer der Belle-Alliancebrücke, etwas seitab, zweifellos in der Absicht, den tollen Menschenstrom sich erst etwas verlaufen zu lassen. Ein ganz eigenartiges Frohgefühl überkam sie, als sie sich ihm langsam näherte, Schritt für Schritt, wie es die allmählich weiterwogende Menschenwelle vor ihr gestattete. Und nun wäre er ihr doch im letzten Augenblicke wieder entwischt, wenn sie nicht den Mut gehabt hätte, zu rufen. Denn als sie noch etwa zehn Schritte weit von dem Plätzchen entfernt war, wo er Posto gefaßt hatte, machte er Miene, sich aufs neue in das Gewühl zu stürzen.

„Herr Doktor! Herr Doktor!“ rief sie überlaut und erntete natürlich aus ihrer nächsten Umgebung heraus dafür allerlei ulkende Entgegnungen. „Wo fehlt's denn, junge Frau?“ fragte ein vorlauter Bengel voll ironischen Mitleids, während ein anderer, den sie in ihrer Hast nach vorwärts geschoben hatte, gemütlich mahnte: „Nur nicht drängeln! Hier uff'm Platz kann er Ihnen ja doch nicht verschreiben!“

Aber sie ließ sich davon nicht anfechten, und richtig, jetzt war sie dicht hinter ihm, so daß sie ihn mit der Spitze ihres Sonnenschirmes erreichen konnte. Einen Augenblick zögerte sie noch, ob sie diese drastische Art, seine Aufmerksamkeit zu erregen, anwenden dürfe. Dann aber entschloß sie sich auch hierzu.

Er machte ein höchst verdutztes Gesicht, als er sich nach dem Störenfried umsah, der ihm da eben an den Hut gestoßen. Aber dann glitt ein freudiges Erkennen über seine Züge und färbte ihm die Wangen höher.

„Ah, gnädige Frau,“ sagte er und rettete sich mit ihr aus dem noch immer dichten Gewühl auf die Seite, „haben Sie sich auch „ons Willemintje“ angesehen?“ Dabei drückte er ihr die Hand und sah ihr lächelnd in die Augen.

Sie nickte nur und wurde rot dabei, was ihr geradezu abscheulich erschien, als sie es fühlte. Denn sie hatte sich diesem so spurlos von der Bildfläche verschwundenen Doktor nur an die Fersen geheftet, um ihm sein Geld endlich wieder einzuhandigen.

„Ich habe Sie lange gesucht, Herr Doktor,“ sagte sie endlich, und es klang recht vormurfsvoll.

„Mich?“ fragte er verständnislos. „Waren Sie etwa krank? ... Aber bei der sündhaftesten Anzahl von Ärzten in Berlin, die zum größten Teil viel mehr Erfahrung als ich besitzen, klingt diese Frage geradezu borniert. Es muß schon etwas anderes sein, um das Sie mich gesucht haben.“

„Ist es auch!“ entgegnete sie lächelnd. „Denn Gott sei Dank war ich gar nicht in der Lage, mich nach einem Helfer in Krankheitsnöten umsehen zu müssen.“

„Da bin ich aber wirklich gespannt,“ erklärte er und sah sie erwartungsvoll an.

„Geld bekommen Sie noch von mir!“ beschied sie ihn, ohne ihre Augen von den seinen fangen zu lassen.

Er schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. „Geld ist eine sehr schöne Sache in dieser ganz und gar auf den Mammon zugeschnittenen Welt,“ sagte er darauf, „und ich nehme es, wo ich es kriegen kann; aber daß ich von Ihnen —“

„Ach Gott, tun Sie doch nicht so!“

„Nein, wirklich, gnädige Frau!“

„Zur Strafe verdienen Sie, daß ich Sie jetzt regelrecht übers Ohr hiebe,“ lächelte sie.

„Was ich Ihnen nun ganz und gar nicht zutraue,“ warf er ein.

„Ober den Betrag für die Scheibe überhaupt ablehnte. Denn schließlich hat sich ja um meine Fensterreparaturen niemand Fremdes zu kümmern.“

„Ah, ist es das?“ lachte der Doktor.

„Ja, das ist es! Volle zwei Mark haben Sie noch zurückgehalten, wenn Sie mir nicht den Gefallen tun wollen und . . . denn wirklich, eigentlich ging Sie die Sache gar nichts an, Herr Doktor! Also . . .“

„Na, gestatten Sie gütigst,“ ereiferte er sich, „wenn ich jemals eine zerbrochene Scheibe zu ersetzen verpflichtet gewesen bin, so war es diese. Als kleiner Junge hat man das Recht, sich bei solchen Gelegenheiten schleunigst aus dem Staube zu machen, aber im Zustande meiner Erwachsenenheit —“

„Ich sehe schon, mit Ihnen ist nicht zu streiten. Aber die zwei Mark müssen Sie wenigstens wiedernehmen. Ich will mich nicht umsonst gefreut haben, nachdem ich ganz Berlin nach Ihnen durchsucht habe.“

„Und alles um die zwei Mark?“ fragte er launig. „Wenn doch die Menschen alle so ein zartes Gewissen hätten! . . . Aber was ist Ihnen denn, gnädige Frau? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

Er hatte gesehen, wie sie plötzlich bleich und wieder rot geworden war, während ihre Züge der Ausdruck eines ratlosen Schreckens überlief.

„O Gott,“ stammelte sie, „ich weiß nicht . . . ich muß es verloren haben!“

„Ja, was denn?“

„Mein Portemonnaie! Bei Jordan vorhin hatte ich es noch, und jetzt —“

„O weh!“ sagte er bestürzt. „Hoffentlich hatten Sie keine allzu große Summe darin!“

„Ein paar hundert Mark allerdings. Ich wollte eine Rechnung begleichen und bin nicht dazu gekommen.“

„Aber das ist ja ein kleines Vermögen!“ rief er.
„Wir wollen sofort zur Polizei, denn sicher hat es Ihnen ein Langfinger aus der Tasche gezogen.“

„Das schlimmste ist, daß ich Ihnen nun immer noch nicht zurückgeben kann, was Ihnen zukommt!“

„Wenn Sie keinen größeren Kummer dabei haben, ich will schon zu meinem Geld kommen. Schlimmsten Falls rücke ich Ihnen mit dem Gerichtsvollzieher ins Haus!“ scherzte er.

„Das tun Sie ja doch nicht,“ entgegnete sie. „Geben Sie mir lieber Ihre Adresse, damit ich Ihnen den Betrag zuschicken kann.“

„Aber wirklich, gnädige Frau, ich werde schon einmal Gelegenheit finden —“

„Nichts da. Ihre Adresse, wenn ich bitten darf!“

„Wenn es denn durchaus sein muß,“ sagte er.
„Ich wohne bis zum 1. Juni in —“

Sie hatte ein Notiztäfelchen aus der Tasche gezogen und schlug eben den silbernen Deckel zurück, da fühlte sie sich plötzlich an ihren Kleiderfalten festgehalten. Als sie sich erstaunt umwandte, sah sie in das dunkel-äugige Bronze Gesicht eines etwa zwölfjährigen Italieners, der in drolligem Kauderwelsch auf sie einredete. Sie habe soeben mit der Spitze ihres Sonnenschirmes eine feiner Bismarckbüsten vom Brückengeländer heruntergestoßen und müsse ihm Ersatz dafür leisten. Dabei zeigte er ihr den ersten Reichskanzler in einem wahrhaft bejammernswerten Zustande.*)

Auch Doktor Schmidt hatte sich dem lamentierenden Schlingel zugewandt. Dora war froh, ihn in diesem

*) Siehe das Titelbild.

Unglück bei sich zu haben; denn der Kranz von Gaffern, der sich schnell bildete, sah ganz so aus, als ob man beim geringsten Widerspruch für den schlauen Taugenichts, dem sein Bismarck sicher im Gedränge vorhin verunglückt war, Partei nehmen würde.

„Bismarck — kopflos? Junge, dann ist er's nicht!“ scherzte der Doktor; dann aber wandte er sich halblaut an Dora mit der Bemerkung, daß es jedenfalls besser sei, dem Zusammenlauf ein Ende zu machen, als sich in eine lange Debatte einzulassen. Sie murmelte nur: „Ich glaube auch, trotzdem ich es wirklich nicht gewesen sein kann.“

Darauf zog er sein Geldtäschchen und steckte dem Quälgeist eine Reichsmark in die Hand, was dieser, aus dem Klage-ton sofort in eine enthusiastische Freude überspringend, mit einem „Mille grazie, Signore!“ quittierte. Der Kreis der Neugierigen verließ sich darauf schnell, und Jungitalien verließ den Schauplatz dieses glücklichen Handels nicht, ohne die eigentlich wertlosen Trümmer der Büste mitzunehmen, was der Doktor auf eine in Aussicht stehende Wiederholung dieses Kniffs deutete.

„Ich gerate immer tiefer in Ihre Schuld,“ erklärte Dora seufzend.

„Macht Ihnen das wirklich so viel Kummer?“ fragte er lächelnd. „Wäre es nicht gescheiter, wir führen nach dem nächsten Polizeibureau und melden zunächst Ihren Verlust?“

„Ich bekomme das Geld ja doch nicht wieder!“ meinte sie resigniert.

Aber das ließ er nicht gelten. „Die Berliner Polizei ist auf Taschendiebe geeicht!“ behauptete er. „Kommen Sie nur!“

Und in einer schnell herbeigewinkten Droschke fuhr er mit ihr zur Polizeiwache.

„Wenn Sie einen Augenblick Geduld haben wollen,“ sagte der Polizeileutnant, dem er die nötigen Angaben machte. „Ich werde gleich einmal telephonisch bei der Zentrale anfragen.“

Nach einer Weile kam er zurück mit dem Bescheid, ob man sich nicht vielleicht nach dem Alexanderplatz bemühen könne. Es seien verschiedene Langfinger festgenommen worden. Möglicherweise könne sie ihr Eigentum dort gleich wieder in Empfang nehmen, möglicherweise freilich auch nicht.

Frau Doras anfängliche Gleichgültigkeit war einem lebhaften Interesse gewichen, als sie erkannt hatte, wie rührig die Polizei auf diesem Gebiete tätig war.

„Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“ fragte sie.

Er zog die Uhr. „Bis vor die Tür wenigstens, dann muß ich mich leider verabschieden, meine Zeit ist um,“ erklärte er. „Aber ich komme dann in den nächsten Tagen und erkundige mich, ob Sie Glück gehabt haben.“

„Wirklich? Wollen Sie das?“ fragte sie voll lebhafter Freude. Und als er bejahte, fügte sie hinzu: „Aber Sie müssen auch Wort halten, damit wir endlich ins reine kommen, und ich nicht länger Ihre Schuldnerin bin.“

Er versprach es ihr nochmals. Ach, er kam nur zu gern, denn diese mädchenhafte Frau mit ihrer schlichten Natürlichkeit gefiel ihm immer mehr.

Als er sich am Portal von ihr verabschiedet hatte, fiel ihm ein, daß sie ohne alle Mittel sei, wenn man ihr drinnen ihr Eigentum nicht wieder zustellen konnte. Er winkte daher dem Kutscher und wies ihn an, auf die Dame zu warten. Den Fahrpreis nach dem Wittenbergplatz erlegte er im voraus und freute sich bei dem

Gebanken, was sie für Augen machen würde, wenn sie seine Fürsorge erfuhr.

Ein paar Tage später nahm er Urlaub von der Direktion des Sanatoriums, in dem er als Arzt Anstellung gefunden hatte, um sein Wort einzulösen. Der Vorortzug ging ihm viel zu langsam, der ihn nach Berlin führte. Und erst die Straßenbahn, die an jeder Straßenecke haltmachte, seiner Ungeduld zum Troß!

Aber endlich näherte er sich doch dem neuen Westen und dem einst bewohnten Wittenbergplatz, und je näher er dem Hause kam, desto froher wurde ihm ums Herz, desto deutlicher fühlte er, daß er diese Frau ehrlich lieb hatte und sie für die Zukunft nicht entbehren mochte.

Als er einen Blumenladen mit nett arrangierten Sträußen erspähte, stieg er ab, ließ sich ein paar Marschall-Nelken mit duftenden Weilchen in Seidenpapier packen und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück.

Quer über den großen Platz lenkte er die Schritte auf das wohlbekannte Haus zu, in dem sein vergessener Barometer ihm Gelegenheit gegeben, die entzückendste aller Frauen kennen zu lernen.

Da sah er — und unwillkürlich hielt er hinter einem Gebüsch den Fuß an — wie sie selbst in diesem Augenblick durch die große Haustür kam, in vornehmer grauer Straßentoilette, und der junge, für seinen Geschmack etwas zu elegante Blondin, der ihr den Türflügel gehalten, ihr den Arm bot. Dicht vor ihm bogen sie in einen Seitenweg ein. Das Herz krampfte sich ihm zusammen. In einem großen Bogen steuerte er um das Paar herum und folgte ihm mechanisch. Ohne zu hören, was der so plötzlich auf dem Plan erschienene Fremde der heimlich Geliebten sagte, glaubte er doch

aus dem Neigen seines Kopfes zu ihr hinunter und dem strahlenden Lächeln, daß er bei einer Wegbiegung er-



spähte, schließen zu können, daß er zu spät gekommen sei, viel zu spät.

Und plötzlich überfiel ihn eine mutlose Verzweiflung.

Seine unsichere Existenz, seine ungewisse Zukunft stellten sich wie grinsende, höhrende Schatten vor ihm auf, und trotz des Sonnenscheins, der über dem Platz lag, war es ihm, als kämen sie im Nebel auf ihn zu wie ein paar Gestalten von Fleisch und Bein und würden gespensterhaft groß und unheimlich.

Währenddessen war Frau Dora mit ihrem Begleiter vor einem Juwelierladen angelangt. Galant öffnete der Fremde ihr auch hier die Thür und trat hinter ihr ein.

Doktor Schmidt preßte einen Augenblick lang den Kopf gegen die Scheiben, um durch die doppelten Fenster zu spähen. Aber er konnte nichts von dem erkennen, was drinnen vorging. Als daher gleich danach die Straßenbahn herangefahren kam, die er für den Rückweg benutzen konnte, hielt er das für eine Art Schicksalswink und schwang sich kurz entschlossen hinauf. Die Rosen ließ er nachher auf dem Platze neben sich liegen. Mochte ihr Duft feinewegen die Liebste des Schaffners erfreuen. Für ihn waren sie zwecklos geworden.

Frau Dora aber wartete vergeblich auf den wortbrüchigen Doktor, bei dem ihre Schulden seit jenem abenteuerlichen Mittag noch viel höher geworden waren. Es war doch geradezu abscheulich von ihm, sie so sitzen zu lassen! Wenn damals der kleine Italiener nicht gewesen wäre, hätte sie wenigstens seine Adresse gehabt, so aber war sie aufs neue an den Zufall gewiesen.

Eine Zeitlang promenierte sie fast täglich um die Mittagszeit am Halleischen Thor, wo sie ihn zuletzt getroffen, aber der unbarmherzigste aller Gläubiger ließ sich nicht wieder dort sehen. Sie sollte ihre Schulden wahrhaftig mit in die Sommerfrische nehmen, und der Gedanke schuf ihr ein so unruhiges und zwiespäl-

tiges Gefühl im Herzen, daß sie ihre Abreise von Tag zu Tag hinausschob.

3.

Nun stand der Juli vor der Thür. In der Nachbarschaft zeigten schon manche Etagen durch ihre dauernd geschlossenen Jalousien, daß mindestens die Hälfte der Reiselustigen auf und davon war. Da setzte auch sie endlich einen Tag fest, der sie hinausführen sollte aus dem Dunst des Großstadtsommers mit seinem staubgrauen Tiergartenlaub und den heißen Asphaltsteigen der schattenlosen Straßen. In drei Tagen wollte sie reisen. Das sollte unwiderruflich sein. Eifrig machte sie sich daran, ihre letzten Vorbereitungen zu treffen.

Eben, als sie das neu erstandene Luftkissen in die Handtasche schob, klingelte es, und Marie fragte gleich danach an, ob Fräulein Anna vom Wirt unten die gnädige Frau auf eine Minute sprechen könne.

Frau Dora hatte den Verkehr mit Wienecks seit jenem Fensterscheibenabend noch mehr eingeschränkt als vorher. Sie schwankte einen Augenblick, ob sie das oberflächlich angelegte eitle Ding, das so neugierig und ungeniert war, empfangen solle. Aber Anna Wienecke hatte es offenbar für selbstverständlich gehalten, daß Frau Schönau, wenn sie daheim sei, auch ihre Gesellschaft nicht verschmähen werde; denn eben, als Frau Dora begonnen hatte: „Ich bedaure sehr. Sagen Sie Fräulein Wienecke, daß ich keine Minute Zeit habe —“ da stand die schlanke, in ihrer Art hübsche junge Dame auch schon auf der Schwelle.

„Nein, nein, liebe Frau Schönau,“ rief sie lachend, „ich lasse mich nicht abweisen! Der Anlaß ist viel zu wichtig. Eine kleine Minute schenken Sie mir ja doch, wenn ich Ihnen verrate, was vorgefallen ist.“

Frau Dora war rot geworden. Es war ihr peinlich, daß man ihre Abweisung gehört hatte, und sie kam sich vor wie ein kleines Mädchen, das man beim Naschen ertappt hat. Unzufrieden mit sich selbst schob sie ihr Reisetäschchen beiseite, zwang sich zu einem verbindlichen Lächeln und sagte, indem sie Marie einen Wink gab, das Zimmer zu verlassen: „Sie müssen schon entschuldigen, Fräulein Wienecke, ich bin gerade beim Packen.“

„Sie wollen verreisen? Heute noch?“ fragte hastig die Wirtstochter.

„Nein,“ entgegnete Frau Dora zögernd. „Erst am Sonnabend. Aber, bitte, nehmen Sie doch Platz!“

„O, dann paßt es ja noch ganz prächtig! Ich habe mich nämlich verlobt, Frau Schönau,“ berichtete Anna blitzenden Auges. Man sah ihr an, wie selig sie war, das langersehnte Ziel endlich erreicht zu haben.

Frau Dora bekam einen heftigen Schreck. Wußte sie doch aus Andeutungen der Mutter, daß Anna trotz aller väterlichen Poltereien noch immer für Doktor Schmidt geschwärmt hatte. Aber dann fiel ihr ein, was für ein feinfühligler Mensch dieser Doktor Schmidt sei und was für klare und verinnerlichte Augen er hatte. Der konnte sich unmöglich an dieses leichte, egoistische Wesen gebunden haben.

Ihr Herz klopfte trotzdem recht lebhaft, als sie fragte: „Verlobt? Ei der Tausend, da gratulier' ich! Und mit wem, wenn man fragen darf?“

„Ja raten Sie mal?“

Frau Dora trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte. „Mit Doktor Schmidt vielleicht?“ fragte sie dann, um der Qual ein Ende zu machen.

Ein Zug heimlichen Argers glitt über das Antlitz Anna Wieneckes, ehe sie mit einem erkünstelten Auf-

lachen entgegnete: „Ach der! ... Na, so dumm! Der kann sich ja nicht einmal selbst ernähren, viel weniger noch eine Frau dazu!“

„Ja mit wem denn?“

„Mit dem Referendar Beutler!“ erklärte darauf Anna stolz. „Ein Jurist ist doch etwas ganz anderes als so ein Mediziner!“

Frau Dora nickte in Gedanken. Anna hielt es für eine Bestätigung ihrer Fakultätentaxe.

„Ganz anderer Schick!“ orakelte sie hinterher.

„Und dann die Einkünfte, die so ein Referendar hat,“ fing Frau Dora an zu spotten.

„Er wird schon bald Amtsrichter,“ beeilte sich Anna zu versichern.

„Ja, ja! „Bald“ ist ein geduldiges Wort!“ lachte Frau Dora. „Aber sorgen Sie sich nur nicht, Fräulein Anna; Papa wird schon aushelfen.“

„Na ob!“ lachte das Mädchen verständnisinnig und schnell verhöhnt über den kleinen Ausfall. „Er freut sich ja am meisten, schon um anderen Leuten zu zeigen, daß wir uns nicht zu grämen brauchen.“

„Das kann ich mir denken,“ bemerkte Frau Dora mit einem leisen Lächeln.

„Aber nun habe ich noch eine Bitte, liebe Frau Schönau. Nicht wahr, Sie geben mir keinen Korb, wenn ich Sie einlade, morgen abend mit bei der Feier zu sein? Meines Bräutigams Onkel kommt auch, und der ist Intendanturrat. Das wäre doch schön, wenn Sie — und der — Gott, Papa kann sich um den einzelnen doch nur wenig kümmern. Und Mama hat einen Biß auf alle Beamten. Die spricht auch nicht viel mit ihm. ... Nicht wahr, Sie geben uns die Ehre? Ich würde mich wirklich schrecklich freuen und Ihnen sehr dankbar sein. Bitte, bitte, liebe Frau Schönau!“

Frau Dora hätte gar zu gern abgefragt, aber sie fühlte sich von vornhin noch wie in halber Schuld, als sie Anna nicht hatte empfangen wollen. Dazu fuhr ihr durch den Sinn, daß der Hauswirt während ihrer Abwesenheit eigentlich der Mithüter ihrer Wohnung sei und auch ihre Balkonpflanzen mit in Pflege nehmen sollte. So sagte sie zögernd zu.

„Ich mußte es ja, daß Sie nicht nein sagen würden!“ triumphtierte Anna. „Also morgen abend um fünf Uhr Abfahrt nach Restaurant „Waldfrieden“! ... Ja, wir feiern außerhalb,“ fügte sie auf den erstaunten Blick Frau Doras hinzu. „Es sieht besser aus, wenn's auch ein gut Teil teurer ist. Ich sage Ihnen Bescheid, wenn der Landauer da ist.“ — —

So war es gekommen, daß Frau Dora ganz gegen Willen und Neigung noch kurz vor ihrer Sommerreise mit der Familie Wienecke und Anhang einen Ausflug in den Grunewald unternahm, um eine Verlobung mitzufeiern, die ein sehr ungleiches Paar für das Leben zusammenketten sollte. Zwei Menschen, die beide nur ein sehr oberflächliches Wohlgefallen füreinander hegten, aber sich gut fürs Leben versorgen wollten, der eine mit Geld, der andere mit Ansehen und Stellung in der Gesellschaft. Daß man die Gelegenheit benutzen wollte, auch Frau Dora mit einer „geeigneten Partie“ zusammenzubringen, wurde ihr gegenüber natürlich mit keiner Silbe erwähnt, man wußte wohl, daß sie dann ganz bestimmt abgefragt hätte.

Im Restaurant „Waldfrieden“, nicht weit von den Wannseestationen Schlachtensee und Zehlendorf gelegen, war, der Feierlichkeit entsprechend, mit Laubgewinden, Transparenten und Lampions eine billige Verschwendung getrieben worden. Einer der Gartensäle, den ein Nachkomme des Fludribus mit plumpem Pinsel land-

schafftlich ausgemalt hatte, zeigte eine hübsch gedeckte Festtafel mit Blumenschmuck und neusilbernen Weinkühlern, aus denen die vergoldeten Hälse von Sektflaschen prächtig herausragten.

Frau Doras Platz befand sich zwischen jenem des Intendanturrats und dem eines Geschäftsfreundes von Herrn Wienecke, der als junger Baumeister mit mageren Finanzen sich sehr interessiert für seine Nachbarin zeigte und eine forcierte Liebenswürdigkeit an den Tag legte, die nur allzu deutlich durchblicken ließ, welchem Ziele er zustrebte.

Frau Dora benutzte denn auch die nächste Gelegenheit, die schwüle Temperatur im Saale vorschützend, den faden Galanterien des Spekulanten zu entweichen, als das Dessert pünktlich aufgetragen war, und der Gratulationsgang zu den Verlobten angetreten wurde. Sie flüchtete in den parkartigen Garten hinaus und atmete wie erlöst die frische Abendluft ein, die, von Lindenduft gesättigt, ihre Wangen umspielte. Ihre Blicke schweiften dabei über die Tische hin, prüften den klarblauen Abendhimmel und blieben schließlich an einem größeren Villenbau, der ziemlich hoch umzäunt war, haften.

„Was für eine Besingung ist denn das?“ fragte sie den Wirt, der nicht weit von ihr stand.

„Sanatorium Lindenschloß, gnädige Frau,“ gab er Auskunft. „Junges Unternehmen für Nervenranke. Kommt aber hoch. Tüchtiger Direktor und ausgezeichnete Arzt!“

Sie dankte mit leichtem Kopfnicken und setzte ihren Weg fort.

Im Saale hatte man schnell abräumen lassen, um ein Täänzchen zu arrangieren. Die Töne eines Wiener Walzers klangen in die laue Abendluft hinaus. Das

war gar nicht nach ihrem Geschmack, sich in dem dunstigen Raum von Hinz und Kunz herumdrehen zu lassen, und hastig wandte sie sich einer entfernteren Ecke des großen Gartens zu.

Aber sie entging dadurch nicht etwa ihrem Schickal. Ein Freund des Bräutigams stöberte sie auf und führte sie in den Schwarm der Tanzenden hinein, aus dem sie für längere Zeit nicht wieder enttrinnen konnte.

Hätte sie geahnt, daß in einer der versteckten Lauben ihr entschwendener Gläubiger, der gute Doktor Schmidt, saß und seinen Abendschoppen trank, sie wäre ganz sicher aus dem Kreise entkommen, der sich zur Pflicht gemacht hatte, ihr keine überflüssige Minute mehr zum ruhigen Atmen zu gönnen.

So erfuhr sie nicht früher etwas von seiner Anwesenheit, bis mitten in dem etwas bunten Trubel plötzlich jemand rief: „Einen Arzt! Ist denn nicht in der Nähe ein Arzt aufzutreiben?“

Der Lärm verstummte sogleich. Alles drängte sich bestürzt in die Saalecke, wo die Braut in einem Sofa zurückgelehnt zu erblicken war und ihrem Gesicht nach ziemlich heftige Schmerzen erdulden mußte.

„Was ist denn geschehen?“ fragten zwanzig auf einmal.

„Nichts Gefährliches. Anne hat sich den Fuß ein bißchen verstaucht,“ erklärte Wienecke, dem die Geschichte nicht ins Programm paßte. „Ein paar kalte Umschläge, und alles ist wieder in Ordnung.“

„Es tut aber so weh!“ klagte Anna eigensinnig.

„So werde ich telephonieren. In einer halben Stunde kann schließlich einer hier sein von Zehlendorf,“ entschied sich der Vater.

„Aber das ist ja gar nicht nötig,“ behauptete Anna. „Gleich nebenan ist doch ein Sanatorium. Da ist

doch ganz sicherlich ein Arzt zu haben. Frag nur den Wirt."

Der Wirt war schnell herbeigerufen. „Wir brauchen gar nicht erst hinüberzuschicken," berichtete er wichtig, als sei er die Vorsehung selbst in diesem Falle, „der Doktor vom „Lindenschloß" sitzt draußen im Garten. Ich werde ihn sofort hereinführen."

Über Anna Wienedes Antlitz huschte einen Augenblick lang der Ausdruck heimlicher Freude, der aber wie fortgewischt schien und den Zügen großen Schmerzes wieder Platz machte, als sie Frau Doras Blicke auf sich ruhen fühlte.

„Eigensinniges Mädchen!" dachte Frau Dora. „Das tut sie gewiß nur, um sich interessant zu machen, denn allzu weh kann der Fuß kaum tun. Na, Ärzte wollen ja auch leben. Wir soll's gleich sein."

Indessen war es ihr ganz und gar nicht gleich, als der „Arzt vom Lindenschloß" jetzt auf der Schwelle erschien. Es war ihr Doktor Richard Schmidt, der da stand und einen richtigen Ruck bekam, als er die Gesellschaft erkannte, in die man ihn gerufen. Und nun wußte sie auch, daß Anna diese Szene nur feinetwegen aufführte, wohl um ihm zu zeigen, wie glücklich sie daran sei, die er damals verschmäht habe. Niedrige Charaktere fühlen sich sehr behaglich in solchen Situationen.

Einen Augenblick lang kämpfte der junge Arzt mit sich, ob er weitergehen oder umkehren solle. Da fiel sein Blick auf die leise errötende Frau Dora, die ihm freundlich wie einem guten Kameraden zunickte; und ihren Gruß respektvoll erwidern, schritt er nun durch den Saal zu der angeblichen Patientin.

„Ich habe mir den Fuß verstaucht, Herr Doktor," hauchte Anna schmerzvoll.

Er befühlte die bezeichnete Stelle. „Es ist nichts

Gefährliches, aber Sie werden gut tun, heute nicht mehr zu tanzen," sagte er kühl.

"Nicht mehr tanzen heute? Ich -- als Braut?" rief sie erstaunt. „Theo, was sagst du dazu?"



Und als Theo, ihr Bräutigam, darauf ein paar Worte von „Unmöglichkeiten“ näselte, die nichts als eine Galanterie sein sollten, zog sie die Gelegenheit bei den Haaren herbei. „Herr Referendar Bentler, mein Bräutigam — Herr Doktor Schmidt,“ stellte sie vor.

Doktor Schmidt ließ sich jedoch auf die glatten, höflichen Kagenfreundlichkeiten der ihm unsympathischen jungen Dame nicht ein.

„Wenn Sie keine Neigung haben, meinen Rat zu befolgen, Fräulein Wienecke,“ sagte er, „und Ihr Herr Bräutigam mit Ihnen der gleichen Ansicht ist, so bedaure ich lebhaft, hier überhaupt erschienen zu sein.“

Damit verbeugte er sich sehr steif, drehte sich um und schritt auf die Eingangstür zu.

„Nanu?“ sagte empört Papa Wienecke. „Was heißt denn das?“

Er hatte seinen ehemaligen Mieter nicht gleich erkannt, wohl weil der Champagner, dem er reichlich zugesprochen, ihm schon etwas die Sinne verwirrt hatte.

„Das war ja der Schmidt! Doktor Schmidt!“ tuschelte seine Frau ihm halblaut zu. „Laß ihn nur laufen.“

„Schmidt?!“ schrie Wienecke, der im Rausche noch unausstehlicher war. „Ah, Schmidt, der Herr Doktor Habenichts! Den hätten wir eigentlich einladen müssen! Das wäre ein Spaß!“

Und schon wollte er hinter dem eben Verschwundenen her.

Da legte sich Frau Doras Hand auf seinen Arm, und sie sagte, laut genug, daß es auch Anna verstehen konnte: „Fügen Sie zu der Unart Annas nicht noch eine Unbesonnenheit, Herr Wienecke. Herr Doktor Schmidt ist ein sehr ehrenwerter und guter Mensch. Ein besserer findet sich ganz gewiß nicht unter Ihren Gästen.“

Und dann war sie hinausgegangen — dem Doktor nach. Ihr Herz klopfte froh erregt, daß sie Gelegenheit gefunden hatte, für den Mann einzustehen, der ihre Gedanken so lange beschäftigt, ihn vor einer unliebsamen Begegnung zu bewahren, die ihm unnötige Kränkungen bereitet hätte.

Schnell hatte sie den Platz erspäht, an den er sich

zurückbegeben, und ohne Scheu schritt sie direkt auf ihn zu.

„Also hier draußen muß ich Sie finden, mein lieber Herr Doktor,“ sagte sie und streckte ihm freundschaftlich die Hand hin. „Wie danke ich dem Zufall, der mich, gegen meine Absicht eigentlich, mit dem Wölkchen dort drinnen hier herausgeführt hat! Und wie danke ich auch der törichten Intrigantin, die Sie mit ihrem kranken Fuß in den Saal gelockt hat, um sich vor Ihnen als Braut zu zeigen! Denn ich glaube nicht, daß ihr wirklich etwas fehlte.“

„Auf keinen Fall!“ entgegnete Doktor Schmidt. „Sie scheint einen Triumph darin gefunden zu haben, mir ihr unendliches Glück vor Augen zu führen. Aber ich war froh, als ich den Saal im Rücken hatte, denn wenn der Vater mich erkannt hätte, wäre vielleicht doch wieder eine Szene entstanden. Sie wissen ja —“

„Natürlich!“ bestätigte Frau Dora. „Aber jetzt beichten Sie mir erst einmal, warum Sie damals nicht Wort gehalten haben! Sie wollten kommen und Ihre Auslagen einkassieren. Was habe ich gehofft und gehofft, Sie endlich anklopfen zu hören! Immer vergeblich! Ganz melancholisch bin ich geworden dabei.“

„Ich war einmal auf dem Wege zu Ihnen, gnädige Frau,“ sagte er zögernd, „aber da gingen Sie gerade aus. Sie besuchten mit einem jungen Manne einen Juwelier, um dort Einkäufe zu machen . . .“

„Ah —“ sagte sie leise.

„Vermutlich Verlobungsringe,“ dachte ich. „Und da glaubte ich, in der darauffolgenden Zeit vielleicht zu hören.“

„Er war eifersüchtig!“ raunte eine leise jubelnde Stimme in ihr. „Ist das nicht zum Lachen? — Und da ließen Sie mich mit meinen unbezahlten Schulden

lieber zappeln?" rief sie laut. „Ei, ei, das ist nicht hübsch von Ihnen, Herr Doktor! Den ganzen Sommer hätt' ich diese Last nun noch auf meiner Seele gehabt, wenn ich Sie hier nicht erwischt hätte. Denn übermorgen wollt' ich nach Thüringen.“ Sie zog das Porte-



monnaie. „Aber nun wollen wir mal hübsch zusammenrechnen, was wir bei mir freilich hätten bequemer haben können. Mein guter Neffe wäre Ihnen nachher sogar dankbar gewesen, wenn Sie ihm Berlin ein bißchen gezeigt hätten.“

„Ihr Neffe?“ fragte er erstaunt.

„Ja, der Gatte meiner verheirateten Nichte. Der Mann mit den vermutlichen Verlobungsringen.“

„So sind Sie . . . noch immer frei, gnädige Frau?“ fragte er schwer atmend. „O dann —“

„Also bitte, was haben Sie dem kleinen Italiener gegeben damals?“

„Ich weiß nicht!“ stammelte er. „Ich . . . ich verweigere auch die Annahme all dieser Lappalien, deren Existenz das einzige Band war, das mich mit Ihnen noch verknüpfte. Ich . . . ach, ich weiß nicht, was ich rede . . .“

„Sie sollen mit mir abrechnen, Herr Doktor!“ unterbrach sie ihn in leiser Verlegenheit und fühlte doch, wie ein einzig großes Wonnegefühl ihr Herz immer reicher füllte.

„Abrechnen? . . . Kann man abrechnen, wo man liebt?“ rief er kühn. „Ach, Frau Dora, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe unter der Vorstellung, Sie an einen anderen gebunden zu sehen! Und ich hatte doch den Mut nicht, mich Ihnen noch einmal zu nähern.“

„Warum nicht?“

„Ich . . . mein Gott . . . ich bin nur arm, ich hatte fogar noch Schulden . . . ich . . .“

„Ah . . . und darum sollte ich auch welche haben? Sie abscheulicher Charakter!“ ereiferte sich Frau Dora. Aber es klang, wie es klingen mußte zwischen den beiden.

Doktor Schmidt verstand es auch. Er nahm Frau Dora in seine Arme und rechnete ab.





Von Triest nach Fiume.

Wanderbilder von der österreichischen Riviera.

Von Heinz Krieger.



Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

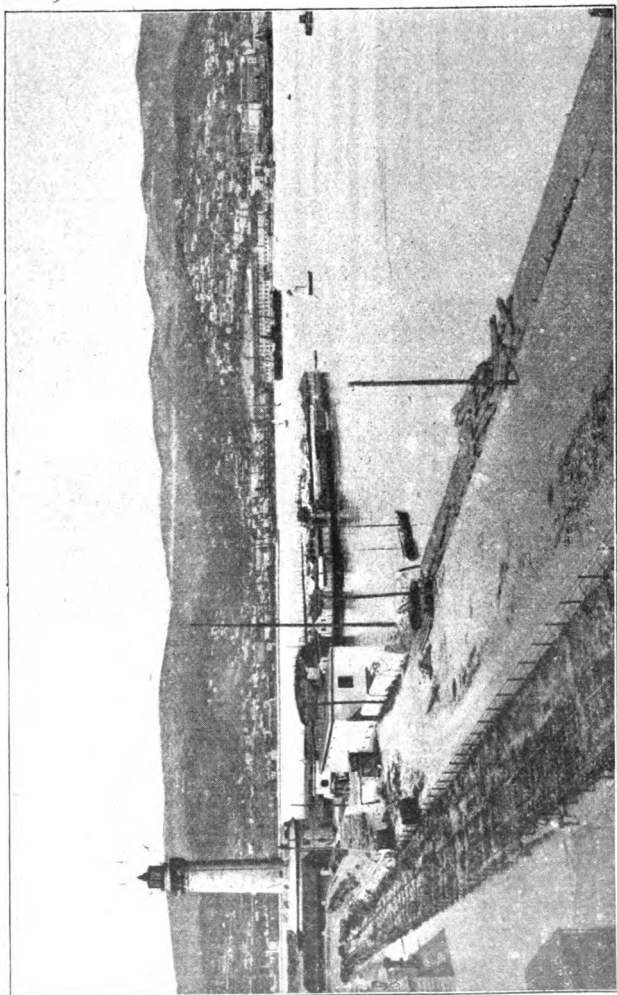
Vom Karst südwärts zieht sich weit ins Adriatische Meer hinein die istrische Halbinsel. Von ihrer ehemaligen Selbständigkeit hat sie kaum noch den Namen gerettet, als Verwaltungsgebiet gehört sie zum österreichisch-illyrischen Küstenland. Wo die Adria im Westen der istrischen Halbinsel tief ins Land einschneidet, liegt Triest, der wichtigste Hafen und Seehandelsplatz der österreichisch-ungarischen Monarchie. Terrassenförmig streckt sich die Stadt vor uns, wenn wir mit dem Dampfer von Venedig anlangen, am Fuße des Karstes hinan, rechts und links winkt die Küste mit immergrünen Bäumen und Hainen, links Miramar, dahinter Prosecco und Santa Croce, rechts Muggia, in Olivenhainen und Nebengärten versteckt, ein entzückendes Bild.

Am Molo San Carlo legt der Dampfer an. Der Molo San Carlo bildet die Scheidelinie des alten und des neuen Hafens. Der nördlich gelegene neue Hafen ist durch einen 1100 Meter langen Wellenbrecher, der

als breite Mauer vor den Hafenbecken sich hinzieht, geschützt. Der Wellenbrecher bildet mit dem Molo San Carlo die äußere Schutzwehr des Hafens, die ihn gegen die heftigen West- und Südstürme verteidigt und aus dem ehedem offenen Teile eigentlich erst einen Hafen gemacht hat. Die gesamte Anlage hat fünfzehn Millionen Gulden gekostet, ist aber auch eine Musteranlage, die allen Anforderungen des großen modernen Weltverkehrs entspricht. Vier starke Molen, sämtlich mit Schienensträngen, elektrischen Kranen und Elevatoren, hydraulischen Lade- und Löschvorrichtungen und großen Lagerhäusern versehen, gestatten an ihren Kais den schwersten Seeschiffen das Anlegen. Am Kai entlang ziehen sich außerdem die Geleise der Südbahn, der großen Verkehrsader nach Wien und Mitteleuropa. Überall kann man ein- und ausladen direkt vom Eisenbahnwagen ins Schiff und vom Schiff in den Wagen. Der Hafen hat vier große geschützte Bassins, die zusammen eine Kaientwicklung von 2800 Meter bei 39,5 Hektar Fläche und 8,5 Meter Wassertiefe besitzen. Hier vollzieht sich der gewaltige Warenaustausch zwischen Österreich und dem Orient bis weit an die Gestade des Stillen Ozeans, und Triest wächst täglich mehr zu einem großen Handelsemporium der Welt heran.

Jenseits vom Molo San Carlo nach Süden zu erstreckt sich der alte Hafen, geschützt gegen Westen vom Molo Santa Tereza, der den Leuchtturm trägt. Der alte Hafen hat nicht weniger als neun kleinere und größere Molen, von denen der Molo Giuseppina als Landestelle der nach Dalmatien, Istrien und Albanien verkehrenden Dampfer Erwähnung verdient.

Aber nun hinein in die Stadt. Am Stadttheater vorbei gehen wir die Riva del Mandracchio hinab zur Piazza grande, dem schönsten öffentlichen Plage von



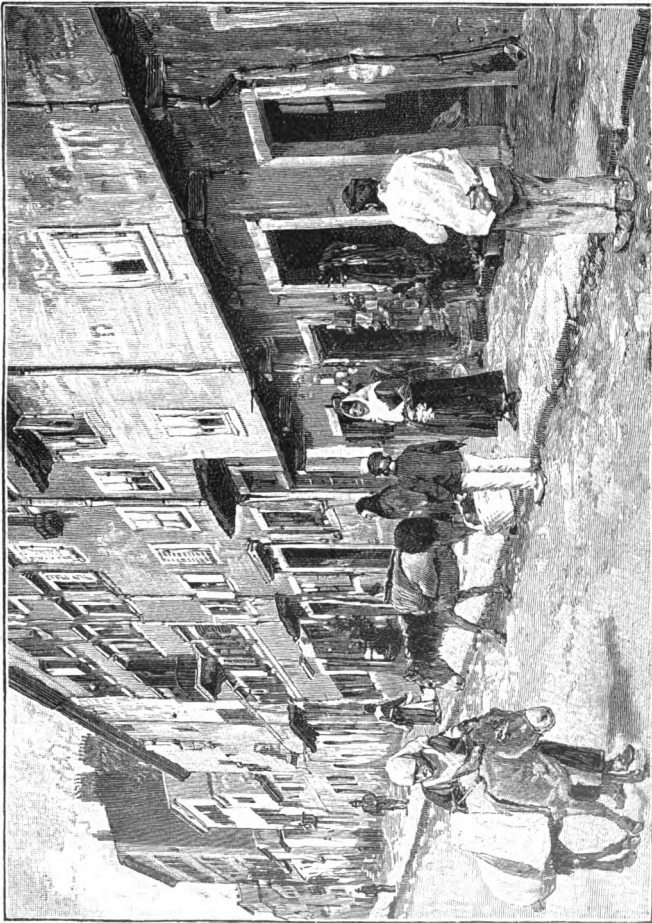
Sicht von Crist.

Triest, an dem das monumentale Rathaus steht. Hier herrscht reges Leben zu jeder Tageszeit, außer wenn die heiße Mittagssonne dem geschäftigen Treiben Einhalt gebietet. Man sitzt unter den Schutzdächern der eleganten Kaffeehäuser, trinkt seine Schale Kaffee und schlürft mit vollen Zungen die frische Luft, die vom Hafen herüberweht. Der Platz ist nur durch eine öffentliche Anlage vom Meere getrennt, eine Marmorstatue Karls VI. und der Maria-Theresiabrunnen aus dem Jahre 1751 dienen ihm zur besonderen Zier. Noch belehrt wird das Bild, wenn die Militärkapellen am Platze konzertieren. Dann kann man alle Typen und Völkerschaften studieren, über die Oesterreichs Doppeladler seine Fittiche breitet.

Freilich hat hier alles einen italienischen Anstrich. Italienisch ist auch die Umgangssprache, die alle gebrauchen, Deutsche, Italiener, Slowenen, Griechen, Armenier, Türken, Dalmatiner. Trotzdem kommt man auch mit seinem Deutsch überall durch. Triest hat heute etwa 180,000 Einwohner, wenn man die Vororte und die Dörfer, die zum Triestiner Gebiet gehören, einrechnet. Seit 1890 ist die Stadt um über 22,000 Seelen, das heißt um 14 Prozent, gewachsen. Ein Beweis, daß man vorwärts kommt in Triest. Von diesen Einwohnern sind etwa 120,000 Italiener, 28,000 Slowenen und 8000 Deutsche.

Gegenüber dem Stadttheater liegt das Tergesteum — Tergeste ist der alte Name von Triest — im Innern mit einer in vier Kreuzwege geteilten Glasgalerie ausgestattet, der Versammlungsort der Börse, das alte Börsegebäude und weiter südlich der Palast des Oesterreichischen Klond. Noch sind an öffentlichen Gebäuden zu nennen die Nautische Akademie, das neue Postgebäude, das Sanitätsgebäude, der Palast Revoltella,

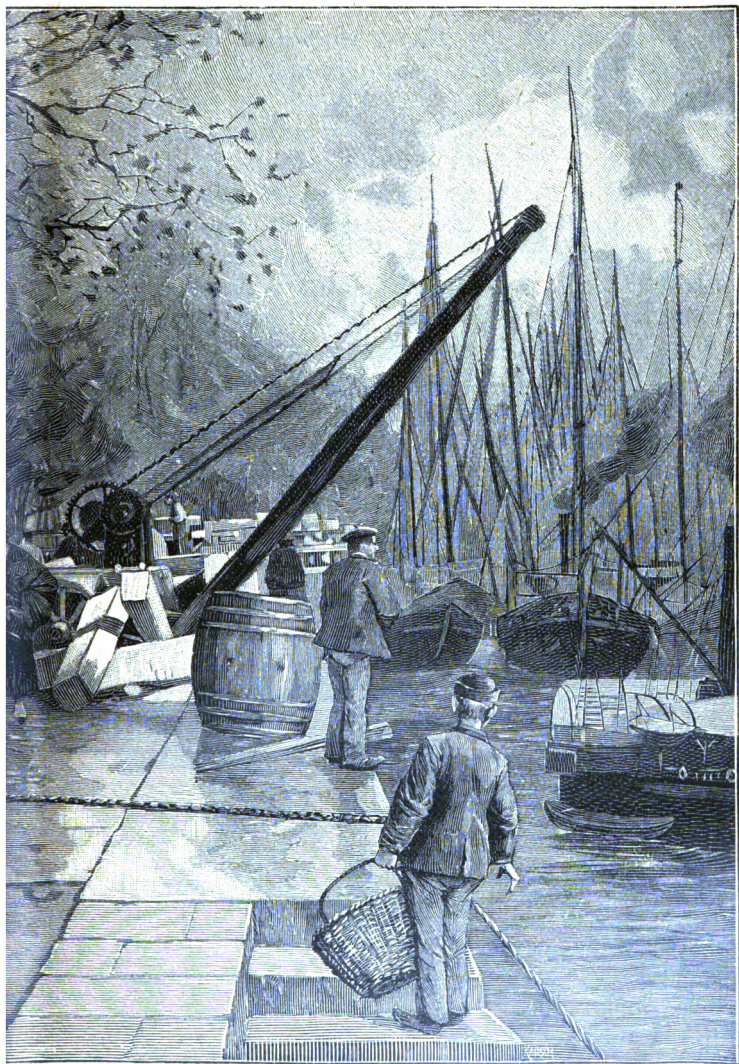
der jetzt der Stadt gehört, der Palast Carciotti, die
Palestra, das große Politeama Rossetti, fast alle in der



Vorstadtstrasse in Triest.

Nähe des Hafens gelegen. Die alte Börse, die als
Sitz der Handels- und Gewerbekammer dient und 1802





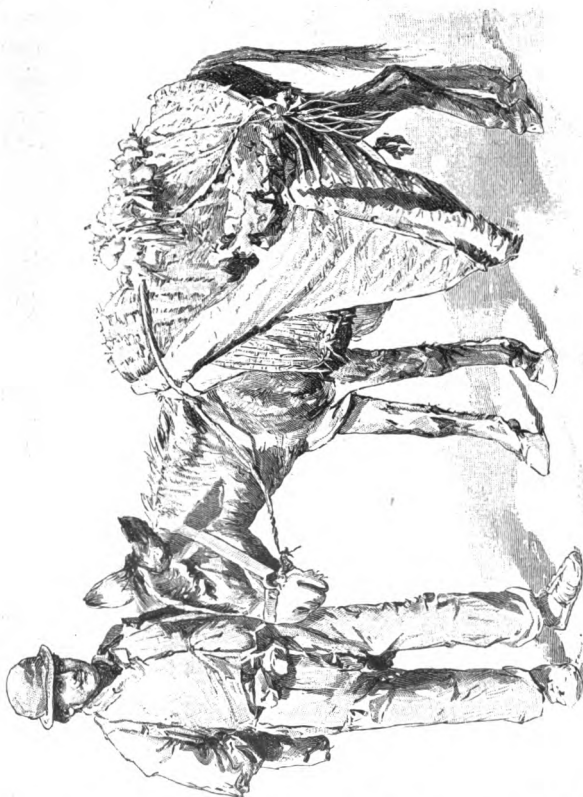
n Fiume.

in dorischem Stil neu erbaut wurde, ist die älteste Warenbörse Oesterreichs. Sie wurde am 21. Juni 1775 gegründet.

Nach Osten zu läuft der Börsenplatz in die Via del Corso aus, die belebteste Verkehrsstraße von Triest, an der die Mode- und Luxuswarenhändler ihre Läden haben. Dieser Corso trennt die Neustadt von der Altstadt, die sich durch krumme Gassen und enge Gäßchen auszeichnet, so daß selbst die Vorstadtstraßen den Straßen der Altstadt gegenüber vornehm erscheinen. Durch eine Reihe solcher Gäßchen kommen wir an das alte Kastell, 1508 bis 1654 erbaut. Von dort aus hat man eine wundervolle Aussicht auf die Stadt, den Hafen und dicht vor uns auf den Dom von San Giusto, eine der ältesten christlichen Kirchen, auf römischen Tempelgrundlagen errichtet. Er wurde im 14. Jahrhundert durch Vereinigung dreier aneinanderstoßenden kirchlichen Gebäude hergestellt, die bis ins 6. Jahrhundert zurückreichen. Das Kastell soll auch den Römern seinen Ursprung verdanken, die hier 116 v. Chr. ein befestigtes Lager anlegten. Aus diesem Lager, das die Römer Tergeste nannten, ist die moderne Stadt und auch ihr Name entstanden. Freilich bedurfte es dazu vieler Jahrhunderte und vor allem des Niederganges von Venedig, das bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts das Adriatische Meer beherrschte. Erst als Karl VI. im Jahre 1717 — die Stadt war bereits 1382 nach dem großen venezianischen Kriege (1373—1381) an Oesterreich gefallen — dem Hafen Triest die Freiheit des Seehandels gewährte und der dortigen Orientalischen Kompanie große Vorrechte gewährte, begann der Aufschwung.

Eigentlich hat Triest zur Zeit nur eine große Eisenbahnlinie, die Südbahn, welche sich in Rabresina in

eine Linie nach Wien und eine Linie über Cormons nach Italien teilt. Neuerdings geht freilich auch eine Linie von Nabresina über Laibach nach Budapest und



Criesiner Gemüsehändler.

über den Karst nach Triume, während die Südbahn über Triest hinaus durch Istrien bis Pola sich fortsetzt. Aber die Wirkungen dieser Linien werden zum Teil durch die ungarische Tarifpolitik wettgemacht,

und so ist Triest, trotzdem ihm die Eröffnung des Suezkanals glänzende Zeiten in Aussicht stellte, im allgemeinen doch nicht zu der Blüte gelangt, die man erhofft hatte. Daß dabei auch die sehr rührige Konkurrenz der deutschen Nordseehäfen eine Rolle spielt, kann nicht bestritten werden.

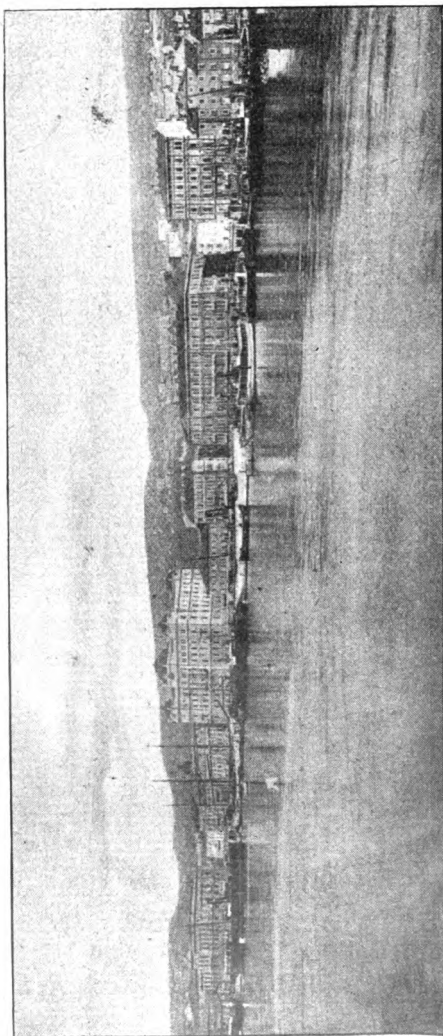
Aber Triest hat gleichwohl einen gewaltigen Aufschwung genommen. 1896 liefen in seinem Hafen 8728 Schiffe ein, davon 5601 Dampfer, während 8773 Schiffe, 5601 Dampfer, ausliefen. Der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr bezifferte sich 1894 auf 661,8, 1895 auf 648,3 Millionen Gulden.

Am meisten verdankt Triest der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohne Joseph II. Unter Maria Theresia entstand die Theresienstadt, ein ganz neuer Stadtteil, der vom Großen Kanal durchzogen wird. Unter Kaiser Franz Joseph wurde Maria Theresias Werk gekrönt, es entstand der Oesterreichische Lloyd, die Südbahn und der neue Hafen. Das übrige tat der Suezkanal und, was nicht vergessen werden darf, die Rührigkeit und Energie der Bevölkerung.

Der Große Kanal verleiht der sonst recht langweiligen Theresienstadt Charakter. Er ist eigentlich ein langgestrecktes Dock, an dessen steinernen Kais Schiffe und Boote aller Art anlegen, um ihre Fracht zu löschen. Hier kann man die Rührigkeit der Triestiner studieren. An beiden Kais — der Kanal läuft von der Riva Carciotti vom neuen Hafen her, 380 Meter lang, 16 Meter breit, bis zur Kirche San Antonio — liegt Schiff an Schiff, kleine Dampfer, Segler, Rähne. Über den Kanal führt die Rote Brücke zu einem mächtigen Platze, auf dem Obst und Gemüse feilgeboten wird, das der Händler aus den Vorstädten und Dörfern auf dem alles leistenden Esel, ohne den man sich Triest gar nicht vor-

stellen kann,
zur Ver-
kaufsstelle
bringt. In
den Vormit-
tagsstunden
herrscht hier
ein überaus
reges Trei-
ben. Man
schreit,
feilscht mit
Leidenschaft
um die Ware,
kauft nach
echt italieni-
scher Art und
macht vor
allem den
Höllnlärm,
ohne den der
Italiener
keinen Han-
del abschlie-
ßen kann.

Ein we-
nig von die-
sem Leiden-
schaftlichen
Redebedürf-
nis kann man
selbst in den
Vorstädten
und Dörfern



Fiume. vom Meer gesehen.

verspüren, wo Stadt und Land ineinander fließen. Hier werden die frischen Blumenmädchen groß, die in schmuckem Nationalkostüm auf der Piazza grande ihre Waren anbieten oder zwischen der eleganten Welt auf



Fiumer Bettler.

dem Passeggio di Sant' Andrea, der fashionabelsten Promenade von Triest, herumschlendern. So wenig aufdringlich diese Dorfschönen — sie sind wirklich schön — sind, eine Antwort bleiben sie selten schuldig. Auf dem Passeggio di Sant' Andrea findet sich in den Nachmittagsstunden alles zusammen, was sehen und gesehen werden will, Damen und Herren der Gesellschaft,

Bürger, Handwerker, Händler, jedermann schlendert mit Lust auf dem Passeggio umher. Der Passeggio läuft im Süden der Stadt am Adriatischen Meere entlang, nur durch die Eisenbahn vom Meere getrennt. Er beginnt oberhalb des Bahnhofes von Sant' Andrea und

mündet bei einer sonnigen, von grünen Gehegen umrahmten Bucht. Hier liegen die Arsenale des Osterreichischen Lloyd, seine gewaltigen Werkstätten, Werften und Niederlagen, ein Weltunternehmen größten Stiles.



Fiumer Lastträgerin.

Früher gemeinsam von Osterreich und Ungarn unterstützt, ist der Lloyd seit dem Ausgleich des Jahres 1867 auf sich allein angewiesen. Ungarn hat ihm in Fiume in der „Adria“ sogar eine Konkurrenz geschaffen. Bisher hat der Lloyd aber darunter nicht gelitten. Mit

seinen 77 Dampfern bleibt er ein Schiffsahrtsunternehmen ersten Ranges, und es ist eine Lust, seine Dampfer auf der Adria mit stolzen Wimpeln dahinfahren zu sehen.

Triest aber hat auch seine Industrie zu entwickeln verstanden. Neben dem Lloyd, der einige tausend Arbeiter beschäftigt, ist vor allem zu nennen das Stabilimento Tecnico Triestino, eine Schiffsbauanstalt ersten Ranges mit etwa tausend Arbeitern, die auch Kriegsschiffe herstellt, zwei weitere Maschinenfabriken, eine Dampfmühle, eine Reischälffabrik, eine Fabrik vegetabilischer Öle, eine Hochofenanlage, eine Kaffeeschälffabrik u. s. w.

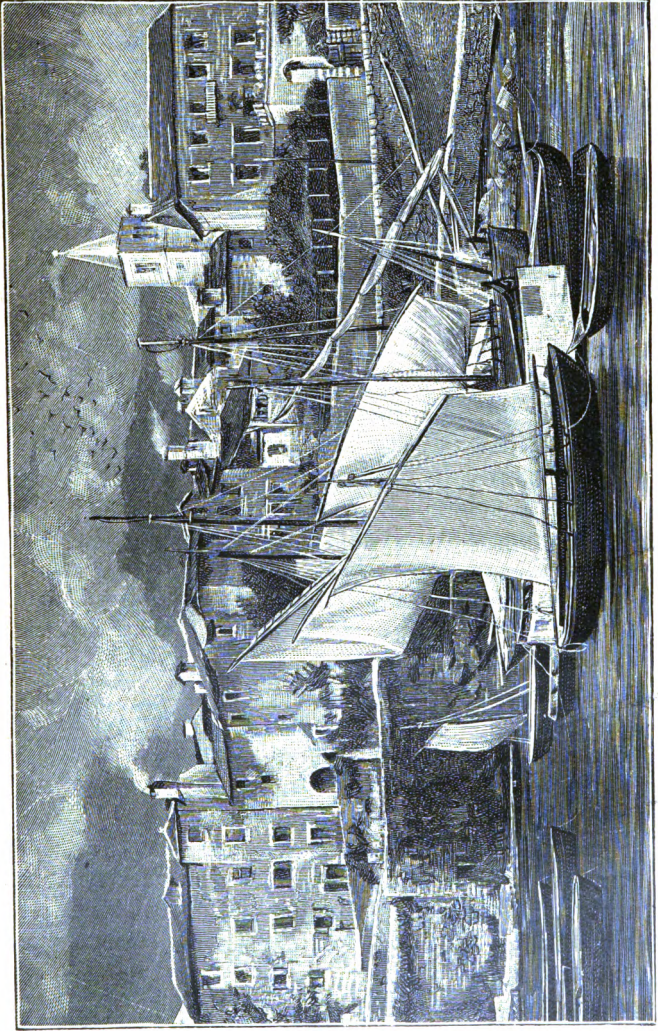
Die Natur hat Triest verschwenderisch ausgestattet. Wer das ganz begreifen will, der fahre ins Meer hinaus und suche Miramar, Servola, Muggia, Pirano, Capo d'Istria und den Badeort San Bartolo auf, der steige hinan nach Optschina auf der Höhe des Karstes und genieße die herrliche Fernsicht; aber es ist auch eine Stadt von regem geistigen Leben, das von den Handelsinteressen und der Schifffahrt des Welthandelsplatzes getragen wird. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt eine Handels- und eine nautische Akademie, eine Handelshochschule, zwei Obergymnasien und zwei Oberrealschulen, je eine staatliche deutsche und eine städtische italienische Anstalt, eine Staatsgewerbeschule, ein Mädchenlyzeum, vier Bürger- und 24 öffentliche Volksschulen. Eine Reihe von Museen und anderen Sammlungen, ein Kunstmuseum, ein naturhistorisches Museum, ein Aquarium, eine städtische Bibliothek von 65,000 Bänden, ein hydrographisches Institut u. s. w., 34 Zeitungen, 29 italienische, 2 deutsche, 1 griechische, 2 slowenische, sorgen für Weiterbildung. Neuerdings ist auch eine Straßenbahn entstanden von 10 Kilometer Länge, die das Er-



Küstenpartie bei Uolosa (nächst Flüme).

werbs- und Wirtschaftsleben erleichtert, indem sie den Verkehr im Innern der Stadt beschleunigt.

So ist Triest zu einer bedeutenden Kulturstätte herangewachsen, und wenn Ungarn den Ehrgeiz besitzt, es Triest in Fiume gleichzutun, so hat es noch wackere Arbeiten zu verrichten. Die Natur allein macht es auch nicht, sie will genützt, gestaltet und entwickelt sein. Allerdings die natürlichen Bedingungen für ein glänzendes Wachstum und Gedeihen sind in Fiume gegeben. Wir kamen nach Fiume nicht auf dem kurzen Landwege über die istrische Halbinsel, der etwa 60 Kilometer lang ist und mit der Eisenbahn schnell durchfahren wird. Nein, hier muß man, wo man irgend kann, die See benutzen. Die Seefahrt dauert freilich 24 Stunden, aber es fährt sich herrlich in den tiefblauen Fluten der Adria bei leichtem Winde, und das immer wechselnde Bild der Landschaft, die den Golf von Triest, den Golf von Venedig und den Quarnero abgrenzt, entschädigt reichlich für den Verlust an Zeit, den die Fahrt fordert. Fiume liegt in einer herrlichen, vorzüglich geschützten Bucht im Osten der istrischen Halbinsel sozusagen Triest gegenüber am Nordende des Quarnero auf ungarischem Gebiet. Als bald nach dem Ausgleich vom Jahre 1867, der Kroatien und Slawonien an die ungarische Krone brachte, machte sich Ungarn daran, die gut gelegene Bucht zu einem Hafen ersten Ranges auszustatten. Man baute eine 1000 Meter lange Bormole als Wellenbrecher, den Molo Maria Theresia, weit in den Quarnero hinein und errichtete neben dem Molo Adamich drei neue Quermolen, den Molo Zichy, den Molo Rudolf und den Molo Valeria. Dazu machte man aus dem alten Kanal der Fiumara einen Wein- und Petroleumhafen, das Bassin di Fiumara, und erhielt so ein Raigebiet von 3000 Meter Länge mit einem



Loozana (nächst Fiume).

Flächenraum von 36 Hektar, dessen Lagerräume mit einem Areal von 68,560 Quadratmeter einen Laderaum von über 6000 Wagenladungen Getreide haben, die durch einen riesigen Elevator entleert werden. Die reichen Ackerbauländer Ungarn, der Banat, Kroatien, Slavonien, Nordbosnien mit ihren Waldungen finden in Fiume ihren natürlichen Ausfuhrhafen.

Trotzdem ist der Schiffsbau, der früher in Fiume von Bedeutung war, nachdem das Stabilimento Tecnico Fiumano in den neunziger Jahren geschlossen wurde, stark zurückgegangen. Erst die berühmte Torpedofabrik von Whitehead und neuerdings die Howaldtwerke haben ihm neues Leben gebracht. Für Vermittlung des Verkehrs bestehen zwei Schiffahrtsgesellschaften, die Ungarisch-Kroatische Schiffahrtsgesellschaft, die 12 Schiffe mit 2010 Tonnen Gehalt besitzt, und die von der ungarischen Regierung unterstützte „Adria“, die 25 Dampfer mit 25,830 Tonnen Gehalt in der Fahrt hat. Die gesamte Fiumer Handelsflotte zählte nach den letzten statistischen Aufstellungen 69 Dampfer mit 43,860 Tonnen und 51 Segler mit 18,180 Tonnen Gehalt. 1898 verkehrten im Hafen insgesamt 20,931 Schiffe mit 2,95 Millionen Tonnen. Der Gesamtverkehr zur See betrug 1897 9,63, 1898 10,47, 1899 11,35 Millionen Meterzentner. Sein Wert wurde 1898 auf 100 Millionen Gulden geschätzt. Sonach ist Fiume hinter Triest weit zurück, hat aber ein reges Industrieleben, das freilich nicht überall organisch erwachsen ist, und einen sehr starken Bevölkerungszuwachs. Derselbe bezifferte sich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts auf 26 Prozent, so daß die Stadt von 30,000 Köpfen im Jahre 1890 auf 38,000 im Jahre 1900 anstieg.

Aber mit dem Charakter der Bevölkerung sieht es ganz wesentlich anders aus als in Triest. 75 Prozent

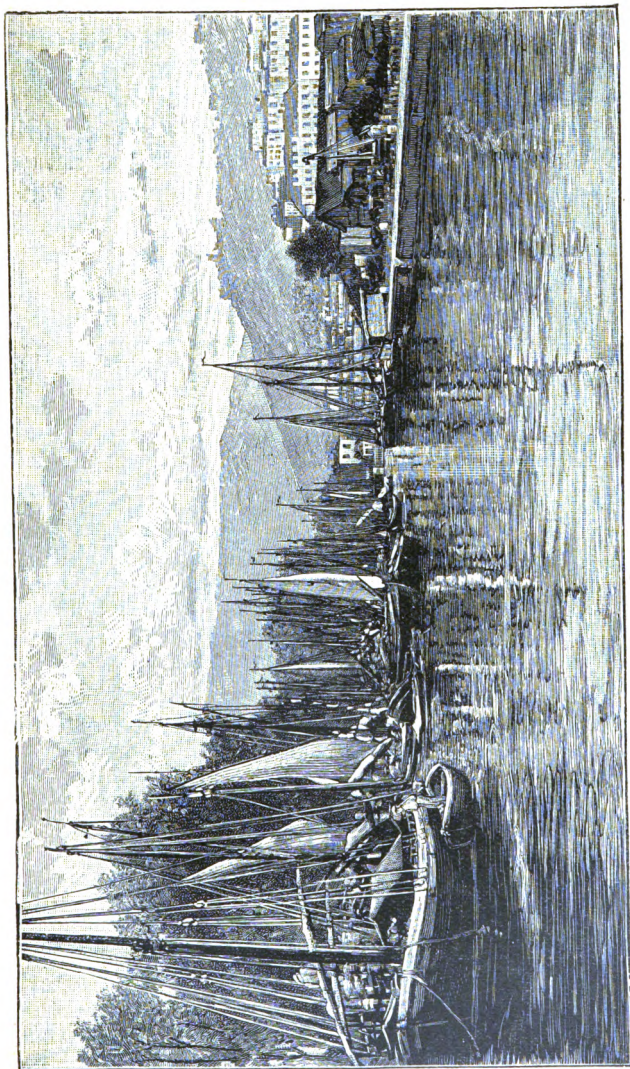
der Männer und 60 Prozent der Frauen können in Fiume weder lesen noch schreiben. Es fehlt vor allem an Volksschulen, und auch das früher bestehende kroatische Gymnasium hat man 1896 nach dem benachbarten Sussat verlegt. Das wirkt auf das gesamte öffentliche Leben und auch auf die Industrie zurück. Die Armut der Bevölkerung ist groß, der Bettel an der Tagesordnung. Während der Mann bettelnd umherzieht, versehen die Frauen die schwersten körperlichen Arbeiten. Sie tragen Lasten, sind Fabrikarbeiterinnen in allen nur erdenklichen Betrieben und nehmen dabei eine sehr untergeordnete soziale Stellung ein.

Um den Verkehr in der Stadt zu beleben, hat man 1899 eine 4,4 Kilometer lange elektrische Straßenbahn eröffnet und im gleichen Jahre einen 1837 Meter langen Kreisbogentunnel, der die von Buccari herkommenden Holztransporte direkt an den am Meeresufer belegenen Lagerplatz in Sussat überführt. Holz, Getreide, Wein, Mehl, Faßdauben, Rohzucker, Fische, namentlich der berühmte Thunfisch des Quarnero, sind die Ausfuhrsgüter, Kakao, Kaffee, Reis, Kohlen, Petroleum werden eingeführt. Eine Petroleumraffinerie, die einen eigenen Hafen und ein Reservoir von 176,000 Faß unterhält, verarbeitet täglich 1000 Faß Rohöl, eine Reisschäl- und Stärkefabrik jährlich 800,000 Meterzentner Reis, die königliche Tabakfabrik hat über 2000 Arbeiter und verarbeitet im Jahr über 12,000 Meterzentner Rohmaterial. Die Papierfabrik von Meynier und Smith erzeugt ungeheure Mengen an Papier. Neuerdings ist eine Schiffsmaschinenfabrik, eine Holzhandels-gesellschaft, die Sägewerke in Kroatien und Slawonien betreibt, eine Öl-, eine Kunstdünger-, mehrere chemische Fabriken, eine Holzstofffabrik und ein Elektrizitätswerk hinzugekommen. Die elektrische Straßenbahn wird durch

die Quarnerogesellschaft über Volosca nach Abbazia, dem österreichischen Nizza, und nach Lovrana geführt.

Die Straßenbahn von Fiume ist weit hinter dem Leben in Triest zurück. Selbst der Corso, der reiche und elegante Auslagen und Kaufhäuser hat, ist im ganzen eine stille Straße. Das Hauptleben findet man im Hafen, wo der große Fischhandel und anderer Handel sich an den weiten Kais entwickelt. Freilich die großen Dzeandampfer, die dem Hafen von Triest sein Gepräge geben, fehlen hier ganz. Aber Küstenfahrer, Segler, Barken sind fortwährend unterwegs. Der Lokalverkehr am Quarnero und mit den vielen Häfen an der dalmatinischen Küste ist lebhaft und interessant genug.

Die Stadt Fiume kann man schnell abschreiten. Von der Riva Szapary am Molo Zichy geht man über die Piazza Zichy hinauf in die Via Clotilde, die man bis zum Rathause am Rathausplatz verfolgt. Dann wendet man sich links, geht durch die Rathausstraße bis zur Piazza zur Via Fiumara und zur Piazza Scarpa. Von dort kommt man durch den Corso schnell und bequem zum Hafen zurück. Viele bemerkenswerte Bauten gibt es in Fiume nicht. Zwei Bürgerschulen an der Via Clotilde, das Stadttheater und das Hauptzollamt am Scarpaplatz, das ist alles. Dazu eine Reihe alter Klöster, die aber nichts weniger als schön sind. Auch der Giardino Pubblico, der Volksgarten, am Bahnhof belegen, ist zwar eine hübsche Anlage, aber nichts Besonderes. Am schönsten ist es auf dem Scoglietto, der zwischen dem alten Fiumarakanal und der Fiumara oder Rata, so heißt der Fluß in seinem oberen Lauf, liegt. Hier wandelt sich's herrlich unter den alten Platanen, bei denen sich die „Welt“ von Fiume alltäglich zusammenfindet.

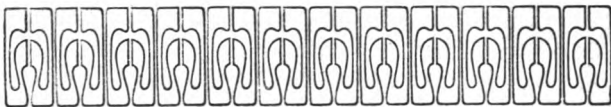


Fischerboote im Hafen von Triume.

Aber die Natur rings um Fiume ist herrlich. Wer sie auskosten will, der pilgere nach der kroatischen Nachbarstadt Sussak und steige die 411 Stufen nach Tersato hinauf. Hier liegt das uralte Schloß der Frangipani, jenes alten slowenischen Adelsgeschlechtes, das eigentlich Frankopan, „Franz der Herr“, heißt, dessen Mitglied Franz Christoph Graf von Tersat am 30. April 1671 mit Friny in Wiener Neustadt enthauptet wurde. Der Blick von dieser Höhe auf die Stadt, die Bucht, die Inseln und das ferne kroatische Gebirge ist einzig.

Und dann Abbazia, die malerischen Hafenorte Jta, Lovrana, Volosca mit feinen Villen, Moschenitze, die Küste mit ihren Terrassen, ringsum die Lorbeer-, Oliven-, Eichen- und Kastanienhaine, der 1396 Meter hohe Monte Maggiore, der wie zum Schutz von Abbazia geschaffen zu sein scheint, kurz die österreichische Riviera, das sind lauter paradiesische Stätten, und wenn auch Abbazia sie alle überragt, so ist doch jeder Fleck dieses herrlichen Landes so reizvoll, daß man keinen missen möchte in den Erinnerungen und Gedankenbildern, die sich um Fiume ranken.





Das blinkende Fenster.

Kriminalerzählung von F. Clemens.



(Nachdruck verboten.)

1.

Der schrille Pfiff der Lokomotive verkündete eben das Heraubrausen des Abendzuges der französischen Südbahn, als ein elegant gekleideter Herr von jugendlichem, einnehmendem Äußeren, der augenscheinlich mit dem Zuge abzureisen gedachte, einen eilig daherkommenden älteren Mann in schlichter Arbeiterbluse erstaunt am Arme ergriff und dem verdutzt nach dem Störenfried Herumschauenden lachend zurief: „Diable, Roche, du hier in Bordeaux? Was für ein Wind bläst denn dich hierher?“

Der Angeredete, den Sprecher erkennend, warf einen forschenden Blick nach allen Seiten, als wüßte er sich zu überzeugen, ob jemand die Worte vernommen habe. „Bst,“ machte er gedämpft, „nicht Roche — ich heiÙe momentan Bartelot und bin Arbeiter in einer Maschinenfabrik. Wie heißt du denn zur Zeit?“

„Ich höre auf den Namen, der mir von Rechts wegen zukommt: Jean Moulin.“

„Was bist du augenblicklich?“

„Ich reise als Kurgast in die Schwefelbäder von Caunterets.“

„Das lasse ich mir gefallen! Den vornehmen Herrn spielen ist freilich angenehmer, als sich in Vorstadt-kneipen herumtreiben und Fusel trinken zu müssen. Ubrigens haben wir ja dann ziemlich dasselbe Ziel. Ich will nach Tarbes.“

„Nach Tarbes? So fahren wir bis dahin zusammen. — Kommen Sie also, Herr Bartelot, es ist die höchste Zeit.“

Gilfertig stiegen beide Männer in ein leeres Abteil, einander gegenüber Platz nehmend und heiter plaudernd, zum großen Erstaunen des Schaffners, der sich vergeblich den Kopf darüber zerbrach, wie der einfach gekleidete Arbeiter in die Gesellschaft des eleganten Herrn komme.

Die Reisenden bemerkten es und lachten.

„Für was der uns wohl halten mag, mein verehrter Herr Bartelot,“ warf Moulin vergnügt hin. „Jedenfalls ist ihm unsere Bekanntschaft ein Rätsel, das —“

„Das leicht gelöst wäre, wenn er wüßte, daß er zwei Pariser Detektive vor sich hat.“

Beide saßen dann einander schweigend gegenüber. Roche-Bartelot verspeiste mit Appetit ein belegtes Butterbrot, Jean Moulin zündete sich eine Zigarre an und blies wohlgefällig die blauen Wolken in kunstvollen Ringeln von sich.

Auf einmal, als befänne er sich eben erst darauf, begann er: „Was für eine Sache hast du eigentlich, Roche?“

„Bartelot, bitte!“

„Nun ja, hier sind wir aber doch unter uns.“

„Immerhin — die Wände haben Ohren und die

Eisenbahnwände die schärfsten," flüsterte der andere, sich vorsichtig umsehend und einige Augenblicke das Ohr an die Wand des Abteils legend.

"Laß nur," wehrte ungeduldig Moulin; „auf meiner Seite ist Luft, denn wir sitzen im ersten Abteil, und das neben dir ist leer.“

„Gut. Dann also im Vertrauen: ich bin ausgeschildt, um zu versuchen, ob ich der berüchtigten Falschmünzerbande, die seit Jahr und Tag in den Pyrenäenbädern ihr Wesen treibt, auf die Spur kommen kann.“

„Ah — und weshalb gehst du gerade nach Tarbes?“

„Das sollst du gleich hören. Du weißt wohl, daß seit ungefähr zwei Jahren falsche Goldmünzen im Betrage von fünfzig, zwanzig und zehn Franken in erschreckender Menge in Umlauf gebracht werden?“

„Ganz recht.“

„Die Fälskate sind mit erstaunenswerter Geschicklichkeit hergestellt, und nur ein geübter Kenner vermag sie ohne weiteres von den echten Münzen zu unterscheiden. Selbst der Klangunterschied ist kein auffallender, was für eine ganz besondere Komposition der verwendeten Materialien spricht. Natürlich ist der Schaden, welcher auf diese Weise der Geschäftswelt zugefügt wird, ein enormer, das Publikum ist unsicher geworden, und viele wollen gar kein Gold mehr in Zahlung nehmen. Trotz aller Vorsicht gelingt es den Fälschern aber immer wieder, ihre Produkte in den Verkehr einzuschmuggeln.“

„Ist denn bisher alles Suchen nach dem Ursprung der unechten Münzen erfolglos geblieben?“

„So erfolglos, daß, wie du ebenfalls gelesen haben wirst, neuerdings eine Belohnung von fünftausend Franken von der Regierung demjenigen zugesichert worden ist, welcher die Spur der Täter entdeckt.“

„Du Glückspilz! Fünftausend Franken — eine

hübsche Aussicht! Meine Aufgabe ist weniger einträglich, und ich könnte die fünftausend Franken wahrlich besser brauchen als du," seufzte Moulin.

"Du willst also wirklich heiraten?"

"Ich will — ja. Aber es fehlt noch am Nötigsten. Du bist nun schon bald ein gemachter Mann."

Roche lächelte. "Nun, tröste dich, ich habe das Geld noch nicht. Die fünftausend Franken sind schwer zu verdienen, und ich jage vielleicht auch nur einem Phantom nach."

"Hast du eine Fährte?"

"So gut wie nichts. Höre nur weiter. Es ist bisher weder gelungen, eine Spur des Ursprungs zu entdecken, noch einen der Verbreiter der Fälskate zu ertappen. Andererseits steht außer Zweifel, daß die falschen Goldstücke sämtlich derselben Quelle entspringen, die Herstellung also eine einheitliche ist. Es muß demnach ein höchst geriebener Gauner an der Spitze der Bande stehen, der sich sowohl auf die Erzeugung als den Vertrieb versteht. Nun ist vor zwei Jahren aus dem Pariser Zellengefängnis ein gewisser Chateraut entlassen worden, der wegen Fälschmünzerei verurteilt war, ein ehemaliger Graveur, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieser Bursche auch hier wieder seine Hand im Spiele hat, wenn er nicht überhaupt die Seele des ganzen Unternehmens ist."

"Armand Chateraut? Den kenne ich genau. Ich erhielt, als er entlassen wurde, Auftrag, ihn im Auge zu behalten. Drei Tage lang verfolgte ich ihn wie ein Schatten, dann brauchte man mich zu etwas anderem, und ein Kollege übernahm das undankbare Amt."

Roche nickte bedeutsam mit dem Kopfe. "Martin war's — ich weiß. Der verlor ihn natürlich gleich am ersten Tage aus den Augen."

„Kein Wunder, denn der Bursche ist mit allen Hunden gehegt.“

„Seitdem ist es ihm gelungen, sich den Blicken der Polizei völlig zu entziehen, fast schien es, als sei er außer Landes gegangen. Erst als die falschen Goldstücke auftauchten, dachte man wieder an ihn, aber niemand wußte, wo er zu finden sein könne. Alle Nachforschungen nach seinem Aufenthalt blieben vergeblich.“

„Und du sollst ihn suchen?“

„Ja, aber nicht so aufs Geratewohl, wie du meinst. Vor einigen Tagen kam die Meldung aus Tarbes, daß er dort gesehen worden sei; ein Polizeibeamter, der früher in Paris angestellt war, hat ihn erkannt. Allerdings nur einen Augenblick inmitten einer aus Anlaß einer Festlichkeit versammelten Volksmenge, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß er sich getäuscht hat, aber in Ermanglung einer besseren Fährte erschien diese der Oberbehörde doch gut genug, einen ihrer Spürhunde darauf loszulassen.“

„Und dieser Spürhund bist du?“

„Zu dienen. Und daraus magst du erkennen, wie wenig Hoffnung ich mir auf die fünftausend Franken machen darf, die ich dir übrigens von Herzen gönnen würde,“ lachte Roche, „damit du bald unter den Pantoffel kommst.“

„Danke, lieber Freund,“ erwiderte Moulin. „Zimmerhin — ob mit Aussicht oder nicht — das Geld ist doch ein Sporn. Meine Aufgabe ist nicht minder dunkel, aber es winkt an ihrem Ziele kein goldener Preis, sondern nur die Ehre der Lösung eines schier undurchdringlichen Rätsels.“

„Darf man Näheres vernehmen? Oder ist es absolutes Amtsgeheimnis?“

„Nicht für dich, denn du würdest dir eher ja die

Zunge abbeißen, als mich durch ein einziges Wort ver-
raten. Hast du,“ der Detektiv beugte sich dicht zu
Roche hinüber und dämpfte seine Stimme zu einem
Flüstern — „hast du von dem geheimnisvollen Ver-
schwinden des Leutnants Gérard gehört?“

„Nur die einfache Tatsache. Man hat ja so wenig
Zeit, sich um außerhalb der eigenen Tätigkeit liegende
Angelegenheiten zu bekümmern. Er war vom Douane-
korps?“

„Ja, und in Caunterets stationiert.“

„Kein übler Aufenthalt im Sommer.“

„Das gilt nicht für einen Zollbeamten, lieber Kol-
lege. Er hat es mit den Schmugglern und nicht mit
den Badegästen zu tun, und der Schmuggel hat in den
letzten Jahren in jenem Teile der Pyrenäen unheim-
lich überhandgenommen. Gerade deshalb wurde vor
einem Jahre der energische Leutnant Gérard an die
Spitze der dortigen Zollwachkompanie gestellt; er ent-
wickelte auch sofort eine energische Tätigkeit und würde
wahrscheinlich dem Unwesen bald ein Ende bereitet
haben, wenn er nicht plötzlich auf geheimnisvolle Weise
abhanden gekommen wäre.“

„Sicherlich ist er das Opfer eines Verbrechens ge-
worden.“

„Sicherlich. Die Schmuggler haßten ihn wie den
Satan, und diese Herren sind nicht eben wählerisch
in ihren Mitteln. Ermordet ist er sicher, daran zweifelt
niemand, aber wo und unter welchen Umständen? Und
wo befindet sich seine Leiche? Man hat sie nicht ge-
funden. Die Möglichkeit ist also auch nicht ganz aus-
geschlossen, daß er doch noch am Leben ist und irgendwo
gefangen gehalten wird. Auch kann er verunglückt sein.“

„Ja, ja,“ meinte gedankenvoll Roche. „Wo und
wann ist er denn zuletzt gesehen worden?“

„Vor zwei Wochen in seinem Hause. Er wohnt nicht in Cauterets selbst, sondern etwa eine halbe Stunde weiter in einsamer Gegend. Er selbst bewohnte mit seinem Burschen Silvin ein kleines Haus allein, doch liegt nur etwa fünfzig Schritte davon entfernt die Kaserne der Mannschaft. Eines Abends nun — es war gerade an einem Sonnabend — begibt er sich wie gewöhnlich zur Ruhe. Am anderen Morgen steht er nicht auf, das Klopfen des Burschen findet kein Gehör, und als dieser endlich, von Besorgnis erfüllt, das Zimmer gewaltsam erbricht, findet er das Bett leer, seinen Herrn verschwunden.“

„Und man hat nicht die geringste Spur von ihm entdeckt?“

„Gar keine. Das Lager war benutzt worden und anscheinend auch die gehörige Zeit. Das Zimmer liegt eine Treppe hoch, durch das Fenster konnte es der Inhaber also nicht verlassen haben, auch erwies sich letzteres als gut verschlossen. Desgleichen die Haustür, und die Schlafstubentür hatte der Bursche überhaupt erst gewaltsam öffnen müssen. Allerdings fehlte der eine Hausschlüssel, aber der Leutnant führte diesen ebenso wie den Kammer- und einige andere Schlüssel an einem Bunde vereinigt immer in der Tasche.“

„Die Möglichkeit, daß er selber zeitig am Morgen das Haus verlassen hat, ohne den Burschen erst zu wecken, ist also nicht ausgeschlossen?“

„Nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern diese Annahme ist die einzig wahrscheinliche. Man kann nicht gut folgern, daß die Schmuggler oder irgendwelche andere Feinde ihn in seiner Wohnung ermordet und dann fortgeschleppt, noch weniger, daß sie ihn bei lebendigem Leibe aus dem Hause gestohlen haben. In beiden Fällen müßte man Merkmale eines gewaltsamen

Eindringens entdecken. — Nein, nein, wie die Untersuchung ergeben hat, liebte es Leutnant Gérard, oft zeitig und heimlich auszugehen und dann mit irgend einem unvermuteten und überraschenden Resultat zurückzukehren.“

„So ist er vielleicht auch diesmal in der Ausführung eines solchen Unternehmens begriffen und trifft plötzlich und unerwartet wieder ein.“

„Darauf ausgegangen ist er jedenfalls, aber auf seine Wiederkehr hofft niemand mehr. In früheren Fällen ist er nie länger als einen halben und höchstens einmal einen ganzen Tag ausgeblieben, eine längere Zeit könnte er dienstlich gar nicht verantworten.“

„Allerdings.“

Beide Männer saßen einige Augenblicke schweigend einander gegenüber.

„Und dir ist nun der Auftrag geworden, Licht in das Dunkel seines Verschwindens zu bringen?“ nahm endlich Roche das Gespräch mit unterdrückter Stimme wieder auf.

„Jawohl.“

„Eine bestrickende Aufgabe — ich muß es gestehen,“ rief der Detektiv fast neidisch.

„Ich würde die fünftausend Franken vorziehen.“

„Bah, was nützt das Versprechen des prächtigsten Bärenfelles, wenn ich mir den Bären, dem ich es abziehen soll, erst selber fangen muß! Hast du schon einen Plan?“

„Nur vorläufig den Schatten eines solchen. Ich muß erst das Terrain sondieren. Ich trage mich als Kurgast in die Badeliste ein, suche ein Logis und miete mich in dem jetzt leerstehenden Zimmer des vermißten Donaneoffiziers ein.“

„Wird das nicht auffallen?“

„O nein, ein Zimmer der ersten Etage ist immer an solche Kurgäste vermietet worden, welche die Einsamkeit des Gebirges lieben und sich nicht fürchten. Freilich gibt es deren nicht allzu viele, höchstens hat sich manchmal ein leidenschaftlicher Nimrod durch die Lage des Gebäudes für einige Wochen verlocken lassen.“

„Und wer übernimmt deine Bedienung?“

„Gérards Burfche, der noch im Hause wohnt.“

„Erfährt er die Wahrheit über dich?“

„Es wird sich nicht umgehen lassen. Jemand muß in das Geheimnis eingeweiht sein, damit ich eintretenden Falles auf Beistand rechnen kann. Er soll übrigens ein durchaus zuverlässiger, treuer Mensch sein, ein Gas-cogner zwar, aber verschlossen, verschwiegen und pünktlich. Außer ihm ist noch Leutnant Autremont, der an Gérards Stelle zur Zeit Kommandirender ist, unterrichtet. Er und sein Korps stehen mir jederzeit zur Verfügung.“

„So wünsche ich dir den besten Erfolg,“ sagte Roche, mühsam ein Gähnen unterdrückend. „Wenn du nichts dawider hast, schlafe ich jetzt ein Weilchen.“

„Immerzu, Kamerad, ich werde dir Gesellschaft leisten.“

2.

In Tarbes, der betriebsamen Handelsstadt am Adour, schieden die Freunde voneinander. Roche-Bartelot stieg aus, während Jean Moulin seine Reise nach Caunterets fortsetzte. Er war nicht nur ein geschickter Kriminalbeamter, sondern auch ein enthusiastischer Naturfreund. Mit heller Begeisterung sah er die steilen Gipfel der Pyrenäen immer klarer vor sich auftauchen, und als er, die wenigen Kilometer von der Bahnstation aus zu Fuß zurücklegend, das romantische Tal durchschritt, in welchem fast tausend Meter hoch der berühmte Bade-

ort Caunterets, das jährliche Ziel von zwanzigtausend Leidenden, sich erhebt, ging ihm im Anblick der gigantischen Natur um sich her und beim Brausen des das Tal durchrauschenden, schäumenden Bergstromes das Herz auf. Sobald er jedoch die Häuser des Orts von weitem erblickte, verwandelte sich der Naturschwärmer wieder in den Detektiv, der Mensch in den Beamten, und fortan erfüllte einzig seine Aufgabe seine grübelnden Gedanken.

Nur kurze Zeit hielt er sich in dem Städtchen selbst auf. Zum Schein ließ er sich die Wohnungsliste geben, fragte nach mehreren Zimmern, unter anderem auch — seiner im voraus gefaßten Absicht gemäß — nach dem Quartier des Leutnants Gérard.

„Ach, das ist ziemlich weit,“ erwiderte ihm der die Auskunft vermittelnde Beamte.

„Weit?“

„Ja, über eine halbe Stunde von der Stadt, dicht neben der Kaserne der Zollsoldaten.“

„So ist es nichts für mich. Die Entfernung würde mir ja gerade recht sein, denn ich suche Ruhe, absolute Stille — aber in der Nähe einer Kaserne —“

„O, so dürfen Sie sich das nicht vorstellen. Die Zahl der hier stationierten Grenzwächter ist nicht groß, und es geht dort so ruhig zu, daß Sie kaum von dieser Seite eine Störung zu befürchten hätten. Im Gegenteil, es ist dort fast zu einsam.“

„Ist die Gegend reizvoll?“

„Sie bietet alle Schönheiten einer großartigen, in ihrer Stille und Düsterteit wahrhaft erhabenen Natur.“

„Dann will ich mir die Wohnung doch ansehen.“

„Aber —“

„Es ist noch ein Aber dabei?“

„Um — ich weiß nicht. Haben Sie nicht gehört,

„daß vor kurzem hier ein Offizier spurlos verschwunden, wahrscheinlich ermordet worden ist?“

„Ganz recht, ich entsinne mich.“

„Nun, der wohnte in dem Hause. Es gehört nicht eigentlich der Regierung, da es aber so nahe bei der Kaserne steht, mieten sich die Offiziere gewöhnlich darin ein.“

„Er ist aber doch nicht darin ermordet worden?“

„Das wohl nicht.“

„Nun, so will ich mir die Wohnung immerhin ansehen.“

Der Detektiv hielt sich gar nicht mit der Besichtigung anderer Zimmer auf und nahm sich einen Führer nach der einsamen Behausung des verschwundenen Leutnants. Immer romantischer breitete sich, je weiter er schritt, die Gegend vor ihm aus. Zu beiden Seiten erhoben sich hoch und steil die steinernen Talwände, mit dunklen schwermütigen Tannen gesäumt, und das kleine Haus, das er sich zu seiner künftigen Wohnung erkoren, stand wie in einem Kessel hochaufragender bewaldeter oder felsiger Gipfel, so daß das Auge nichts erblickte als Berge, Bäume und Himmel.

Bevor er das Haus betrat, lohnte Moulin seinen Führer ab, dann pochte er an die Tür, worauf ihm Silvini, der Bursche Gérards, der auch den neuen Befehlshaber der Kompanie bediente, entgegentrat. Mit einem Blick durchschaute der Polizeibeamte den ganzen Menschen: nein, in diesen treuherzigen, gutmütigen Augen, in dieser naiven, herzlichen Physiognomie wohnte kein Falsch! Ihm freundlich die Hand reichend, gab er sich zu erkennen und nahm dann sein kleines Zimmer sofort in Besitz.

Während er seine Einrichtungen traf, ließ er sich von Silvini noch einmal den ganzen Hergang erzählen.

Der Bursche bestätigte ihm alles, was ihm bereits in Paris zu seiner Information mitgeteilt worden war, ebenso Leutnant Autremont, dem er sich dann vorstellte.

„Hat man denn,“ forschte Moulin im Anschluß an dessen Bericht, „wirklich alles versucht, den Vermißten aufzufinden?“

„Alles. Acht Tage lang sind Streifkorps der Kompanie nach allen Richtungen ausgegangen, haben alle Winkel, Spalten, Schluchten und auch die Berge, soweit sie zugänglich sind, abgesehen.“

„Und alles vergeblich?“

„Ganz und gar.“

Moulin starrte sinnend vor sich nieder.

„Was gedenken Sie zunächst zu tun?“ erkundigte sich nach einer Pause der Offizier.

„Ich mische mich so unauffällig wie möglich unter das Publikum, erforsche die Einwohner, unternehme Partien, um die Bewohner der Umgegend kennen zu lernen. Zweifellos sind Ihnen eine Anzahl des Schmutzgeles verdächtiger Individuen bekannt, auf die Sie mich aufmerksam zu machen vermögen?“

„Sie nehmen an, daß der arme Gérard ein Opfer seines Berufs geworden ist?“

„Wie sollte es anders sein? Niemand hatte sonst ein Interesse an seinem Tode. Er war ein tüchtiger Offizier?“

„Sehr tüchtig.“

„Beliebt unter seinen Leuten?“

„Sie gingen für ihn durchs Feuer.“

„Hat er irgendwelche Feinde?“

„Keine als die Pascher.“

„Auch sein sonstiger Lebenswandel war einwandfrei?“

„Tadellos.“

„Sie wissen nichts von einer Liebesgeschichte, irgendwelcher Feindschaft deshalb?“

„Nichts. Gérard hat in Toulouse eine Braut, aber meines Wissens gibt es niemand, der sie ihm streitig macht.“

„So bleiben uns nur die Schmuggler. Wenn Sie mir die gewünschte Liste der Verdächtigen aufstellen wollen, kann ich meine Arbeit heute noch beginnen.“

Eine Stunde später hatte Moulin das Verzeichnis in der Hand. Nachdem er es aufmerksam studiert, begann er eine ebenso vorsichtige als ausdauernde Tätigkeit. Tagelang durchspähte er die Gegend, plauderte gelegentlich mit den Landleuten und Gewerbetreibenden, besuchte die einsamsten Wirtshäuser in weitem Umkreise. Leider umsonst. Nirgends eine Spur, nirgends auch nur der Schatten einer solchen.

Verdrießlich stand er eines Morgens zeitig auf, um sich anzukleiden. Absichtlich hatte er sich dasselbe Zimmer einräumen lassen, in welchem der verschwundene Leutnant wohnte. Nicht, daß er von diesem Umstande eine besondere Förderung seines Vorhabens erwartete, er wünschte nur, keine Maßregel außer acht zu lassen, die irgend von Wert sein konnte. Nachdenklich trat er an das einzige Fenster der ziemlich dürftigen Stube und schaute zerstreut zu der gegenüber sich erhebenden schroff emporklimmenden Bergwand auf. Die Sonne stieg gerade über die ersten Zacken der das Tal einschließenden Gipfel empor, doch vermochte Moulin das strahlende Tagesgestirn nicht zu sehen, da es auf der anderen, der Ostseite des Hauses, stand. Doch die zauberischen Wirkungen seines Erscheinens beobachtete er mit Entzücken. In rötlicher Bestrahlung zeigten sich die Bergklämme, und jeder Baum des sonst so düsteren Waldes schien urplötzlich in zauberisches Licht getaucht.

Aber noch etwas bemerkte der Detektiv, als er seine Augen zu der höchsten Spitze der Bergwand erhob. Zwischen den verkümmerten Tannen, die dort oben thronten, und durch das Gestrüpp hindurch erkannte er etwas Blinkendes, Leuchtendes, als ob sich dort eine größere Glasfläche befände, welche von den Sonnenstrahlen getroffen würde. Erst beachtete Moulin das Phänomen gar nicht, nachdem er seine Blicke jedoch kurze Zeit darauf hatte ruhen lassen, fragte er sich, was dort oben wohl für ein Gegenstand sein könne, von dem dieses rätselhafte Blinken ausgehe? Vielleicht eine Wasserfläche? Nein, denn dann hätte er von unten das Blinken nicht wahrnehmen können. Es konnte sich nur um ein Ding handeln, das gegen ihn senkrecht stand. Noch einmal schaute er angestrengt hin, da war der Schein verschwunden, und trotz allen Suchens vermochte er ihn nicht wiederzufinden.

„Sagen Sie einmal,“ redete er den ihm eben seinen Kaffee bringenden Silvin an, „was ist das dort für ein Berg?“

„Der dort? O, der führt keinen besonderen Namen, er ist ein Ausläufer des Bits mit dem Felsgipfel da drüben.“ Dabei deutete der Bursche auf die Spitze eines fernen Berggriesen am Horizonte.

„Wohnt jemand da oben?“ fragte Moulin weiter.

Der Bursche lachte. „Da? Bewahre — warum vermuten Sie das?“

Der Detektiv, stets gewohnt, seine Beobachtungen im Hinblick auf die Möglichkeit einer ihnen künftig manchmal zufallenden Bedeutung geheimzuhalten, erwiderte nur lässig: „Ich fragte nur so. Also nicht?“

„Ganz und gar nicht.“

„Und ist auch nicht irgend eine Jägerhütte oben? Oder eine Schutzhütte für Touristen?“

„Dort hinauf kommt kein Tourist und auch kein Jäger. Die schroffe Wand gilt als unersteigbar.“

„Na, so besonders steil erscheint sie mir gerade nicht, daß nicht ein gewandter Bergsteiger hinaufzuklimmen vermöchte.“

„Um“ — Silvin maß den Winkel der Felswand mit den Augen — „Sie haben eigentlich recht. Die Steilheit ist's auch nicht allein, der Boden ist allenthalben mit Geröll und scharfkantigem Gestein bedeckt. Wer's bisher versucht hat, ist niemals über hundert Meter gekommen, und die Spitze mag gute fünfhundert hoch sein.“

Der Detektiv sagte nichts weiter, aber die Erscheinung auf dem Gipfel wollte ihm von Stund an nicht wieder aus dem Kopfe. Der Lichteffect, den er beobachtet, konnte nur von einer Glasscheibe, also voraussichtlich von einem Fenster ausgehen. Wie aber sollte dort hinauf ein Fenster kommen, wenn es nicht an einem Hause, an einer Hütte angebracht war? Und was konnte das für ein Häuschen sein, von dem niemand in der Stadt etwas wußte, und das auf einem Berge errichtet war, der für unbesteigbar galt?

Natürlich brachte Moulin das Phänomen sofort mit den Schmugglern in Zusammenhang, und er beschloß, ohne sich durch ein unbesonnenes Wort zu vertragen, der Frage näher zu treten.

Zunächst zog er vorsichtig Erkundigungen über den Berg und die Frage der Ersteigbarkeit desselben ein und forschte auch, ob jemand eine Ahnung von der Existenz einer Behausung dort oben hege. Weder war letzteres der Fall, noch hielt jemand eine Besteigung des Berges für möglich. Es gäbe ja auch lohnendere und schönere Partien, meinten die Befragten.

Moulin schüttelte den Kopf. Er erwähnte nichts

von der Erscheinung, nahm sich aber vor, dieselbe am nächsten Morgen nochmals zu untersuchen. Doch vergeblich erhob er sich zur selben Stunde wie gestern von seinem Lager. Er hatte die Rechnung ohne das rauhe und unfreundliche Klima von Caunterets gemacht. Zwei Tage lang kam die Sonne entweder gar nicht oder erst während der späteren Tagesstunden, und alle Bemühungen des Kriminalbeamten, die Erscheinung zu Gesicht zu bekommen, erwiesen sich als erfolglos.

Endlich kam ein heiterer Morgen. Kaum hatte Moulin die Augen geöffnet und sich von dieser Tatsache überzeugt, so stand er auch schon auf den Füßen und wenige Augenblicke später, mit einem Fernrohr bewaffnet, am Fenster.

So sehr er jedoch auch seine Augen anstrengte, er erblickte den leuchtenden Schimmer nicht wieder. Seltsam! Vielleicht handelte es sich doch nur um eine optische Täuschung oder um ein Phänomen, dessen Bildung zufälligen Bedingungen entsprungen war.

Enttäuscht wollte er eben zurücktreten, als plötzlich der blinkende Schein seine Augen traf. Gespannt griff er nach dem Fernglas, doch wie er sich auch bemühte, er vermochte nichts weiter zu erkennen als die blinkende Stelle, die er früher auch gesehen hatte. Nun überzeugte er sich auch, daß der Gegenstand, den er für ein blinkendes Fenster hielt, erst dann sichtbar wurde, wenn die eben über den Kamm der östlichen Berge herübergestiegene Sonne gerade gegenüber der Esse des Hauses stand, das er bewohnte. Sobald das Strahlengestirn diesen Standpunkt auch nur um ein wenig veränderte, verschwand die Erscheinung, ja sie war, wie Moulin während der nächsten zwei zum Glück heiteren Tage beobachtete, von keiner anderen Stelle als gerade seinem Fenster aus wahrzunehmen und auch

von dort aus nur während der kurzen Periode, wo die Sonne den größten Tagesbogen beschrieb. Diese Umstände erklärten zur Genüge, warum noch niemand die Erscheinung wahrgenommen hatte, warum sie niemand wahrnehmen konnte.

Immer wieder legte er sich die Frage vor: was bedeutete seine Entdeckung? Stand sie in der That mit dem Treiben der Schmuggler in Zusammenhang? Wenn das Blinken da oben wirklich von einem Fenster ausging, und folglich ein Haus oder eine Hütte sich dort befand, so konnte diese kaum einem anderen Zwecke dienen.

Aber der Berg galt für unersteigbar. Wie gelangten dann diejenigen hinauf, die ihn besuchten, wie waren die hinaufgelangt, welche da oben eine Hütte bauten? Je mehr er grübelte, je brennender gestaltete sich sein Verlangen, das Rätsel zu lösen.

Denn ein Rätsel, überlegte er, liegt hier vor. Gerade weil die Bergwand dort für unersteigbar gilt, bietet sie den Paschern einen sicheren, gar nicht zu entdeckenden Zufluchtsort. Wer weiß, ob nicht einer von ihnen zufällig einen Pfad entdeckt hat, der hinaufführt, und unter kluger Benutzung dieses Umstandes mit seinen Kameraden das Haus dort oben errichtet hat. Wahrscheinlich ist man auch mit Bestimmtheit überzeugt, daß die Hütte von unten nicht gesehen werden kann. Sie ist im Gebüsch und hinter den Bäumen versteckt, und das Sichtbarwerden des Fensters vermutlich nur dem Umstande zu danken, daß irgend ein Sturm während des Frühlings einen Baum gefällt hat, der dort stand, und dessen Fehlen die Öffnung entstehen ließ, durch welche das Blinken wahrnehmbar wird. Natürlich haben die Schmuggler das größte Interesse daran, die Tradition von der Unerklimmbarkeit des Berges zu

unterstützen — vorausgesetzt, daß sich eben alles so verhält, wie ich denke.

So weit gelangt, beschloß er, den nächsten Tag an den Versuch zu wagen, das Geheimnis des blinkenden Fensters zu erklären. Lange überlegte er, ob er jemand von seiner Absicht unterrichten sollte. Die Vorsicht gebot es, aber die Klugheit sagte nein. Wenn sein Verdacht gerechtfertigt war, so durfte niemand von seinem Vorhaben erfahren, ein einziges unbedachtes Wort hätte genügt, die Schuldigen, die vermutlich überall ihre Ohren besaßen, zu warnen, und dann konnten diese leicht Mittel finden, alle verdächtigen Veranstellungen zu beseitigen oder gar ihn unschädlich zu machen. Nein, es war besser, er bewahrte völliges Schweigen. Nur so viel teilte er dem erstaunten Silvin mit, daß er nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang zu einer Partie aufzubrechen gedente, von der er wahrscheinlich erst spät zurückkehren werde. Der Bursche mußte ihm für einen Tag hinreichende Lebensmittel besorgen, mit denen er am anderen Morgen bei beginnender Dämmerung seinen Rucksack füllte. Nachdem er noch einen sechs-läufigen geladenen Revolver und ein Messer zu sich gesteckt hatte, griff er nach dem Bergstock und trat seine einsame Wanderung an.

3.

Ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, stieg Moulin die pfadlose grüne Wand empor. Die Tannen standen zwar ziemlich dicht, ließen aber doch noch Raum genug zwischen sich, um ihn durchzulassen, außerdem dienten sie dazu, ihm an steileren Stellen Halt und Stütze zu gewähren. Hin und wieder trat niederes Buschwerk und Gestrüpp an die Stelle der Bäume; dann gestaltete sich der Aufstieg erheblich schwieriger,

weil der Detektiv oftmals ganze Strecken umgehen oder sich den Durchgang erzwingen mußte.

Mit der Erreichung der von Silvin bezeichneten Höhe fand er indessen auch die weiteren Mitteilungen des Soldaten bestätigt. Geröll und mächtige Felsblöcke versperrten allenthalben den Weg, und der Kriminalbeamte fand es erklärlich, daß jede Person, die nicht die gleichen triftigen Beweggründe hatte wie er, hier den mühevollen Versuch aufgeben würde. Er aber nahm sich vor, das Außerste zu wagen. Stöhnend und schwihend kletterte er weiter, obwohl nicht selten unter seinen Füßen das Getrümmer ins Rutschen geriet und ihn mit hinabriß, so daß er sich nur mit Mühe vor dem Fall bewahrte. So kam er unter Überwindung großer Schwierigkeiten wohl noch fünfzig Meter empor, da aber stieg der Felsen fast senkrecht auf und bereitete jedem weiteren Versuch, die Höhe zu gewinnen, ein Ende.

Mißmutig schickte sich Moulin bereits zur Umkehr an, als ihm einfiel, daß ja das, was hier unmöglich scheine, an einer anderen Stelle gelingen könne. Er begann sofort, in horizontaler Richtung zu marschieren, fest entschlossen, den ganzen Berg, wenn dies anders möglich, zu umgehen, um vielleicht doch irgendwo eine zum Weitersteigen geeignete Stelle zu erspähen.

Das Ausschreiten in einer mit der Talebene parallel laufenden Linie erwies sich jedoch als nicht weniger schwer wie das Emporsteigen. Die Tiefe lag gähnend und leer vor dem mutigen Manne, und wäre der graufige Anblick für das Auge nicht durch die zwischen dem Abgrund und ihm sich erhebenden Bäume und Büsche gemildert worden, so möchte er trotz seiner Kühnheit wohl vor dem Wagnis zurückgebebt sein.

Unentwegt kletterte er mühsam durch wild zerklüftete

Senkungen weiter, setzte über Spalten und Rinnsale hinweg. Nirgends aber traf sein forschendes Auge auf eine Gelegenheit, den Marsch nach der Höhe fortzusetzen. Mehrere Stunden waren verflossen, er konnte nicht weiter und machte an einem etwas bequemerem Platze halt, um sich durch Ruhe und Nahrung wieder zu stärken.

Nach kaum halbstündiger Rast ging es weiter. Drei Viertel des Berges hatte er schon umschritten, als er endlich eine weniger steile Stelle fand, auf welcher er wenigstens wieder eine kleine Strecke nach oben zurückzulegen für möglich erachtete. Auch hier aber sah er sich schon nach wenigen Minuten den Weitermarsch durch einen vorspringenden Felsen verwehrt. Also wieder weiter in horizontaler Richtung! Zum Glück warf er, nachdem er eine kurze Strecke gegangen, einen Blick nach dem für unpassierbar gehaltenen Orte zurück und bemerkte zu seiner Freude, daß, wenn es ihm nur gelänge, das etwa vier Meter hohe Hinderniß zu nehmen, der Weiterstieg bis zu beträchtlicher Höhe ohne allzu große Schwierigkeit zu bewirken sein werde. Sofort unternahm er den Versuch, den Felsen von der Seite aus zu ersteigen, und nach ungeheuren Anstrengungen brachte er dieses Kunststück wirklich fertig. Töblich erschöpft überwand er den Felsen und warf sich nach Atem ringend darauf nieder.

Während er dalag, ruhten seine Augen bald auf diesem, bald auf jenem Punkte des Gesteins. Auf einmal sprang er ungeachtet seiner Ermattung auf, stieß einen Jubelruf aus und tat eilig einige Schritte in der Richtung des Gipfels, während seine Blicke forschend am Boden hafteten. Nichts Geringeres hatte er entdeckt als einen wenn auch undeutlichen und kaum sichtbaren, so doch immerhin unleugbaren Fußpfad, der sich

in kurzer Entfernung von dem soeben erreichten Felsen in einer Serpentine den Berg hinaufwand, zwischen den Bäumen hindurch, den Sträuchern und Felsen sorgfältig ausweichend.

So viel stand nun fest, der Gipfel war weder unersteigbar, noch unbetreten. Es gab Leute, die ihn besuchten, deren Füße im Laufe der Zeit diesen Weg auf die natürlichste Weise von der Welt einfach durch beständige Benutzung derselben Linie geschaffen hatten. Sicherlich besaßen sie auch noch einen Pfad, auf dem sie bequemer als er bis hierher gelangten.

Denselben zu suchen, blieb ihm freilich keine Zeit, es kam auch nicht viel darauf an.

Frohlockend sah er nach seiner Uhr — ein Uhr Mittags. Volle acht Stunden befand er sich unterwegs. Trotz alledem beschloß er, seine Untersuchung zu beenden. Von neuem durch Speise und einen Schluck Rognon gestärkt, klimmte er den gefundenen Weg aufwärts, und obwohl derselbe in Folge seiner Steilheit und sonstigen Beschaffenheit immerhin zahlreiche Hindernisse bot, kam ihm der Aufstieg gegen vorher doch angenehm und leicht vor. Langsam, aber unerschrocken stieg er höher und höher hinan, und endlich erblickte er den Gipfel dicht über sich. Noch eine letzte Anstrengung — er war oben!

Triumphierend schaute er, durch ein Gebüsch gedeckt, in das Thal hinab. Majestätisch in seiner düsteren Einsamkeit lag es zu seinen Füßen. Deutlich erkannte er sein Quartier und die Kaserne in dessen Nachbarschaft. Die Aussicht auf die Stadt selbst war ihm durch die nebenan aufragenden Berge entzogen. Nunkehrte er seine Aufmerksamkeit dem Gipfel selbst zu. Derselbe bildete eine Art Hochfläche, war aber nur von beschränkter Ausdehnung. Niedere Tannen bedeckten

ihn dicht. Um den Platz zu erreichen, auf welchem er das blinkende Fenster wahrgenommen zu haben glaubte, mußte Moulin die Hochfläche an ihrem Rande umgehen. In weniger als einer halben Stunde konnte das geschehen sein. Doch erschien Vorsicht jetzt doppelt am Plage; er wußte ja nicht, ob er nicht mit Feinden, jedenfalls entschlossenen Feinden, zu tun bekommen würde.

Behutsam jeden Baum, jedes Dickicht zur Deckung nehmend, schritt er vorwärts, unausgeseht nach der vermeintlichen Hütte auslugend. Plötzlich erhellten sich seine Züge: er hatte sich nicht getäuscht! An dem am weitesten in das Tal vorspringenden Ende des Plateaus erhob sich eine aus Holz und Steinen kunstlos errichtete Hütte. Ohne seine Kenntnis des Ortes, wo sie sich ungefähr befinden mußte, hätte er die Baracke wohl schwerlich aufgefunden, selbst wenn er zufällig auf den Gipfel gelangt wäre, denn eine sich hügelartig erhebende Steinmasse und dichtes Gestrüpp entzogen sie völlig den Blicken. Nur ein ganz schmaler Paß führte dicht am schwindelnden Abgrund entlang zu dem Vorsprung, auf dem sie erbaut war. Gegen das Tal hin verbargen sie die Bäume und ein künstliches Dickicht. Wie aber Moulin richtig vermutet, hatte der Sturm eine der Tannen entwurzelt und dadurch in die künstliche Schanze eine Lücke gerissen, durch welche die Strahlen der Sonne ungehindert Eingang fanden.

Die Hütte selbst war nur niedrig, das Dach erhob sich kaum fünf Fuß über der Erde, weshalb der in seiner Färbung sich von der Umgebung kaum abhebende Bau schon aus diesem Grunde vom Tale aus nicht gesehen werden konnte. Das niedrige Dach ließ jedoch darauf schließen, daß die Hütte zum größten Teil in die

Erde eingebaut war. Moulin suchte nach dem verräterischen Fenster und entdeckte es unterhalb des Daches auf der der Tiefe zugekehrten Seite. Es war nicht groß und unter gewöhnlichen Umständen von unten aus ebensowenig wie die Hütte selbst wahrzunehmen. Nur der zufällige Umstand der Sonnenbestrahlung war zum Verräter seines verborgenen Daseins geworden.

Jean Moulin blickte hindurch, konnte jedoch in dem dunklen Raume nichts unterscheiden. Die ganze Gegend atmete die tiefste Stille und Verlassenheit, auch die Hütte war zur Zeit jedenfalls unbewohnt. Langsam umging er den Bau, auf der anderen Seite entdeckte er eine roh gearbeitete Tür. Er rüttelte daran, sie war fest verschlossen und durch ein großes Vorlegeschloß verwahrt.

„Schade,“ murmelte der Detektiv ärgerlich. „Ich muß unbedingt wissen, was für Geheimnisse die Hütte verschließt, oder meine ganze Unternehmung ist umsonst.“

Hier galt es kein langes Zögern. Er stieß mit seinem Bergstock die Scheiben des Fensters ein, entfernte sorgfältig die Glasstücke und ließ sich dann vorsichtig in das Innere hinab.

Im Augenblick berührte sein Fuß den Boden, er ließ die Hände los und schaute gespannt umher. Auf den ersten Blick gewahrte er nichts Verdächtiges. Ein roh zugehauener Tisch, ein paar Holzbänke machten nebst einem hölzernen Schranke an der Wand die ganze Einrichtung aus. Auf einem hölzernen Sims standen einige Töpfe und ein eiserner Kochapparat. Ein Ofen war nicht vorhanden, was nicht wundernehmen konnte, denn wenn die Hütte — woran nun nicht mehr zu zweifeln — überhaupt benutzt wurde, so konnte das nur im Sommer der Fall sein. Sieben oder acht Monate des Jahres durfte sicher kein menschlicher Fuß

das Wagnis der Besteigung des Berges unternehmen. Etwas enttäuscht betrachtete der Polizeibeamte den dürftigen Inhalt. Nichts unterschied die kleine Behausung von derjenigen eines einfachen Jägers oder Holzhauers, vielleicht stellte sie auch weiter nichts vor. Möglicherweise war sie auch nur früher bewohnt gewesen und jetzt längst verlassen.

Nein, das doch nicht. Auf dem Tische stand noch ein Topf, und darin befand sich Wasser, ein Beweis für die Tatsache, daß die Hütte vor noch gar nicht langer Zeit von Menschen betreten worden war.

Aber mit dem Gedanken, er habe nichts als eine harmlose Waldwohnung vor sich, vermochte sich der Detektiv nicht zu befremden. Wozu dann das Geheimnis? Wozu die Sorgfalt, mit welcher Pfad und Hütte den Augen der Bevölkerung verborgen wurden? Warum widersprachen die Bewohner dieses Ortes nicht der Tradition von der Unersteigbarkeit des Berges?

Nein, nein, hier lag mehr verborgen, als der enge Raum verriet, ganz gewiß befand sich hier ein geheimer Sammelplatz der Schmuggler der ganzen Gegend, vielleicht sogar ein Versteck für die gepackten Waren, obgleich er sich in diesem Falle nicht erklären konnte, wie es möglich war, die schweren Pakete und Körbe auf den so mühsam zu erklimmenden Gipfel hinaufzuschaffen.

Neugierig trat er an den Schrank. Er war offen. Die wenigen Gegenstände, die er enthielt, schienen ebenso ausschließlich für einen bescheidenen Hausbedarf bestimmt wie die Töpfe und Geräte auf dem Sims. Eine Quantität Lehm, die im untersten Fache lag, diente wahrscheinlich zur gelegentlichen Ausbesserung des Fußbodens.

„Es muß noch ein Gelaß da sein, denn ich sehe weder ein Bett noch irgend ein anderes Lager,“ brummte

Moulin kopfschüttelnd, indem er auf und ab schritt. Gorch? Klang sein Tritt nicht hohl? Ohne Zweifel befand sich unter seinen Füßen noch ein Raum. Vielleicht ein Keller? Darüber wollte er sich bald Klarheit verschaffen.

Angelegentlich forschte er nach dem Eingang. Außen hatte er keine Tür bemerkt, im Innern befand sich auch keine. Vermutlich war das Gelaß nur durch eine Falltür zugänglich. Er erblickte aber nirgends einen Eisening oder eine andere Handhabe. Mit der Eisenspitze seines Stockes erforschte er den Boden Schritt für Schritt. Vergeblich! Und doch — er konnte sich nicht täuschen! Wie aber gelangten die Bewohner hinunter? Sich ratlos umsehend, gewahrte er, daß eine Stelle des aus festgestampftem Lehm gebildeten Fußbodens eine mäßige Erhöhung zeigte. Er bröckelte mit seinem Stocke den Lehm hinweg, und siehe da — ein eiserner Ring kam zum Vorschein. Sofort begann er kräftig an demselben zu ziehen, und der anscheinend aus einer einzigen zusammenhängenden Masse bestehende Lehmboden hob sich in der Ausdehnung eines etwa dreiviertel Meter haltenden Quadrats ohne besondere Schwierigkeit.

„Aha,“ murmelte der Detektiv, „jetzt weiß ich auch, wozu der Lehm im Schranke dient. Er wird jedesmal benutzt, den Ring und die Ausschnittlinien der Tür wieder zu verkleistern. So viel Vorsicht deutet auf ein böses Gewissen. Jetzt bin ich doch neugierig, was dahinter steckt.“

Eine dunkle Öffnung tat sich vor ihm auf, in welcher das obere Ende einer Leiter sichtbar wurde.

„Wenn ich nur ein Licht hätte!“ flüsterte Moulin erfreut. Nicht einen Augenblick dachte der kühne Mann an Gefahr. Er suchte in der Hütte nach, und seine Augen erglänzten. In einem der Töpfe fand er ein

Talglicht — Zündhölzer führte er bei sich. Mit vor Erregung und Spannung zitternder Hand zündete er es an und stieg nun ohne Zögern die Leiter hinab.

Wieder ein Raum wie der vorige, nur fensterlos und finster! Mit dem Licht leuchtete er umher. Ein Tisch und einige Bänke wie oben, und ein paar große Schubladen in der Ecke. Von der Decke aber hing eine große Lampe herab, und auf der Platte standen einige sonderbare Geräte, neben welchen verschiedene Instrumente lagen. „Was kann das bedeuten?“ fragte sich Moulin betroffen. „Schmelztiegel, Pfannen, Grabstichel, Vorräte von Blei, Messing und anderem Metall, und hier“ — er öffnete den Deckel einer der Schubladen — „allerhand Formen, Modelle, Maßgeräte.“ O, das waren keine Schmuggler, die hier oben ihr Wesen trieben, das waren viel durchtriebener und schlimmere Gesellen. Kein Zweifel, er besaß sich in einer Falschmünzwerkstatt!

Aufgeregt trat er zu der anderen Schublade, die er jedoch verschlossen fand. Hastig ergriff er einen Meißel und Hammer, die auf dem Tische lagen, und sprengte damit das nicht allzu feste Schloß. Sodann den Deckel emporhebend, erstarrte sein Blick fast zu Eis bei dem Anblick der hier niedergelegten Schätze. Die Truhe war beinahe bis zur Hälfte mit Goldstücken angefüllt. Natürlich waren das Falsifikate, die Erzeugnisse der fleißigen Arbeit der Falschmünzer, welche wahrscheinlich während des Sommers hier produzierten, was sie den Winter hindurch geschickt vertrieben. Mit einer Empfindung, die beinahe Entsetzen genannt werden konnte, bückte sich der Detektiv tief in die Truhe hinein und ließ aufgeregt eine Anzahl der goldenen blizenden Münzen durch seine Hände gleiten.

Wenn er echtes Gold vor sich gehabt hätte, er wäre von Stund an ein reicher Mann gewesen!

Plötzlich durchrieselte ihn ein neuer Gedanke. „Ich Glückspilz,“ jauchzte er innerlich auf, „ich habe die Werkstätte der berühmtesten Fälschmünzerverbände entdeckt, welche der gute Koche suchen soll. Wenn ich es klug anfangen, gelingt es mir vielleicht, mir die ausgesetzte Prämie von fünftausend Franken zu verdienen. Aber jetzt nur schnell wieder fort und alle Spuren meiner Anwesenheit beseitigt. Das zerbrochene Fenster freilich —“

Er kam nicht weiter in seinem Gedankengange. Eben stand er im Begriff, sich wieder aufzurichten und den Deckel zu schließen, als ein wuchtiger Schlag ihn von hinten auf den Kopf traf, so daß er mit einem Schrei bewußtlos zusammenbrach.

4.

Als Moulin sich seines Daseins wieder bewußt wurde oder richtiger bewußt zu werden anfing und mit einem leisen Seufzer die Augen aufschlug, war es Nacht um ihn, undurchdringliche Nacht. Mehrere Stunden mußte seine Ohnmacht gewährt haben. Erstaunt, bestürzt sah er um sich — im nächsten Augenblick aber durchschauerte ihn von Kopf bis zu den Füßen ein Gefühl des Entsetzens wie ein kalter Strom. Er fühlte, daß er nicht auf festem Boden lag, sondern sich in langsamer, aber stetiger Bewegung befand, daß er unter sich keinen Grund hatte, und seine Arme in der Luft hingen.

Gleichzeitig erwachte in ihm blißartig das volle Bewußtsein seiner Lage. Er erinnerte sich des Schlags, der ihn getroffen, und mit Schrecken sagte er sich, daß er in den Händen von mitleidlosen Feinden sei.

Was geschah jetzt mit ihm? Gott im Himmel, er

hing in der Luft schwebend an einem Seil und wurde in irgend etwas hinabgelassen.

Vielleicht gar in sein Grab? Man hielt ihn für tot und begrub ihn? Grausen und Furcht erstarrten das Blut in seinem Herzen, er wollte laut aufschreien, aber vermochte es nicht, die Töne erstarben in seinem Munde, alle seine Nerven schienen gelähmt vor Schrecken und Entsetzen.

Und das war sein Glück, denn sein Schweigen rettete ihm, wie er gleich darauf erkannte, zunächst das Leben. Eine raube Männerstimme hoch über ihm erreichte sein Ohr, welche einer anderen Person die Worte zurief: „Wozu die Mühe, Luz! Wirf den Burschen einfach hinunter, die Knochen werden ihm nicht mehr davon weh tun.“

„Daß wir Narren wären,“ erscholl die polternde Entgegnung. „Die Leiche bleibt an einem der zackigen Vorsprünge hängen, wo wir sie im Leben nicht wieder herunterkriegen. Kommt dann doch einmal zufällig jemand hier herauf, so —“

„Unsinn, wer soll denn hierher kommen?“

„Na, ist der da unten nicht da? Möglich ist alles. Wenn's also der Fall ist, könnte die Leiche uns verraten. Besser wir lassen sie hinab, und bei Tageslicht läßt sich einer hinunter und versteckt sie im Dickicht der Schlucht. Für heute ist's natürlich zu spät.“

„Wer mag der Kerl nur sein?“ mischte sich hier eine dritte Person ins Gespräch.

„Wer weiß — jedenfalls kennt er unser Geheimnis, und das bezahlt er mit seinem Leben!“

„Ein Tourist würde es niemals gewagt haben, in die Hütte einzudringen,“ erklang die erste Stimme wieder. „Ich wette, das ist ein Polizeispion. Wozu hätte er auch sonst den Revolver und das Messer bei sich?“

„Ich hab' ihn einmal unten in Gouterets gesehen,“ bemerkte jemand in einem Tone, der weniger rauh klang als derjenige des bisherigen Sprechers. Den Hörer unten durchzuckte es seltsam bei diesen Lauten — er hatte diese Stimme schon gehört, es war diejenige des Graveurs Chateraut. Also hatte dieser Spigbube doch seine Hand im Spiele! Welch ein Glück, daß der durchtriebene Gauner ihn, Moulin, nicht persönlich kannte! Moulin kannte ihn, aber jener nicht den Detektiv, denn es war eine Hauptbedingung für die Erfüllung seines damaligen Auftrags der Bewachung des Schurken, daß er diesem völlig fremd erschien, während er mit dem zu Beobachtenden genau vertraut war. Zu diesem Zwecke hatte er schon mehrere Tage vorher den Fälscher in seiner Zelle durch ein Loch in der Tür beobachtet und belauscht. Seine ungewöhnlich hohe Füstelstimme haftete noch fest in der Erinnerung des Polizeibeamten.

Moulin erriet aus den Reden, was mit ihm vorging und fühlte sich dadurch für den Augenblick beruhigt. Die Fälscher hielten ihn für tot, sie waren nicht geschult genug, um eine tiefe Ohnmacht oder einen scheinodähnlichen Zustand von dem wirklichen Tode zu unterscheiden. Nun ließen sie den vermeintlichen Leichnam in eine Schlucht hinab, um ihn vorderhand zu verbergen.

Der Detektiv atmete auf, als er wieder festen Boden unter sich fühlte, nur noch das Seil verband ihn mit seinen Widersachern. Nicht im stande, es von oben zu lösen, warfen sie es der vermeintlichen Leiche achtlos nach. Ein neuer Glücksumstand. Ein Seil war in seiner Lage ein unbezahlbares Werkzeug. Denn daß er die Schlucht nach seinem Belieben wieder verlassen und sich retten könne, ehe der neue Tag die Fälscher zu ihm herabführte, daran zweifelte er keinen Augenblick.

Vor allem war es jetzt für ihn von Wichtigkeit, über die Gauner selbst Näheres zu erfahren, denn sie da oben zu überrumpeln, würde ihm wohl nicht gelingen. Er mußte den Ort noch vor Tagesanbruch verlassen, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, schon am Morgen mußten sie aber sein Verschwinden bemerken und würden sich dann natürlich sofort aus dem Staube machen. Von der Anwesenheit Chaterauts war er bereits überzeugt, einen anderen hatte man Luz genannt, vielleicht erlauschte er noch mehr von ihren Geheimnissen. Flach auf dem Boden liegend, horchte er auf jedes vernehmbare Wort.

„Wie habt ihr denn den Schuft überhaupt überwältigt?“ hörte er jetzt die Füstelstimme des ehemaligen Graveurs.

„Da hätten Sie dabei sein sollen, Meister,“ erwiderte der Mann, welcher zuerst gesprochen hatte. „Luz, der gerade Wache stand, sah ihn heranschleichen. Sofort benachrichtigte er uns, die wir vor Schrecken im ersten Moment fast außer uns waren; rasch aber verließen wir das Haus, dessen Thür hinter uns verschließend, und zogen uns hinter das Dickicht zurück. Die Werkzeuge und Apparate zu verstecken, blieb uns allerdings keine Zeit. Sobald wir uns überzeugten, daß wir es mit einer einzelnen Person zu tun hatten, waren wir sicher, den Burschen zu fangen. In der That ging er in die Falle. Nachdem er lange herumgeschnüffelt, zer-schlug er das Fenster und drang ins Haus ein. Wir folgten ihm leise, und als er mit seltenem Scharfsinn die Fallthür entdeckt hatte und die Leiter hinabgestiegen war, öffneten wir behutsam die Thür und schlichen ihm nach. Ich stieg zuerst auf der Leiter hinab, und als ich ihn über die Truhe gebeugt erblickte, schlich ich geräuschlos an ihn heran und begrüßte ihn mit einem

Knüttel auf eine Weise, daß er das Denken vergaß."

"Und er war sofort tot?"

"Wenigstens tat er keinen Schnaufser mehr," versetzte der Sprecher cynisch. "Wir ließen ihn vorderhand unten liegen, und erst als es dunkel war und wir aufbrechen wollten, schleppten zwei von uns ihn hierher, um die Leiche zu beseitigen."

"Das weiß ich," entgegnete Chauveraut ungeduldig. "Doch eilt euch, wir müssen heute noch nach Cauterets hinab."

"Das wird eine halbsbrechende Arbeit werden," meinte einer der Leute bedenklich.

"Es ist nicht das erste Mal. Wir haben in einer halben Stunde hellen Mondschein," drängte der Anführer. "Es ist von der größten Wichtigkeit, daß wir alle fünf heute abend in Cauterets gesehen werden, wegen des Alibis, wißt ihr. Überhaupt tun wir gut, bis zu unserer Rückkehr hierher einige Tage verstreichen zu lassen. Ihr habt doch alles gut verborgen?"

"Alles. Wann treffen wir wieder hier zusammen?"

"Heute ist Mittwoch. Sagen wir Sonntag nachmittag vier Uhr."

"Soll die Leiche so lange liegen bleiben?"

"Der tut keiner etwas da unten."

"Bin neugierig, was man in der Stadt darüber sagt, daß wiederum jemand spurlos verschwunden ist."

"Wird ein schönes Aufsehen werden!"

"Jedenfalls wollen wir Sonntag darüber reden. Wir tun besser, diesen Platz jetzt zu verlassen. Sonntag hoffe ich bestimmte Vorschläge machen zu können."

Die Schritte der Sprechenden verhallten in der Ferne. Nachdem Moulin eine Weile angestrengt gelauscht hatte, ob nicht doch einer von ihnen in der

Nähe geblieben sei, versuchte er sich zu erheben. So leicht ging das indessen nicht. Seine Beine trugen ihn nicht, der Kopf schmerzte furchtbar, und wie er ihn nur emporrichtete, war es ihm, als drehe sich alles im Kreise um ihn herum, und als schwinde der Boden unter seinen Füßen.

Was tun? Am besten ist es, vorläufig liegen zu bleiben, dachte Moulin. Vielleicht versetzten einige Stunden Schlaf ihn in einen aktionsfähigeren Zustand.

Die Nacht war kalt, doch fühlte der Detektiv sich so erschöpft und matt, daß seine Augen trotz alledem zufielen, und er in totenähnlichen Schlaf versank. Nur die ungeheure Nervenspannung, in welche Grauen und Furcht beim Erwachen ihn momentan versetzten, hatte die Fähigkeit in ihm erzeugt, dem Tun und Treiben seiner Feinde für kurze Zeit Aufmerksamkeit zu schenken.

Wer weiß, wie lange der lethargische Zustand angehalten hätte, wären nicht das harte Lager auf dem Felsgrund und die kalte Nachtluft zwei Wecker von unerbittlicher Energie gewesen. Nach mehreren Stunden wurde sein Schlaf immer unruhiger, qualvolle Träume ängstigten den Schlummernden. Seine Glieder zuckten, die Brust hob sich zuweilen zu tiefen, angstvollen Atemzügen.

Nun schlug er die Augen auf — rund um ihn herrschte noch Finsternis, durch die Öffnung von oben fiel der erste matte Schimmer des erwachenden Tages. Plötzlich sich seiner Lage bewußt werdend, raffte der Detektiv sich bestürzt empor. Er fühlte seinen Kopf freier und seine Latkraft zurückgekehrt. Auf Händen und Füßen, vorsichtig mit der Rechten um sich her tastend, kroch er vorwärts. Nur einige wenige Meter etwa hatte er zurückgelegt, da griff seine Hand ins Leere. Erschauernd fuhr er zurück. Vorsichtig kroch

er wieder an den bisherigen Platz. Am besten war es, er hielt sich still da, wo er war, bis seine Augen dem Tastsinn zu Hilfe zu eilen vermochten.

Anfangs quälte ihn die Furcht, die Zeit der Rettung zu versäumen. Mehr und mehrkehrten jedoch die einzelnen Worte des erlauschten Gesprächs in sein Gedächtnis zurück und erweckten die Erinnerung in seinem Geist, daß die Fälscher erst Sonntag nachmittag vier Uhr wieder einzutreffen gedachten. Bis dahin behielt er Zeit genug, sich zu retten, denn heute war erst Donnerstag morgen.

Tiefer und tiefer sanken die Dämmerlichter, das Schwarz seiner Umgebung in anfangs dunkles, dann immer lichteres Grau verwandelnd. Schon hoben sich die Wände der Schlucht in undeutlichen Umrissen vor ihm ab. Sehnsüchtig der völligen Helle harrend, schlossen sich seine Augen noch einmal. Als sie sich wieder öffneten, blickten sie in strahlendes Tageslicht. Auf dem Grunde der Schlucht freilich herrschte eine mäßigere Beleuchtung, denn die Sonne vermochte nicht bis in die enge Tiefe vorzudringen, immerhin aber war es hell genug, alles zu erkennen.

Ein Blick genügte, den Unglücklichen aller Hoffnung zu berauben. Aus diesem Gefängnis war an kein Entinnen zu denken. Von drei Seiten umgaben ihn schwarze, fünfzehn bis zwanzig Meter hohe, senkrecht wie Mauern aufsteigende Felswände, nach Norden nur zeigte die Schlucht eine Öffnung, und dicht neben dem Rande derselben befand sich der Detektiv. Sich über denselben hinunterbeugend, sah er in einen tiefen Abgrund hinab. Erschrocken trat er zurück, die überstandene Gefahr erblich vor der neu entdeckten. Nirgends bot sich hier ein Ausweg als nur nach oben, und nur eine Fliege hätte an diesen starren Mauern emporklettern

können. Zwar besaß er die Leine, woran er befestigt gewesen, und es gab einige Zacken und Vorsprünge an der glatten Wand, aber kein Mensch vermochte ein Seil bis zu solcher Höhe emporzuschleudern.

Verzweifelt warf er sich zu Boden und starrte düster vor sich hin. Hunger und Durst mühlten in seinem Innern, er besaß nichts, sie zu befriedigen. Seine Waffen und Lebensmittel hatten die Falschmünzer ihm genommen. So blieb ihm keine Wahl, als hier eines elenden Todes zu sterben oder von den zurückkehrenden Schurken, wenn sie ihn noch lebend fanden, sich abschlachten zu lassen.

Die Sonne oben verbarg sich unter drohenden Wolken, und bald ergoß ihr Inhalt sich in die Schlucht.

Verdursten würde er hier nicht, denn schon nach wenigen Minuten begann das Wasser in den Rinnen und Spalten sich zu sammeln.

Jean Moulin war ein entschlossener Charakter, der sich nicht lange unnützer Verzweiflung überließ. Vor allem mußte er ein wenn auch noch so notdürftiges Obdach finden. Wieder schweiften seine Blicke umher. Die Schlucht besaß etwa dreißig Schritte Längsdurchmesser, die Breite wechselte von wenigen Schritten bis zur Ausdehnung von wohl hundert Fuß. Der enge Raum entbehrte auch nicht völlig der Vegetation, hie und da drängten sich einzelne Gesträuche an die Felswände. Nach längerem Suchen entdeckte er einen Felsvorsprung, unter den er sich kauern konnte und der ihm ein Obdach bot. Hier hockte er, bis der Regen aufhörte, immer dabei um sich schauend und grübelnd, was er in dieser gräßlichen Lage zu tun vermöge.

Sobald der Regen nachließ, begann er eine sorgfältige Untersuchung seines Kerkers. Ein Adler schwebte hoch über seinem Haupte in den Lüften — nur ein

Adler hätte aus dieser trostlosen Falle enttrinnen können.

Die Nacht brach herein, die zweite seiner Gefangenschaft. Unter seinen Felsvorsprung zusammengelauert, verbrachte er sie fröstelnd und traurig. Hunger und Kälte verschlechten den Schlaf, und nur der Traumgott stattete in den kurzen Perioden, wo totale Ermattung die Lider schloß, häßliche und peinigende Besuche ab.

Vor dem nagenden Hunger traten an diesem Morgen alle anderen Schrecken zurück. Sein Körper bedurfte der Nahrung, aber woher sie nehmen? Nichts Genießbares fand sich in diesem Gefängnis, wie er auch umherforschte. Noch einmal drängte er mit mächtiger Willensanstrengung den qualvollen Hunger zurück und stärkte sich, so gut er konnte, durch reichlichen Trunk aus den natürlichen Wassern der Schlucht. Aber das mußte er gewiß, falls er nicht heute einen Ausweg entdeckte, war es zu Ende mit seinen Kräften.

Noch einmal schritt er die Grenzen seines Kerkers ab, diesmal jedes Gebüsch, jede kleine Spalte durchforschend. Da, als er ein am schmalsten Ende der Schlucht sich ausbreitendes dichtes Dorngestrüpp auseinanderbog, gewahrte er hinter demselben am Boden ein Stück farbigen Stoff. Wie er denselben aufzuheben versuchte, machte er die Wahrnehmung, daß er von der Erde festgehalten wurde.

Der Detektiv zog stärker, aber das Zeug gab nicht nach, es hing fest mit einem größeren, in der Erde vergrabenen Stück zusammen.

„Sonderbar,“ murmelte Moulin, in welchem plötzlich der Polizeibeamte erwachte. „Das ist unfehlbar ein Stück von einer Militäruniform.“

In diesem Augenblick tauchte ein entsetzlicher Gedanke in ihm auf. Er hob einen spitzen Stein auf

und begann krampfhaft im Boden zu wühlen. Nicht lange, so förderte er immer mehr des seltsamen Stoffs zu Tage. Kein Zweifel, er erblickte den vorderen Teil eines Waffenrockes, und im Waffenrock steckte noch der Körper des Unglücklichen, der ihn getragen.

„Leutnant Gérard, der verschwundene Offizier,“ flüsternte Moulin, totenbleich und mit bebenden Lippen zurückwankend.

Für einige Zeit entrückte ihn die schreckliche Entdeckung seiner eigenen entsetzlichen Lage. Sein Pflichtgefühl aber siegte über das Grauen, das ihn erfüllte; er grub eifrig weiter, bis er in der That den entseelten Körper vor sich erblickte.

Der Zweck, der ihn nach Gouterets geführt, war erreicht: er hatte das Schicksal des Vermißten aufgeklärt! Leutnant Gérard war tot, ermordet, und von wem, darüber konnte keinerlei Zweifel obwalten. So weit das Rätsel seines Verschwindens überhaupt erklärt werden konnte, stand es enthüllt vor den Augen des Spürers: das blinkende Fenster hatte auch Gérard verlockt, seiner Ursache nachzuforschen, die er wahrscheinlich gleichfalls mit den Schmugglern in Verbindung brachte. Auch er hatte das Ziel und die Hütte erreicht, war vielleicht ebenfalls tiefer in ihre Geheimnisse eingedrungen, war von den Falschmünzern entdeckt, erschossen und hier verborgen worden.

Gewiß, er kannte das Versteck der Leiche und die Mörder. Aber was half ihm das? Seine Gebeine würden bald hier unten neben dem ersten Opfer modern, um vielleicht nie gefunden zu werden.

Lange stand der junge Mann tiefbewegt vor der Leiche. Allmählich jedoch kehrten seine Gedanken zurück. Ein Rauschen war es, ein fernes Brausen, das in seinen Ohren tönte und seine Aufmerksamkeit er-

regte. Solange er in tiefes Sinnen versunken war, vernahm er es wie in einer Art Traum, es kam wie aus seinem Innern heraus, wie ein Geräusch in seinem eigenen fiebernden Hirn. Nun ward er sich plötzlich bewußt, daß es ein wirklich vorhandenes Getöse sei — er horchte, und in der That, der Klang drang aus einer Spalte zu ihm herüber, die unweit der Leiche hinter einigen Tannen sich öffnete.

„Das ist Wasser oder vielmehr ein Wasserfall,“ murmelte der Detektiv. Er legte sein Ohr an die Erde — kein Zweifel, in seiner Nähe wälzte ein Wasserlauf seine Fluten zur Tiefe. Wo aber das Wasser sich hindurchdrängt, kommt vielleicht auch ein Mensch fort! Das war sein erster Gedanke.

Ohne Besinnen kroch er weiter, den engen Kanal entlang. Zum Glück war dieser nicht lang, denn schon nach wenigen Minuten wurde es Licht vor den Augen des Kriechenden, gleichzeitig erweiterte sich der Gang zu einer Art Höhle.

Wenn aber Moulin gehofft hatte, durch ihn einen Weg zur Freiheit sich aufzutun zu sehen, so irrte er. An der Stelle, wo der Kanal am weitesten war, so daß er fast darin aufrecht stehen konnte, endete er plötzlich an einem wenigstens fünf Meter breiten Abgrund, dem Raum, welcher den Berg von seinem nächsten Nachbar trennte. Der Wasserlauf war allerdings vorhanden, aber er befand sich auf der gegenüberliegenden Seite, und der kleine, durch den Regen entstandene Gebirgsbach stürzte sich vor den Augen des hoffnungslos Dastehenden geräuschvoll und schäumend in den Abgrund hinab.

Moulin preßte verzweiflungsvoll die Hände vor das Gesicht. Wenn er diese weite Kluft zu überspringen vermöchte, so war er gerettet! Drüben stieg der Berg

anfangs ziemlich mäßig an, und weiter oben konnte er die breite Wasserrinne benutzen, die in einer Steigung von höchstens vierzig Grad bis zur Höhe des Berges verlief. Aber wie sollte er hinüberkommen? Er dachte an das Seil. Vielleicht war es ihm möglich, mit ihm zwischen beiden Ufern eine Verbindung zu bewerkstelligen. An dem Strick über den gährenden Abgrund hinüberzuklettern, würde allerdings ein gefährliches Wagnis bedeuten, aber Moulin war ein gewandter Turner und schreckte nicht davor zurück. Doch ließ sich das Seil auch befestigen? Mit ängstlich forschenden Blicken musterte er den jenseitigen Abhang. O ja, wenn es ihm gelang, es um einen dicht am Rande der Kluft lagernden spitzen Felsblock zu schleudern, so war es wohl möglich, vorausgesetzt, daß der Block die Last aushielt. Auf seiner eigenen Seite boten sich der Möglichkeiten mehrere.

Der Versuch mußte gewagt werden. Moulin holte unverzüglich das Seil, maß die Entfernung nochmals mit den Augen, dann warf er das doppelt gefaltete Seil, dessen beide Enden er fest in der Hand hielt, nach dem Felsblock hinüber.

„Zu leicht,“ murmelte er und beschwerte das Seil durch einen großen Stein. Nun traf er wohl den Block, doch brauchte es wenigstens eine Stunde, bis er im Werfen so viel Übung erlangte, daß es ihm gelang, es über den Felsblock hinwegzuschleudern.

Endlich lag es lose um ihn herum, er zog es fest an und befestigte dann das Seil auf seiner Seite. Mit klopfendem Herzen versuchte er die Haltbarkeit durch starkes Ziehen und Reißen.

Die Probe genügte nicht ganz. Doch was half es? Ihm blieb keine Wahl. Einen zagenden Blick warf er noch in den tiefen Schlund vor sich, dann holte er

tief Atem, nahm alle seine Kräfte zusammen und packte entschlossen das Seil. Die Augen geschlossen haltend, tastete er sich mutig vorwärts, und glücklich hatte er bereits den größten Teil des Abgrundes überwunden, als er auf einmal fühlte, wie das Seil an der Seite, von der er gekommen war, nachgab. Jetzt hieß es, kaltes Blut behalten oder sterben! Im nächsten Augenblick löste sich, wie er gefürchtet, das Seil von seinem Ausgangspunkt. Ein heftiger Ruck, und er stürzte mit dem Seil in die Tiefe!

Aber — Gott sei Dank! — das Seil gab auf der anderen Seite nicht nach, und er behauptete trotz des schmerzhaften Anschlags an die Felswand seine Kaltblütigkeit. Einen prüfenden Blick nach oben werfend, erkannte er, daß er höchstens drei Meter vom oberen Rande entfernt sei. Doch diese drei Meter stellten seine Kraft und Geschicklichkeit auf eine harte Probe. Konnte er doch nur ruckweise vorwärts kommen, indem er bald mit der rechten, bald mit der linken Hand weiter griff. So arbeitete er sich Zoll für Zoll bis zur rettenden Kante empor. Sobald sich diese im Bereich seiner Hand befand, suchte er einen Stützpunkt für seine Füße, klammerte sich erst mit der einen, dann mit der anderen Hand fest, ließ das Seil los und schwang sich mit einem starken Ruck auf die Höhe. Noch einen Schritt taumelte er weiter, dann schwandem seine über Gebühr mißbrauchten Kräfte.

5.

Mitternacht war vorüber. Um das einsame Haus neben der Kaserne der Zollwächter heulte der Sturm seine graufigen Melodien, die Tannen bogen sich rauschend und ächzend und mischten ihre Stimme mit dem Geräusch des prasselnden Regens und dem Getöse des Donnerz.

Da richtete Silvin, der Bursche, sich in seinem Bett unter dem Dache schlaftrunken auf.

„War das Donner?“ brummte er, noch nicht völlig ermuntert. „Es klang wie Pochen — ah, da ist's wieder, das ist unten an der Tür. Wer kann das so spät noch sein und bei dem Unwetter?“

Er überlegte einige Augenblicke, ob er öffnen sollte oder nicht. Plötzlich fiel ihm ein, daß das Klopfen mit dem Verschwinden des Herrn Moulin zusammenhängen könne. Hastig sprang der pflichttreue Soldat aus dem Bett, kleidete sich blißschnell an und rannte, seine Lampe in der Hand, die Treppe hinab.

„Wer da?“ rief er noch auf der Treppe als Antwort auf das ungestüme Pochen.

„Ich — machen Sie auf, Silvin!“

„Wer ist das?“

„Ich — Moulin!“

„Um des Himmels willen!“ schrie der Bursche erfreut und erschrocken zugleich. „Sie sind es!“ Er drehte mit fiebernder Schnelle den Schlüssel um und schlug die Tür zurück. „O Herr, wie sehen Sie aus?“

Bläß wie eine Leiche, von Frost und Fieber geschüttelt, wankte der Detektiv ins Haus.

„Fragen Sie mich nichts, gar nichts jetzt,“ leuchte er fast zusammenbrechend. „Ich muß jetzt Ruhe haben — bin tödlich erschöpft! Verraten Sie niemand, daß ich — wieder da bin! Nur dem Herrn Leutnant — unter strengster Diskretion! Kochen Sie mir Tee — und bringen Sie mir — Essen. — Ich verschmachte sonst. Dann will ich ausschlafen.“

Von Silvin gestützt, taumelte der Erschöpfte die Treppe hinauf. Der Bursche half ihm die durchweichsten Kleidungsstücke ablegen, dann fiel der Detektiv mit

einem tiefen Seufzer der Befriedigung in die Rissen. Der Bursche bereitete sofort heißen Tee mit Rum, wozu der fast Verhungerte einige in der Eile herbeigeschaffte Zwiebacke verzehrte, dann sank er in tiefen Schlaf. —

Silvin und Leutnant Autremont harrten mit ungeduldiger Spannung seines Erwachens am nächsten Vormittag.

„Wo haben Sie denn gesteckt?“ forschte der Leutnant, dem im Bette Liegenden die Hand schüttelnd.

„Man hielt mich wohl für tot?“

„Ihr Verschwinden rief die größte Aufregung hier und überall hervor. Innerhalb wenig Wochen der zweite Fall! Man nahm an, Sie hätten ein ähnliches Schicksal gehabt wie mein armer Kamerad.“

„Hätte ich auch bald gehabt. — Wußte man denn, wer ich war?“

„Da wir Sie für tot hielten, machten wir kein Geheimnis mehr aus Ihrem Verufe. Alle Welt war erstaunt, niemand hatte das geahnt. Man wunderte sich nur, wie die Schmuggler das Geheimnis durchschaut hatten.“

„Die Schmuggler?“ Moulin lächelte kopfschüttelnd. „Doch Sie sollen alles hören, lassen Sie mich nur erst essen.“

Silvin hielt eine kräftige Suppe und ein Beefsteak bereit. Nachdem der Detektiv seinen Hunger gestillt, erzählte er seinen Zuhörern die Geschichte seiner Entdeckungen und Leiden. „Als ich aus meiner Ohnmacht frostzitternd erwachte, klimmte ich weiter — das Schwerste war ja überstanden. So langte ich endlich hier an.“

„Sie Armer, was haben Sie ausgestanden!“ rief der Leutnant mitleidig.

„Was tut es!“ frohlockte der Polizeibeamte. „Ich habe das Rätsel des Verschwindens Gérards gelöst,

seine Mörder und zugleich die berüchtigte Falschmünzerbande entdeckt. Jetzt kommt alles darauf an, daß wir uns der Schurken bemächtigen.“

„Wie aber?“

„Wir nehmen sie in ihrem Neste aus,“ erklärte der Detektiv mit Bestimmtheit. „Heute ist Sonnabend. Morgen nachmittag treffen die Gauner oben zusammen, und zwar höchst wahrscheinlich zum letzten Male. Das muß benutzt werden. Über meine Zurückkunft bewahren Sie beide das tiefste Stillschweigen. Niemand darf wissen, daß ich gerettet bin. Noch heute nacht rücken wir mit einer genügenden Anzahl Ihrer Leute aus. Wir nehmen nicht den gewöhnlichen Weg der Verbrecher, sie würden die Spuren einer so großen Zahl Personen leicht erkennen und gewarnt sein. Ich führe Sie. Sie nehmen Stricke, mehrere Leitern und Bretter mit. Den Abgrund überschreiten wir mittels der Bretter, dringen durch den Gang in die Schlucht vor und erklimmen deren Seiten mittels der zusammengebundenen Leitern. Ungefähr in der Mitte der Wand gibt es einzelne breite Vorsprünge, auf denen wir einen Halt für die Leitern finden. Dann verstecken wir uns, nachdem wir die letzteren verborgen haben, an geeigneten Stellen im Wald und harren der ahnungslosen Ankömmlinge. Sobald sie in der Hütte, sind sie unser!“

„Vortrefflich,“ entgegnete Autremont. „Aber werden Sie schon im stande sein, uns als Führer zu dienen?“

„Ich werde es,“ versicherte Moulin stolz. „Mir bleibt der ganze Tag zur Erholung.“

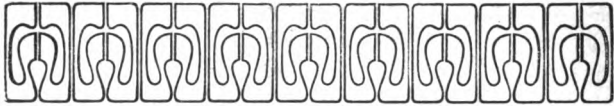
Der Plan des kühnen Mannes gelangte buchstäblich zur Ausführung. Die überrumpelten Verbrecher leisteten keinen Widerstand. Im Triumph brachten die Soldaten die gefesselten Falschmünzer, an der Spitze den schlauen

Chateraut, nebst den Beweisen für ihre Thätigkeit in die Stadt. Einsehend, daß alles Leugnen fruchtlos sei, legten sie gleich bei der ersten Vernehmung ein offenes Geständnis ab, machten auch kein Hehl aus der Ermordung des Leutnants Gérard, der ebenso wie Moulin ihren Schlupfwinkel aufgespürt hatte und von ihnen überrascht worden war. Alle fünf erhielten ihren verdienten Lohn. Die Leiche des unglücklichen Offiziers wurde ihrem einsamen Grabe entnommen und in Cauterets mit großen Feierlichkeiten beigesezt.

Im ganzen Lande verbreitete sich der Ruhm des mutigen Detektivs, der außer dem Lobe seiner Vorgesetzten noch die ausgesetzte Prämie von fünftausend Franken erntete. Er war der Held des Tages, und neidlos wünschte sein Kollege Roche ihm Glück zu dem Erfolge.

„Wer hätte gedacht, als wir zusammen von Bordeaux abfuhr, daß du deine und meine Aufgabe zugleich erfüllen würdest,“ bemerkte er bewundernd. „Aber ich gönne es dir von Herzen, du hast es sauer genug verdient!“





Stimmen aus der Höhe.

Allerlei von Glocken und Glockenspielen.

Von Alex. Cormans.



Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Klang der Glocken ist in unserer Vorstellung unzertrennlich von dem Bilde eines christlichen Gotteshauses. Wer hätte nicht schon die weihevollen Poesie der feierlichen Glockentöne empfunden, die durch die Stille eines Sonntagmorgens weithin über Felder und Fluren klingen? Und wer möchte im lärmenden Treiben der Großstadt die ernstesten ehernen Stimmen missen, die den allzu Geschäftigen mahnen, über seinen irdischen Angelegenheiten der ewigen und göttlichen Dinge nicht zu vergessen?

Aber neben der Aufgabe, zum Gottesdienst zu rufen, und neben jener heiligen Bestimmung, die Schiller in die Worte kleidet:

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiterklingt —

liegt den Kirchenglocken zumeist auch noch die profane Pflicht ob, mit ihrem metallenen Munde den Ablauf

der Stunden zu verkünden. Und diese ihre Nebenaufgabe ist es, mit der wir uns hier beschäftigen wollen. Über ihre Wichtigkeit ist sicherlich kein Großstadtbewohner im Zweifel, und es gibt einen historisch beglaubigten



Die Glockenritter in Wells Kathedrale.

Fall, wo durch den Glockenschlag einer Turmuhr sogar ein Justizmord verhindert und ein Menschenleben gerettet wurde.

Es war zu der Zeit, da in England König Wilhelm und Königin Mary regierten. Da passierte es einem armen Soldaten namens James Hadfield, daß

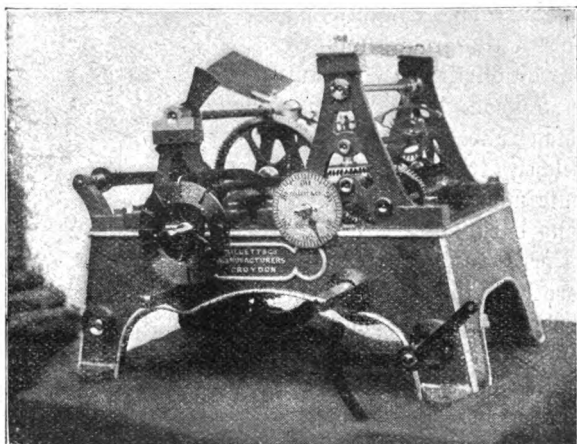
er unter der Anklage, Nachts auf seinem Posten im Schloß von Windsor geschlafen zu haben, vor ein Kriegsgericht gestellt und kurzer Hand zum Tode verurteilt



Mechanisch bewegliche Glockenfiguren auf Russells Observatorium in Liverpool.

wurde. Aber der Mann bestritt seine Schuld. Er behauptete, vollkommen wach gewesen zu sein, und führte zum Beweise dessen an, daß er deutlich gehört habe, wie der „große Tom“, die Glocke von Westminster in

London, um Mitternacht dreizehn statt zwölf geschlagen habe. Und in der Tat, es wurde durch das beschworene Zeugnis einer Anzahl von einwandfreien Personen festgestellt, daß der „große Tom“, die einzige Londoner Glocke, deren Schläge bei günstigem Winde im Windsorfschloffe gehört werden konnten, sich in jener



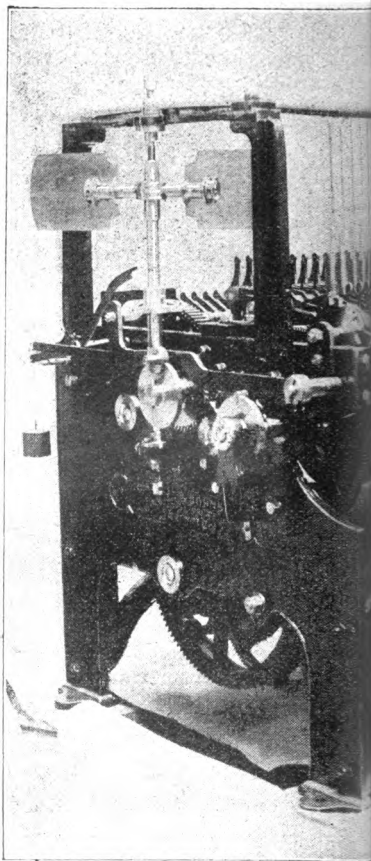
Einfacher Mechanismus für eine Stunde und Viertelstunden
schlagende Glocke.

Nacht wirklich den Scherz gestattet hatte, den zwölf Schlägen der Mitternachtsstunde noch einen dreizehnten hinzuzufügen. Die Unschuld des Soldaten lag klar zu Tage, und er wurde begnadigt. Die Chronik fügt hinzu, daß James Hadfield das gesegnete Alter von 102 Jahren erreicht habe, ein Glück, das er lediglich der sonderbaren Laune des „großen Tom“ verdankte. Heute existiert dieser metallene Lebensretter nicht mehr. Sein Erz wurde beim Guß einer anderen Glocke, des „großen Paul“, verwendet, der noch heute im Turm der Metro-

politankathedrale zu London die Frommen zum Gebete ruft und der, nebenbei bemerkt, ein Gewicht von mehr als 16 Tonnen hat.

Noch eine andere Glockengeschichte mag bei dieser Gelegenheit Erwähnung finden. Auch hier handelte es sich um die Entscheidung einer Rechtsfrage, und es war die Glocke von St. Paul in London, die den Ausschlag gab. Aus irgendwelchen triftigen Gründen sollte nämlich eine Entscheidung darüber herbeigeführt werden, ob eine gewisse vornehme junge Dame am 4. oder 5. Januar das Licht der Welt erblickt habe. Die Zeugen sagten aus, daß sie geboren worden sei, als die im Zimmer befindliche Uhr eben Mitternacht geschlagen hatte, und während vom nächsten Kirchturm herab gerade der Schlag dieser Stunde ertönte. Die große Glocke von St. Paul aber habe mit dem ersten der zwölf Schläge erst eingesetzt, als die neue Erdenbürgerin bereits ihren ersten kläglichen Schrei ausgestoßen.

Das Urteil war schwierig, aber es mußte zu Gunsten der Glocke von St. Paul

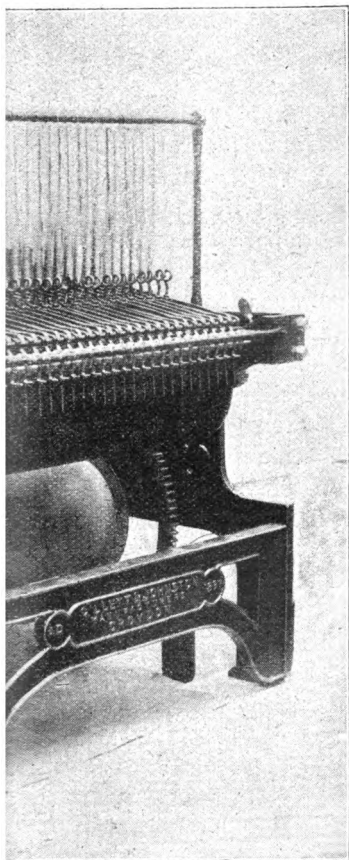


Glockenspiel neu

ausfallen, da diese als entscheidend für die Zeitbestimmung in London angesehen wurde. Die junge

Lady hatte danach also am 4. Januar dies irdische Jammerthal betreten und verlor dadurch eine große Erbschaft.

An Glocken, die aus dem einen oder dem anderen Grunde für merkwürdig gelten, ist im weiten Gebiete der christlichen Welt kein Mangel. Zwei von ihnen führen wir unseren Lesern hier im Bilde vor, weil sie dazu bestimmt sind, neben ihrem praktischen Zweck auch der Schaulust zu dienen. Sie sind sichtbar aufgehängt, und der Stundenschlag wird durch mechanisch bewegliche Figuren ausgeführt. In Wells Kathedrale hängen zwei Glocken, die durch die Streitärzte geharnischter Ritter zum Tönen gebracht werden. Schon das Aussehen dieser Ritter legt Zeugnis ab für das ehrwürdige Alter des mechanischen Kunstwerks. Ungleich moderner muten uns die drei beweglichen Figuren an, die



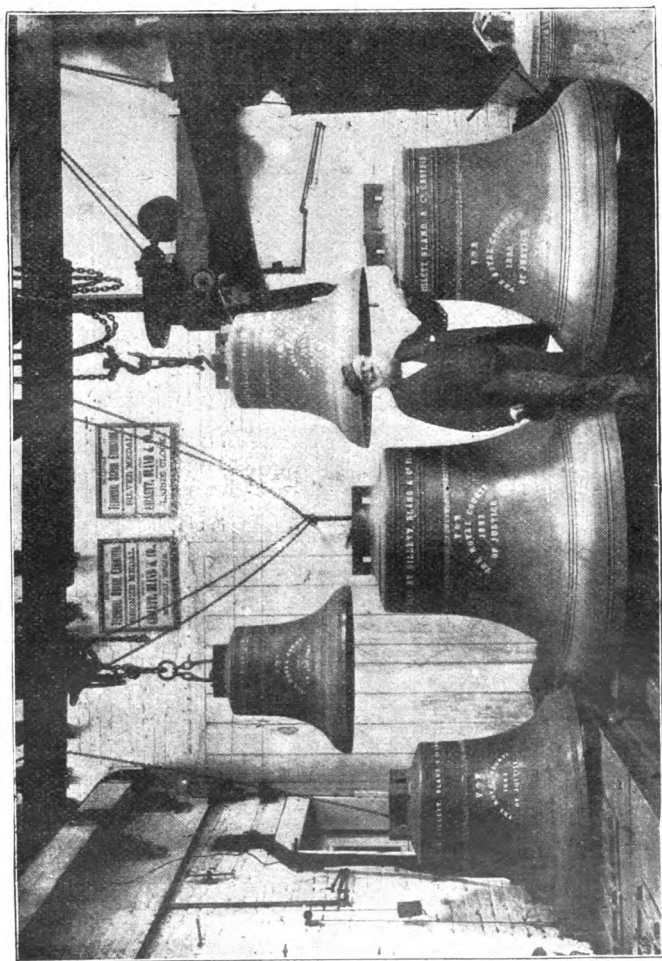
Konstruktion.

auf dem Turme von Russells Observatorium in Liverpool mit ihren Hämmern den Ablauf der Viertelstunden

und Stunden anzeigen. An der berühmten Uhr des Straßburger Münsters erscheint allstündlich die unheimliche Gestalt des Senfemanns, um mit einem Klöppel in Gestalt eines Menschenknochens die Stundenglocke zu schlagen, und ähnlicher Spielereien gibt es noch recht viele.

Für den einfachen Stundenschlag bedarf man nur einer einzelnen Glocke. Da es aber schon in weit zurückliegenden Zeiten wünschenswert schien, die Viertel- und halben Stunden durch eine veränderte Klangfarbe zu markieren, so kam man dazu, sich für diesen Zweck des durch die Verwendung zweier Glocken erzeugten Doppelschlages zu bedienen, und von da bis zum Gebrauch einer noch größeren Anzahl von Glocken war nur ein kleiner Schritt. Der Mechanismus, durch den sie zum Erklingen gebracht werden, ist immer unabhängig von dem zur Bewegung der Uhrzeiger dienenden Räderwerk. Unsere Abbildung auf S. 167 zeigt uns die verhältnismäßig einfache Vorrichtung für die Bedienung einer Viertelstunden und Stunden schlagenden Glocke.

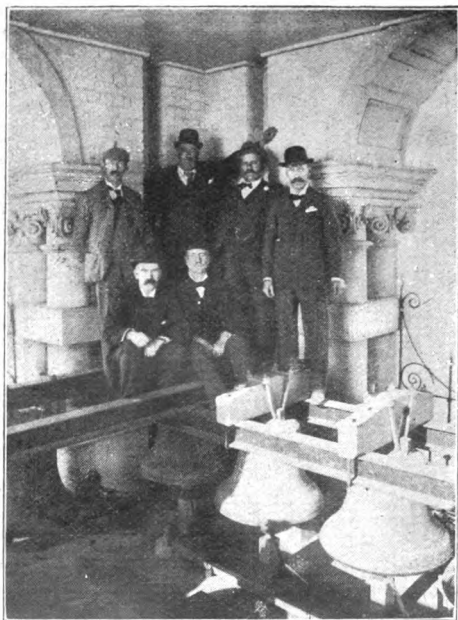
Ungleich komplizierter gestaltet sich natürlich der Apparat, wenn es gilt, mehrere Glocken oder gar ein Glockenspiel rhythmisch erklingen zu lassen. Man bedient sich dazu eines Werks, das in seiner Konstruktion große Ähnlichkeit mit den Walzen unserer Spielfiosen hat. Sein Grundprinzip ist, daß auf einem drehbaren Zylinder in genau berechneten Zwischenräumen eine Anzahl von Stiften angebracht ist, durch welche die Glockenhämmer im gegebenen Augenblick zum Niederfallen gebracht werden. Auch hier ist man von den einfachsten Formen ausgegangen, und wir sehen auf der Abbildung S. 173 einen Glockenspiellapparat von der ältesten Art.



Die Stunden- und Viertelstundenglocken im Justizpalast zu London.

Kunstvoller schon ist das ebenfalls sehr alte Glockenspiel von Bromsgrove, auf welchem die Stifte ebenfalls noch unmittelbar das Heben und Niederfallen der Hämmer bewirken.

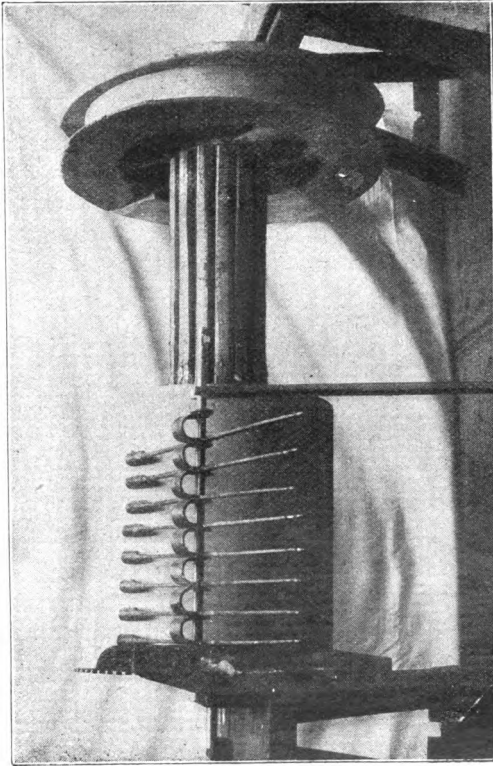
Nach und nach aber kam man zum Bau viel kom-



Schmiedeeiserner Glockenstuhl.

plizierterer Maschinen. Man verband sie mit einer Tastatur, die dem Spielenden je nach der Zahl der vorhandenen abgestimmten Glocken die Hervorbringung einzelner Tonfiguren oder ganzer Melodien gestattete. Klavierinstrumente dieser Art kommen auf den Türmen von Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden sowohl

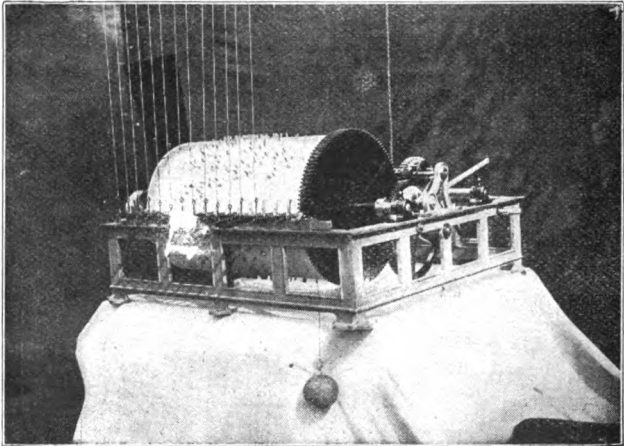
in England wie auf dem Kontinent ziemlich häufig vor. In Deutschland gibt es ihrer allerdings wohl kaum ein Duzend, denn die Liebhaberei für Glocken-



Einfaches Glockenspiel der ältesten Form.

spiele hat sich bei uns niemals recht einzubürgern vermocht. Musikalische Naturen erheben gegen sie mit Recht den Einwand, daß bei der unerläßlichen Verwendung großer und kleiner Glocken eine das Ohr wirk-

lich erfreuende Harmonie doch niemals erzielt werden kann. In anderen Ländern aber, namentlich in den Niederlanden, wo nicht weniger als 115, und in Belgien, wo 97 Glockenspiele im Gebrauch sind, stehen sie bei der Bevölkerung in hoher Gunst. Es gibt dort besondere Leute, die es in der Kunst, selbst die schwie-

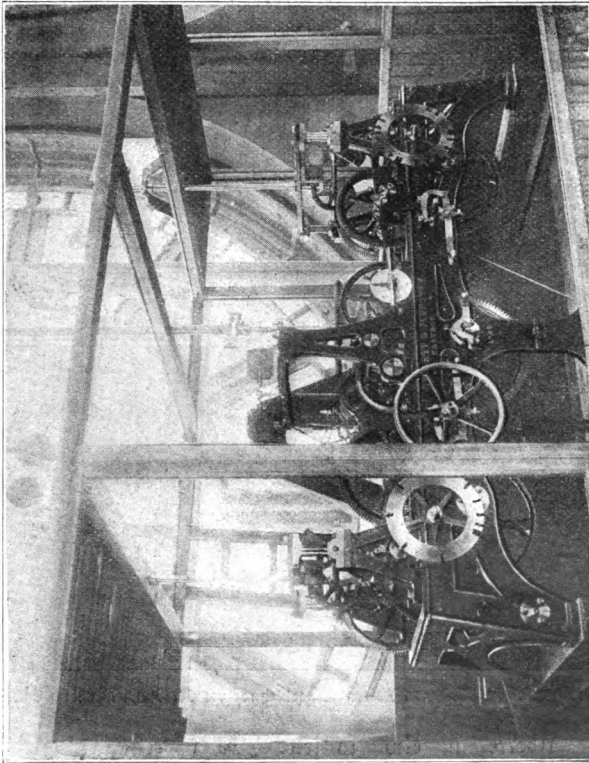


Glockenspiel von Bromsgrove.

rigsten Musikstücke getragenen Charakters auf ihrem Glockeninstrument wiederzugeben, vielfach zu großer Virtuosität gebracht haben.

Um die Grenze dessen festzustellen, was man mit einer Anzahl nach der diatonischen Tonleiter abgestimmter Glocken leisten könne, versuchte vor einigen Jahren ein Herr Johnston in London sämtliche 650 Nummern einer Sammlung von alten und modernen Hymnen mittels des Glockenspiels zu spielen. Es stellte sich heraus, daß man mit fünf Glocken nur zwei von diesen

Gymnen wiedergeben konnte; die Hinzufügung einer sechsten ergab schon die Möglichkeit, 16 jener Musikstücke zu spielen, bei acht Glocken wurden es 65 und

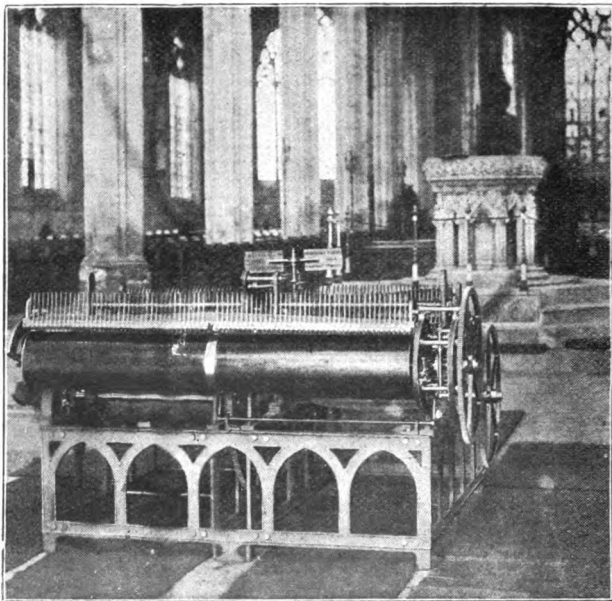


Das Uhr- und Läutewerk im Stadthause zu Coronto. Im Hintergrunde das Zifferblatt der Uhr.

bei zehn konnte der Musiker schon 96 der zum Teil sehr ansprechenden Kompositionen tadellos ausführen.

In England, einem Lande, das allerdings nicht gerade den Ruf eines weit verbreiteten musikalischen Verständnisses genießt, hat man sich neuerdings immer

mehr für die Anbringung von Glockenspielen begeistert. Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß sich im Turme der alten königlichen Bank zu London ein solches Glockenspiel befand, das unter anderen populären Melodien auch die eines Liebes spielte, dessen Anfangsworte in



Glockenspiel der Kirche zu Boston (Lincolnshire) vor der Aufstellung im Turme.

der Übersetzung etwa lauten: „Es ist kein Glück über dem Hause.“ Und als im Jahre 1838 das alte Bankgebäude ein Raub der Flammen wurde, begann das Glockenspiel plötzlich gerade dieses Lied anzustimmen, um mit dem letzten Ton krachend herabzustürzen.

Ganz Ähnliches ereignete sich übrigens auch bei dem großen Brande, der im Jahre 1842 einen wesentlichen

Teil des alten Hamburg einäscherte, und dem auch mehrere herrliche Gotteshäuser zum Opfer fielen. Als der Turm von St. Petri schon ganz in eine Säule von Flammen eingehüllt war, ertönte plötzlich aus der Höhe der fromme Choral „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“, den das durch die Hitze in Bewegung gesetzte Glockenspiel angestimmt hatte. Unmittelbar, nachdem der letzte Ton verhallt war, stürzte der Turm zusammen.

Bei den neueren Glockenspielen, wie wir sie in der Abbildung auf S. 168/169 vorführen, sind die ehemals hölzernen Zylinder durch metallene ersetzt, und das Aufschlagen der Hämmer wird nicht mehr unmittelbar durch die Stifte bewirkt, weil die Praxis gezeigt hat, daß der Ton dadurch etwas Schleppendes erhält. Die Stifte dienen vielmehr hier lediglich dazu, die Hämmer im gegebenen Augenblick bewegungsfähig zu machen, während das Aufschlagen selbst durch einen anderen selbständigen Mechanismus bewirkt wird. Natürlich sind diese Glockenspiele wahre Kunstwerke der Mechanik, und ihre Handhabung erfordert einen sehr geschickten Spieler.

Trotzdem dürfte sich kaum ein mit einem empfindlichen musikalischen Ohr ausgestatteter Hörer mit dem begeisterten Lobeshymnus jenes englischen Musikers einverstanden erklären, der von den modernen Glockenspielen sagt, daß sie mehr als irgend ein anderes Instrument geeignet seien, großartige musikalische Wirkungen hervorzubringen, und der eine Zeit voraussagt, wo man auf dem Glockenspiel die schwierigsten Fugen und die schönsten Orgelkompositionen zur Ausführung bringen wird.





Die Braut.

Aus dem Leben einer Schwachsinnigen.

Von Jenny Limburg.



(Nachdruck verboten.)

Eine Braut war im Hause, eine wirklich glückliche Braut. Das bezeugten ihre leuchtenden Augen und das stille Lächeln ihrer Lippen. Dafür sprach auch die heitere Geschäftigkeit im ganzen Hauswesen, dessen Mittelpunkt Lili, die junge Verlobte, war.

Vater, Mutter, der ältere Bruder und die übrigen Verwandten, sie alle überboten sich an Zärtlichkeit, an liebevoller Aufmerksamkeit ihr gegenüber, die nun bald aus dem heimischen Kreise scheiden sollte.

Wer aber am meisten an Lili hing, das war ihre ältere taubstumme Schwester Josepha. Einem Schatten gleich folgte sie Lili auf Schritt und Tritt, von einem Zimmer ins andere.

„Schön ... schön ... Lili brav ... Lili schön ...“ pflegte sie zu stammeln und streichelte lieblosend Lilis Haar, Gesicht und Hand, oder auch bloß Lilis Gewand.

Sie war zufrieden, wenn sie nur etwas an ihr berühren durfte.

Diese paar Worte bildeten, nebst spärlichen anderen, so ziemlich ihren ganzen Sprachschatz. Sonst behalf sie sich durch unartikulierte Laute und Fingerzeichen.

Wohl hatten die Eltern keine Opfer gescheut, um das Gebrechen ihres ältesten Kindes beheben zu lassen. Allein trotz glänzender Errungenschaften auf dem Gebiete des Taubstummenunterrichtes konnten bei Josepha, obgleich sie nicht an gänzlicher Taubheit litt, keine wesentlichen Erfolge erzielt werden, denn sie war auch schwachsinzig. Wohl nicht in dem Maße, daß ihre Unterbringung in einer Anstalt geboten gewesen wäre, doch immerhin so, daß sie nicht als normal gelten konnte.

Was jedoch ihre Angehörigen im Laufe der Zeit mit diesem Schicksalschlag zum Theil versöhnte, war das ewig heitere Gemüt Josephas. Niemand konnte so zufrieden, so seelenfroh dreinblicken, niemand so viel und so herzlich lachen wie dieses arme, um alle höheren Menschenrechte verkürzte Wesen.

Nur gegen körperliche Schmerzen war sie sehr empfindlich, erfreute sich aber seit ihren frühesten Kinderjahren einer festen Gesundheit. Lastete Krankheit oder Kummer auf den anderen Familiengliedern, so wußte Josepha sich dies gar nicht zu erklären. In ihr wunsch- und leidloses Nirwana konnte keine irdische Sorge bringen.

In der jungen Braut Zimmer wurde eifrig gearbeitet. Eine Schneiderin und das Stubenmädchen saßen dort von Früh bis Abends und nähten an dem einfacheren Theil der Brautausstattung. Die praktische Hausfrau ließ nämlich alles, was irgend anging, daheim anfertigen.

Lili, die eben eine Bluse anprobiert hatte, rüstete sich zum Ausgehen. Sie sollte in Begleitung der Mutter und des Verlobten Besuche machen.

„Sepha auch . . .“ stammelte die ältere Schwester und rieb sich vergnügt die Hände.

„Geht nicht, liebes Herz! Geht absolut nicht! Lili muß weit, weit fort zu fremden Leuten. Sepherl muß hübsch brav sein und auf Mama und Lili warten.“

Die von freundlich zuredendem Nicken und eifriger Fingersprache begleiteten Worte verfehlten auch diesmal nicht ihre Wirkung. Gehorsam setzte sich Josepha in einen Winkel und folgte mit den Augen jeder Bewegung Lilis.

Da wurde die Ankunft des Bräutigams gemeldet.

Mit dem Ungestüm junger Liebe eilte ihm Lili ins Nebenzimmer entgegen und warf sich in seine Arme.

Durch die offen gebliebene Thür sah Josepha dem Gekose mit naivem Staunen zu. Es fiel ihr schwer, sich an diesen Anblick zu gewöhnen. Unfaßbar war es ihr, wie der fremde Mann sich ein Recht anmaßen durfte, welches ihres Wissens nur den Familiengliedern zukam. Anfangs hatte sie auch das kofende Paar durchaus trennen wollen; und es bedurfte vielen Zuredens, bis sie die beiden ruhig gewähren ließ.

Auch jetzt fand sie die Sache nicht geheuer, wenn sie sich auch damit begnügte, mit dem Finger auf die Verliebten hinzudeuten und das darob leise lichernde Stubenmädchen am Armel zu zupfen.

Arm in Arm verließ das Brautpaar bald darauf das Haus. Vom Fenster aus sahen ihnen Näherin, Stubenmädchen und Josepha nach.

„Schön . . . ei, Lili schön . . .“ lallte die Taubstumme entzückt und warf der Schwester Rußhändchen nach.

„Nicht wahr, Fräulein Rosa, Josepha ist auch schön und wird auch einen Mann kriegen?“ fragte Anna, das jederzeit lustige Stubenmädchen, überlaut und zwinkerte der Näherin zu.

Die ging auf den Scherz ein und nickte. „Natürlich! Ganz bestimmt auch noch!“

Die Schwachsinnige verstand nur halb. „Puh, Sepha nicht schön!“ meinte sie und tippte geringschätzend auf ihren grauen Lodenrock.

Da bekam das Stubenmädchen einen ihrer Meinung nach köstlichen Einfall. „Warten S', Fräulein Rosa! Wir wollen uns eine großartige Hez machen. — Wissen S' was? Ziehen wir ihr schnell Fräulein Lilis Brautstaat an. Dort im Kasten hängt und liegt alles zur Hochzeit für 'n Sonntag bereit. — Jerum, die wird nicht wenig spizen! Ich freu' mich schon auf das G'sicht.“

„Wenn aber die Gnädige und das Fräulein nach Haus' kommen —“ wandte die Näherin unschlüssig ein.

„Ah, gar keine Spur! Die geh'n nach den Besuchen direkt in die Oper. Außer uns ist nur noch die Köchin zu Haus, und die ruf' ich dann auch. No ja, wir wollen auch unser Theater hab'n. — Folgen S' mir, es wird zum Kugeln!“ meinte Anna, im Vorgefühl der Unterhaltung schwelgend.

Gesagt, getan.

Bald hatten die zwei das blütenweiß schimmernde Atlaskleid auf dem Bette ausgebreitet. Josepha strich zärtlich und behutsam mit der flachen Hand über den glänzenden, knisternden Stoff. Sie wußte, daß es Lilis Kleid war.

„Kommen S' schnell, Fräulein Sepha, ich will Ihnen das schöne Kleid da anzieh'n,“ wandte sich jetzt Anna an die aufmerksam Zuschauende.

Josepha schüttelte ablehnend den Kopf. „Nein ... Kleid Lili ...“

Anna lachte. „Was fällt Ihnen ein? Nicht Fräulein Lili — der Sepha gehört das schöne Kleid!“

Das wollte der Taubstummen nicht einleuchten. „Anna dumm . . . Kleid Lili . . . nicht Sepha!“ behauptete sie hartnäckig.

„Aber nein, sag' ich Ihnen!“ ereiferte sich Anna. „Das schöne Kleid gehört der Sepha. — Nicht wahr, Fräulein Rosa?“

Sichernd bestätigte es die Näherin.

Bewirrt schaute Josepha von einer zur anderen und ließ sich endlich willig aus- und ankleiden. In Hast und Übermut, unter Schwäzen und Tollen vollführten die beiden Mädchen ihren losen Streich.

Josepha war gleich groß, aber schwächer als Lili, so daß die Taille der Taubstummen um die Schultern schlotterte. Das störte indes wenig, der Fehler wurde durch darüberfallende Spitzen verhüllt. Jetzt noch rasch den langen, wallenden Brautschleier und den Myrtenkranz aufgesetzt!

Die verlegen und erwartungsfreudig lächelnde Josepha wurde nun in einen Sessel gedrückt und mußte stillsitzen, bis alles festgesteckt war. Nun erst durfte sie sich erheben.

Im Triumph wurde sie von den zwei Mädchen vor den großen Stehspiegel geführt.

Anfänglich blickte Josepha gar nicht hinein. Sie hatte an der blinkendweißen Seide, an dem duftigen Schleiertüll und der prunkvollen Schleppe so viel anzustaunen, daß sie nicht einmal auffah.

„Da schaut's her, wie wunderschön unsere Sepha ist!“ rief Anna und hob ihr das Kinn in die Höhe.

Nun erblickte die Taubstumme ihr Spiegelbild. Weit riß sie die Augen auf und starrte . . . Wer war dieses lichte, strahlende Wesen? — Wem gehörte das fremde, schleierumwogte Gesicht? — Wem die gleich Frelichtern flackernden Augen? —

Josepha erkannte sich gar nicht. Sie schaute seitwärts zu den ganz ausgelassen sich Gebärdenden, hilflos, fragend.

„Ei, ei, ei, Sepha ist aber schön! Unsere Sepha ist wunderschön!“ schrien sie der Staunenden fortwährend ins Ohr.

Die Schwachsinnige horchte in beklemmendem Zweifel. Sie betrachtete ihre eingefallenen Wangen, dann wieder Arm und Hand. Dann tippte sie zaghaft an die Spiegelscheibe.

„Sepha? Sepha? . . .“ fragte sie ängstlich.

„Ja, ja! Die Sepha ist's! — Die schöne Josepha!“ sprudelten die zwei Mädchen voll Eifer hervor.

Nun endlich klärte sich Sephas Gesicht auf. Sie starrte ihre trotz bräutlichen Schmuckes kümmerliche Gestalt mit verzückter Bewunderung an, fassungslos wie ein Kind das plötzlich verkörperte Bild einer zauber-schönen Märchenfee.

Und plötzlich drehte sie sich unter unartikulierten Ausrufen nach rechts und links und klatschte freudig in die Hände. „Ei, ei, ei! Sepha schön! . . . Kleid schön! . . . Sepha wunderschön! . . . Ei, ei, ei!“ lachte sie dazwischen.

Sie klopfte zärtlich ihre erhitzten Wangen und stieß ein tolles Gelächter aus; denn die weiße Gestalt im Spiegel hatte dasselbe getan, und das fand sie urkomisch.

„Nicht wahr, ich hab's gesagt, daß Sepha schön sein wird!“ unterbrach Anna den Freudesturm der Taubstummen. Und sich dicht an ihr Ohr neigend, schrie sie: „So, jetzt ist unsere Josepha eine schöne Braut — und kriegt einen Mann! — Ja, meiner Seel', einen leibhaftigen Mann!“

Und sie wollte sich schier ausschütten vor Lachen

über den Gesichtsausdruck, mit dem die Schwachsinnige stotterte: „Anna dumm ... Mann ist Lili ...“

Das Stubenmädchen protestierte. „Ah, da muß ich schon bitten! Die Anna ist nicht dumm! — Das gibt's nicht. Anna weiß, was sie spricht. Und wenn sie sagt: Der Mann g'hört der Sepha, so gehört er auch der Sepha. Und damit Punktum! — Hab' ich nicht recht, Fräulein Rosa?“

Wieder stimmte die Schneiderin lachend zu.

Sephas Mißtrauen aber erwachte von neuem. Abermals beschaute sie ihr Spiegelbild mit blödem Zagen. „Mann! ... Mann! ... Nicht Lili Mann? ...“

„Ach, gar keine Spur! Der Sepha gehört der Mann, nur unserer braven Sepha!“ behauptete Anna nachdrücklich, und ihre Finger bewegten sich mit großer Geschwindigkeit vor Josephas weit offenen, immer aufgeregter, immer funkelnder dreinblickenden Augen.

Endlich glaubte es die Schwachsinnige, denn nun schiedte sich das Stubenmädchen an, den letzten Trumpf auszuspielen.

„Und der Mann wird's so machen,“ sagte sie, schlang den Arm um die Schultern der Taubstummen, preßte sie stürmisch an sich und küßte sie unter schwärmerischem Augenverdrehen schallend auf Mund und Wange.

Josepha erbebte am ganzen Körper. Ihre Arme fielen schlaff hinab. Sie starrte seltsam wirr vor sich hin. Ihr schwebte Lilis rosiges, glückbeseeltes Gesichtchen vor, wenn der „Mann“ mit ihr so verfuhr, wie Anna es eben an ihr gezeigt hatte. Eine jähe Blutwelle schoß ihr zu Kopfe. Sie spitzte die Lippen und warf Kußhändchen in die Luft.

„Ei, ei, ei, Mann Sepha! ... Nicht Lili ... Ei, ei, ei, Mann schön ... Mann gut . . .“

Sie stieß gurgelnde Jubellaute aus, klatschte heftig

in die Hände, tanzte und drehte sich wie ein Kreisel um sich herum.

Die beiden Mädchen kreischten vor Vergnügen.

„Lili Mann Sepha geben! . . . Mann Sepha, nicht Lili! . . . Mein, nicht Lili! . . .“ fuhr die Schwachsinrige in steigender Aufregung fort, die mangelnde Sprache durch blühschnelle Fingerfertigkeit ergänzend.

„Genug, Anna! Um Gottes willen genug!“ schrie die Schneiderin. Sie wand sich fast in Krämpfen vor Lachen. „Au weh, genug! Ich halt's nicht länger aus!“

„Will nur noch die Kathi rufen. Sie soll auch was von unserem Theater haben. — Geben S' nur acht auf die schöne Braut, daß sie derweil nichts anstellt. — Du mein Herr, das ist zum Totlachen! So eine Heß is noch nicht dagewes'n!“

Die alte Köchin kam und zeigte sich nicht sonderlich erbaut über das Schauspiel. Es sei eine Sünd' und Schand', meinte sie, sich über ein so armes, unglückseliges Geschöpf lustig zu machen. Sie sollten dem Himmel danken, daß sie selber Zunge und Ohren gut gebrauchen könnten. Mit dem Verstand wär's ohnehin nicht weit her, sonst würden sie an solch einem gewissenlosen Treiben kein Vergnügen finden. Schämen sollten sie sich! —

So puzte sie die beiden herunter.

„Mit der alten Z'widerwurz'n ist nichts anzufangen,“ raunte Anna der Näherin zu, die sich eingeschüchtert wieder an ihre Arbeit begeben und die Nähmaschine unter Schwirren und Rasseln in Bewegung gesetzt hatte.

Nun bemühte sich das Stubenmädchen, Josepha zum Ablegen des Brautstaates zu bewegen. Da stieß sie aber auf unerwarteten Widerstand. Die Geisteschwache flüchtete in einen Winkel und drückte sich an die Wand.

„Mein . . . Kleid Sepha . . . Schöne Sepha Mann so machen! . . .“ Und sie breitete die Arme aus, als ob sie jemand umfassen und an sich drücken wollte. Ein wildes, unstillbares Feuer glomm in ihren Augen, brannte in zwei tiefroten Flecken auf ihren Wangen.

Vergebens versuchte Anna, die Arme aus dem Winkel hervorzuziehen, in dem sie die weiße Atlas-toilette an der Wand herumtrieb. Die Taubstumme stieß sie von sich.

„Mein . . . will nicht! . . . Kleid Sepha . . . nicht Billi!“

„So, da habt's die Bescherung!“ brummte die alte Kathi. „Na, mir kann's recht sein. Macht, was ihr wollt. Wenn sie was dran zerreißt oder beschmutzt, habt ihr den Schad'n. Ich will nichts damit zu tun hab'n!“

Damit ging sie hinaus und schlug hinter sich die Tür zu.

„Hören S' doch auf mit dem Geflapper und helfen S' mir, die Narrische zur Vernunft bringen!“ schrie Anna erbozt der Näherin zu. „Du mein Gott und Herr, sie ruiniert noch das ganze Kleid! — Sepha, um Gottes will'n! Fräulein Josepha, so sei'n S' doch brav!“

Anna war jetzt außer sich vor Angst. Der helle Schweiß perlte auf ihrer Stirn, aller Übermut war ihr verflogen.

Endlich, nach vielen Bitten, Drohungen und Versprechungen, gelang es den zwei Mädchen, der seltsam aufgeregten Taubstummen den bedrohten Hochzeitsstaat zu entlocken. Am Sonntag, zur Hochzeitsfeier, sollte sie alles wieder anziehen, sagten sie ihr; nur müsse sie still und brav sein und niemand ein Wort davon erzählen.

Und nun hatten sie genug mit Plätten und Putzen

der mißhandelten Kleidungsstücke zu tun. Niemand kümmerte sich mehr um Sepha, die sich in ihrem wieder angelegten Alltagsgewand höchst unzufrieden fühlte. „Kleid nicht schön ... Mann böß sein ... Will nicht! ...“ brummelte sie und zupfte verächtlich an sich herum.

Am nächsten Tage fiel Josephas unheimlich erregtes Wesen allen Familienangehörigen auf. Man konnte sich diesen Wandel nicht erklären. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie gegen Lili unfreundlich, ja bößhaft.

„Das macht der Kummel im Haus, der steigt ihr zu Kopf. Und dann die bevorstehende Trennung von Fräulein Lili ... Kein Wunder!“ behauptete das Stubenmädchen und tat der Köchin alles zuliebe, damit sie nur reinen Mund halte.

Selbst dem Bräutigam war das Benehmen der Schwachsinnigen lästig. „Ich bitt' euch, entfernt doch die Ärmste,“ sagte er. „Seht nur, mit welcher gereizten Blicke sie mich anstarrt, sobald ich nur Lilis Hand ergreife. — Diese Schwesterliebe ist wirklich rührend; doch die zurückgehaltene Leidenschaft, die aus jeder ihrer Mienen spricht, ist mir nahezu unheimlich. Ich habe das Gefühl, als ob sie mir todfeind wäre.“

Was mußte er, wie es in dem kranken Hirn aussah, welche eine Umwälzung in den letzten vierundzwanzig Stunden in dem lammfrommen Gemüt dieser Armen stattgefunden, welche eine Aufruhr in ihr wühlte!

Josephtha ward für die zwei Tage, die der Vermählungsfeier vorangingen, in Lilis Zimmer verbannt, unter die Obhut von Stubenmädchen und Näherin.

Da saß sie nun müßig in einer Ecke, bald grüblerisch vor sich hin starrend, bald verworrene Selbstgespräche führend. Dann lief sie plötzlich zum großen

Stehspiegel und betrachtete tiefforschend ihre hagere Gestalt, ihr spitzes Gesicht, ihre knöchernen Hände. — Arme Sepha! Sie gefiel sich nicht — und in jäher Zornesaufwallung schlug sie mit der Faust nach der Spiegelscheibe, daß sie in Trümmer ging.

„Kleid nicht schön! . . . Sepha nicht schön! . . . Mann will nicht Sepha! . . . Da, schöne Kleid!“ Sie lief zum Schranke, den Anna wohlweislich verschlossen hielt, und rüttelte heftig daran.

Nur mit der Zusage, ihr am nächsten Tag bestimmt den weißen Anzug geben zu wollen, konnte Anna die Aufgeregte beschwichtigen. Die beiden Mädchen waren aber in großer Unruhe ob der Folgen ihres losen Streiches.

Der Vermählungstag war angebrochen.

Zu Annas Verzweiflung wick ihr die Schwachfinnige seit dem frühen Morgen nicht von der Seite. Immer wieder verlangte sie nach dem Brautanzug, damit der „Mann“ sie, die Sepha, und nicht die „böse Lili“ mitnehme.

Dem schimmernden, blütenweißen Atlas, den zarten Tüllwolken und grünen Myrten schrieb sie die magische Kraft zu, schön zu machen.

Anna klagte der Köchin, daß sie alle ihre Sünden schwer abbüßen müsse.

Gegen zehn Uhr Vormittags schleppte sie ihren Quälgeist auf ein Zimmer und wollte ihr das für sie bestimmte taubengraue Seidenkleid anziehen. Da kam sie aber schön an!

„Kleid nicht schön! . . . Sepha will nicht! . . .“ schrie die Geisteschwache und stampfte wütend auf.

Jetzt blieb dem geängstigten Stubenmädchen nichts übrig, als Mutter und Schwester von dem „unbegreif-

lichen Eigensinn“ der Taubstummen zu verständigen. Geschickt flocht sie in ihre Mitteilung ein, wie Sepha seit dem Momente, da sie Fräulein Lili bei der Anprobe des Brautstaates gesehen hatte, durchaus nach einem solchen Anzug verlangte.

„Ach so, also dies ist der Grund ihrer außergewöhnlichen Gereiztheit?“ rief die Hausfrau. „Mein Gott, warum haben Sie's nicht früher gesagt? Ich hätte dem armen Kinde gern eine Freude bereitet. — Sie hat ja so nichts vom Leben.“

„Ich habe eine Idee, Mama!“ fiel Lili ein. „Laß sie mein weißes Kränzchenkleid mit den Heckenrosen anziehen. Es hat eine Bluse und ist in ziemlich gutem Zustande. Sepha wird darin wie eine Brautjungfer aussehen. Hoffentlich wird niemand so gemütlos sein, sich über die Armste lustig zu machen.“

Die Mutter war einverstanden.

Niemand war froher als Anna. Mit Hilfe der alten Köchin, die einen gewissen Einfluß auf die Schwachfinnige hatte, bewog sie Josepha, das untergeschobene Kleid anzulegen.

Als die Taubstumme fertig gekleidet da stand, betrachtete sie sich mißtrauisch von allen Seiten. Sie befühlte den leichten weißen Stoff, die Spitzen, die Bänder und sah die Köchin und Anna, die sie fortwährend laut bewunderten, unzufrieden und zweifelnd an.

Der ganze Puz kam ihr verdächtig vor.

Dann zeigte sie lebhaft gestikulierend auf ihren Kopf. Dort fehlten ja noch Kranz und Schleier. Lachend und scheltend steckte ihr Anna ein Heckenrosengewinde ins Haar, unter dem sich das lange, hagere Gesicht recht kläglich ausnahm.

Endlich zeigte sich Josepha halbwegs zufrieden und konnte zu den anderen geführt werden.

Als sie Lili's Zimmer betraten, waren Mutter und Friseurin eben beschäftigt, Myrte und Schleier auf dem Kopfe der lieblichen Braut zu befestigen.

Neben ihr kniete die Schneiderin und heftete einen Drangenzweig an den Saum der Schleppe.

Jetzt war alles in Ordnung.

Lili erhob sich und bemerkte die unbeweglich in der Thür stehende Schwester. „Na, Sepherl, du bist's? Ah, wie nett meine Josepha ist! Da komm her und gib deiner Lili einen Kuß!“

Die Stimme der jungen Braut zitterte vor Aufregung; halb Glücksgefühl, halb Scheideweh klang hindurch.

Josepha rührte sich nicht. Mit einem sonderbaren, gierigen Blick starrte sie die knospensrische Erscheinung an. Ihre funkelnden Augen hatten das weiße Brautkleid erkannt.

Lili nahm ihr seltsames Wesen anders auf. „Ach, die Armste! Sie fühlt, daß sie mich heute verliert. Wie gekränkt sie dreinschaut! — Du meine arme, arme Sepha!“

Und von überquellendem Mitleid getrieben, wollte sie die unbeweglich Verharrende an sich ziehen.

Da wurde an die Thür geklopft. „Darf ich hinein?“ rief es draußen.

Es war die Stimme des Bräutigams, der man die freudige Bewegung anhörte.

Unmittelbar darauf erschien er auf der Schwelle, eine sympathische, echt männliche Erscheinung.

Vergessen war die eben beklagte Schwester, mit einem freudigen Lächeln wandte sich Lili dem Verlobten zu. Das Lächeln schien zu fragen: „Da, schau mich an! Gefall' ich dir?“ Doch bei seinem aufflammenden Blick über und über erglühend, barg sie das Gesicht hastig an seiner Schulter.

Er hob ihren Kopf in die Höhe, flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr, die sie noch mehr lächeln und erröten machten, und küßte sie auf die frischen Lippen.

Plötzlich erscholl ein heiseres, tierartiges Brüllen.

Blickschnell, ehe jemand es hätte hindern können, war Sepha auf das Paar zugestürzt, hatte Vili aus dem Arm des Verlobten gerissen und mit sich zur Erde geworfen.

Unter wildem, markerschütterndem Geschrei lag sie auf ihrem Opfer, hieb rasend auf sie ein und zerzte und biß an ihr herum.

Lähmender Schreck hatte alle erfaßt.

Doch schon in der nächsten Sekunde ward die Tobfüchtige vom Bräutigam gepackt. Wie mit einer eisernen Klammer umschloß er sie mit dem rechten Arm, zog sie von seiner bedrohten Braut ab und an sich. Und da die Wütende noch immer ihr Opfer nicht losließ, schlug er — von der Not des Augenblicks gezwungen — mit starker Faust auf ihre Hände, die sich in Schleier, Kranz und Haar der Schwester verkrallt hatten.

Die Schwachsinnige stieß nun ein gellendes Schmerzgeheul aus und ließ Vili frei. Und nun erkannte sie auch ihren Züchtiger.

Mit einem Blick unsäglicher Bestürzung sah sie ihn an, kläglich winselnd, wie ein geprügelter Hund seinen strafenden Herrn.

Er, der Mann, war es! Er, um dessentwillen sie schön und weiß sein wollte. Dieser Mann hielt sie jetzt wohl umschlungen, aber so fest und hart, daß ihr der Atem verging, die Glieder sie schmerzten.

Ruh! dachte Sepha in ihrem wirren Kopfe, war das der gute Mann, der schöne Mann? War das die Umarmung, nach der sie sich so gesehnt hatte? ...

Nein, die gefiel ihr nicht. Und sie wand sich heftig, um sich von ihm zu befreien. „Au, Sepha meh! . . . Fort, böser Mann! . . . Nicht, nicht! . . .“

Gleich darauf wurde sie dem herbeistürzenden Bruder zugeschoben, der sie mit sich zur Tür hinauszog. Die wie leblos hingestreckte Braut wurde aufgehoben und auf die Ottomane gebettet.

Alles bemühte sich um sie.

Lili war nicht ohnmächtig, nur vom Schreck betäubt. An ihrer Hand hatte sie zwei leichte Bißwunden; an Stirn und Hals zeigten sich Blutstropfen, die Spuren von Sephas scharfen Nägeln. Grell stachen sie vom blendenden Weiß des Brautstaates ab.

Mit zitternden Händen und immerfort jammernd wusch sie ihr die Mutter hinweg.

Lili erholte sich jetzt rasch und beruhigte noch selber ihre Umgebung. Nur wegen Josepha war sie trostlos, sie konnte es nicht fassen, wie die stets sanfte und zärtliche Schwester ihr so etwas hatte antun können.

Die beiden Schuldtragenden, die zitternd herumstanden, warfen der finster dreinschauenden Köchin um Schonung flehende Blicke zu.

Auch der zerfetzte Brautschleier erschreckte die junge Braut. Die tapfere Lili, die alle durch die Biß- und Kratzwunden verursachten Schmerzen herzhaft unterdrückte, sie schluchzte bei diesem Anblick wie ein furchtjames Kind. Hiess es doch allgemein, daß ein zerfissener Brautschleier Unglück in der Ehe bedeute. Darum wollte sie um keinen Preis darin vor den Altar treten.

An einen Ersatz war nicht zu denken. Die Gäste sammelten sich schon im Salon an, und noch immer herrschte Ratlosigkeit im Ankleidezimmer.

Da entsann sich die Mutter ihres eigenen Braut-

schleiers, den sie vor dreißig Jahren getragen hatte. Hastig durchstöberte sie alle Schubladen, bis sie ihn fand, und brachte ihn der Tochter. „Hier, mein Kind, nimm ihn! Deiner Mutter hat er in ihrer Ehe Glück gebracht — möge er bei dir als Talisman wirken.“

Beruhigt und hoffnungsfreudig ließ sich die Braut den kurzen, unmodernen und vergilbten Tüll anstecken. Nur glücklich, glücklich wollte sie werden! —

Während am Brautstaat die nötigen Änderungen in geschäftiger Hast vorgenommen wurden, bemühten sich in einem Hofzimmer Vater, Bruder und die alte Kathi und noch mehrere Personen um die noch immer tobende Josepha.

Auch Anna war hinzugekommen und bekannte endlich unter Tränen und Beteuerungen, daß sie es nicht schlimm gemeint hätte, ihren folgenschweren Streich.

Josephas Rasereikehrte sich jetzt bloß gegen sich selbst, eigentlich gegen das unschuldige weiße Kleid, das sie anhatte. Sie riß es unter Geheul und Kreischen buchstäblich in Fetzen.

Es hatte den Anschein, als ob aus der sanften, stets glücklich lächelnden Geisteschwachen eine tobende Wahnsinnige geworden wäre.

Man riet dem entsetzten Vater, die Kranke, als für ihre Umgebung gefährlich, unverzüglich in eine Anstalt überführen zu lassen.

Da aber meldete sich die alte Kathi, die als langjähriger Hausgeist sich manches herausnehmen durfte. Ganz entrüstet widersprach sie diesem Plan, den sie für ganz überflüssig erklärte. Die Arme werde sich schon beruhigen; man möge sie nur ihr überlassen.

Und sie näherte sich der Rasenden, die für einen Moment erschöpft innegehalten hatte, und sagte mit Zuhilfenahme der Fingersprache halb scherzhaft, halb

energisch: „Aber Sepherl, was treiben S' denn? Was brauch'n denn wir zwei, die alte Kathi und die Sepha, einen Mann? — Geh'n S' zu, Sepherl, sei'n S' doch gescheit und schenken S' ihn der Lili, den bösen Mann! Der tut ja der armen Sepha nur weh! — So ein nichtsnutziger Mann! — No wart, ich werd' dir's geben, meiner Sepha wehtun! No wart! — Die brave Sepha mag dich gar nicht! Geh du nur zur Lili!“

Da bligte es in den Augen der Schwachfinnigen verständnisvoll auf. Sie rieb sich die schmerzenden Schultern und beschaute wehleidig ihre rot angelaufenen Hände. „Böser Mann, Sepha wehtun! . . . Sepha will nicht,“ brummelte sie.

„No, alsdann!“ triumphtierte die alte Kathi. „No, alsdann! Was wollen S' dann von so einem Mann? Die alte Kathi und die Sepha brauch'n keinen Mann! Wissen S' was, geben wir ihn der Lili! Die soll mit ihm fertig werd'n, mit dem garstig'n Mann.“

Da brach die Taubstumme in plötzlichem Stimmungswechsel in ein schallendes Gelächter aus. Mit der sprunghaften, oft überraschenden Denkschärfe Geistesgestörter erfaßte sie Kathis Vorschlag. Ganz richtig. Sie soll ihn haben, den bösen Mann, die dumme Lili!

Ihre Augen sprühten vor Schadenfreude. „Dumme Lili! . . . Dumme Lili! . . . Ha, ha, ha, ha!“

Die kluge Kathi brachte nun rasch ein mächtiges Stück Schokoladentorte und süßen Likör herbei, und Sepha griff gierig zu. Bald darauf blickte sie seelenvergnügt den zur Kirche fahrenden Wagen nach und lachte.





Die jüngste Republik.

Bilder aus Panama. Von Fritz Schreiber.

Mit 6 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

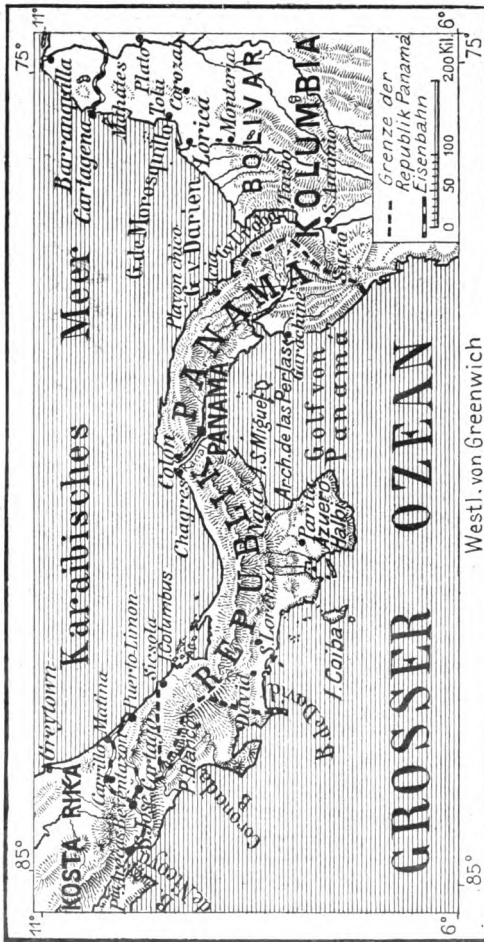
Der Abfall der Provinz Panama von Kolumbien, die kurze erfolgreiche Revolution, welche sie zu einer selbständigen Republik umwandelte, stehen im engsten Zusammenhang mit der Geschichte des Panamakanals und mit dem dringenden Wunsch der Vereinigten Staaten von Nordamerika, endlich die längst entbehrte und so überaus wichtige Kanalverbindung zwischen dem Großen und dem Atlantischen Ozean herzustellen.

Die Idee, die schmalste Stelle des schmalen Landstreifens von Mittelamerika mit einem Schiffahrtskanal zu durchschneiden, der dem Schiffsverkehr mit dem Westufer des amerikanischen Kontinents und mit Ostasien den ungeheuren Umweg durch die Magellanstraße erspart, beschäftigte schon im 16. Jahrhundert die Spanier. Doch Philipp II. erklärte jede Befassung mit einem solchen Unternehmen als der göttlichen Ordnung zuwiderlaufend und bedrohte sie mit dem Tode. Erst nach der endgültigen Abschüttlung des spanischen Joches

seitens der Staaten, die sich im Jahre 1821 zur Republik Kolumbien unter dem Präsidenten Bolivar vereinigten, wurde die Frage wieder angeregt, und zwar durch den großen deutschen Naturforscher Alexander v. Humboldt. Bolivar ließ Landvermessungen vornehmen zwischen den beiden Hafenstädten Colon am Atlantischen und Panama am Großen Ozean, und in den Jahren 1850 bis 1855 kam zwischen diesen beiden Hafenstädten die Eisenbahn zu stande, durch die der Transithandel über den Isthmus sofort einen großartigen Aufschwung erhielt.

Nun faßte die Regierung der nordamerikanischen Union die Bedeutung des Kanalprojekts schärfer ins Auge. In Befolgung der Monroe-Doktrin, wonach Amerika ausschließlich den Amerikanern gehört und die Vereinigten Staaten die eigentlichen Repräsentanten und Führer der Interessen des ganzen Erdteils sind, wußte sich die Union durch Verträge mit Kolumbien gewisse Überwachungsrechte auf den Isthmus zu sichern. In den Jahren 1870 bis 1874 wurde auf Veranlassen der Union eine genaue Vermessung des Isthmus vorgenommen. Doch die Initiative zur Durchführung des Kanalprojekts überließ sie dem kühnen Franzosen Ferdinand v. Lesseps, dem Erbauer des Suezkanals, der 1876 in Paris die Société civile internationale du Canal interocéanique ins Leben rief.

Diese Gesellschaft ließ verschiedene Projekte ausarbeiten und das Terrain für die einzelnen Linien unter General Lirr durch Wyse und Reclus vermessen. Eines der Projekte, dessen Linie im allgemeinen der Panamaeisenbahn folgte, wurde von dem Geographischen Kongreß, der 1879 in Paris tagte, als das beste bezeichnet. Dieses Projekt nahm die Ausführung eines Niveaukanals in Aussicht. Nun gründete Lesseps



die Compagnie universelle du Canal interocéanique de Panama, kurz die „Panamagesellschaft“ genannt, welche von Kolumbien für 10 Millionen das Recht zur Aus-

führung des erwähnten Projekts erwarb. Sie verpflichtete sich dabei, den Kanal in 12, spätestens 18 Jahren zu vollenden. Er sollte ohne ein Schleusensystem in einer Breite und Tiefe hergestellt werden, die auch den größten Schiffen die Durchfahrt gestatten würde. Die Länge war auf 75 Kilometer berechnet, die Breite auf 56 Meter in der Ebene, auf 22 Meter im Hügellande bei einer durchgängigen Tiefe von 8,5 Meter.

An fünf Ausweichstellen sollte die Breite verdoppelt und am Rio Grande, drei Kilometer vom Großen Ozean, eine 600 Meter breite Ebbe- und Flutschleuse, bei Colon eine doppelte Flutschleuse eingeschaltet werden, da bei Colon die Flut höchstens 0,55 Meter, in Panama dagegen nahezu 6 Meter steigt und hier 9 Stunden früher eintritt als in Colon.

Noch vor Schluß des Jahres 1879 erschien Bessers an der Spitze einer ganzen Schar auserlesener Ingenieure in Colon, und die Arbeit begann. Zuerst galt es, die Linie des Kanals festzustellen und das Terrain für sie genau zu untersuchen. Schon damals wurden böse Rechenfehler gemacht. So wurden die auszuhebenden Erdmassen viel zu gering angeschlagen, und an die Möglichkeit von Abrutschungen von Erd- und Gesteinsmassen während des Baues, wie solche später in großem Umfange eintraten, ist gar nicht gedacht worden. Auch hatte man bei dem Voranschlag der Kosten, die man auf 843 Millionen Franken berechnete, die Kosten der Bauleitung, die Provisionen der Banken, die Verzinsung des Kapitals ganz außer acht gelassen. Im Dezember 1880 waren 590,000 Aktien zu je 500 Franken gezeichnet. Am 1. Februar 1881 begann man mit der Erdarbeit. 1882 erwarb die Kanalgesellschaft die Panamaeisenbahn für 94 Millionen.

Fast acht Jahre lang wurde nun der Kanalbau betrieben — 1886 waren 20,000 Arbeiter (meist Neger von den westindischen Inseln) in Tätigkeit — aber die bei der Gründung begangenen Fehler rächten sich, und neue machten sich geltend, bis man einsah, der Niveau-



Das Lessepshaus in Colon.

kanal müsse in einen Schleusenkanal umgestaltet werden. Wie dann 1888 der Versuch, neue Obligationen auszugeben, scheiterte, wie die französische Regierung eingriff und Lesseps Vater und Sohn die Schmach des „Panamaskandals“ über sich ergehen lassen mußten, davon ist die ganze Welt zum Zeugen geworden. Von dem traurigen Ende des kühnen Gründers der „Panamagesellschaft“ wollen wir hier schweigen.

Der Bankrott seines Unternehmens bedeutete aber

keineswegs den Untergang der Idee, die es verwirklichen wollte. Ja, der Liquidator der Panamagesellschaft wußte deren Angelegenheiten so zu führen, daß im Jahre 1893 zwischen ihm und der Regierung Kolumbiens ein neuer Vertrag zu stande kam, der die Baukonzession auf zehn weitere Jahre verlängerte.

So gewann der französische Ingenieur Bunau-Varilla, der früher längere Zeit in Panama als Generaldirektor des Kanalbaues tätig und an dem Unternehmen mit großem Kapital beteiligt war, die Möglichkeit, dasselbe doch noch der schließlichen Vollendung entgegenzuführen. Als infolge des Panamaskandals und des Zusammenbruchs der Panamagesellschaft die Fortsetzung des Baues mit französischem Gelde unmöglich war, entfaltete Bunau-Varilla in Nordamerika eine eifrige Propaganda zu Gunsten des Projekts. Er fand das Entgegenkommen und die Unterstützung der Unionsregierung. Das wird bestätigt durch die Rolle, die ihm nunmehr in der großen Aktion zufiel, welche der Provinz Panama ihre Selbständigkeit errang.

Der Ausbruch der Revolution in Panama erfolgte am 3. November 1903. Die Aufständischen proklamierten eine neue „Republica del Istmo“; schon einmal — 1855 bis 1861 — hat nämlich das Gebiet des Isthmus einen selbständigen Staat gebildet. In der Hauptstadt Panama suchten sich anfangs die kolumbischen Regierungstruppen zu halten, unterstützt durch das kolumbische Kriegsschiff „Bogota“. Der Befehlshaber des letzteren sandte an die Aufständischen ein Ultimatum, das ihnen eine Frist von drei Stunden zur Wiedereinsetzung der kolumbischen Regierung gab. Ohne aber die Antwort abzuwarten, begann er mit der Beschießung der Stadt. Die Forts und das Kanonenboot „Padilla“ erwiderten das Feuer. Doch zu einem folgen-

schweren Kampf kam es nicht, die „Bogota“ gab vielmehr nach kurzer Zeit die Beschießung auf und verließ die Reede.

Inzwischen hatte in Colon das kolumbische Ka-



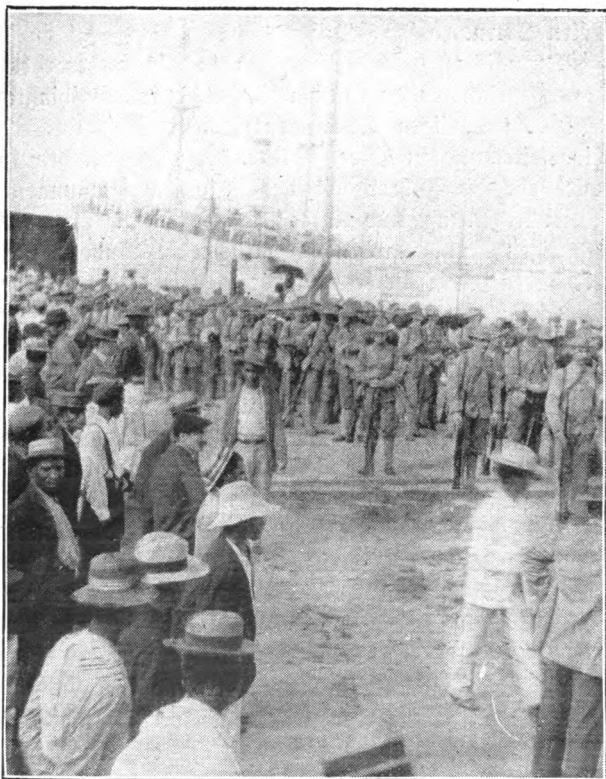
Philippe Bunau-Varilla, der ausserordentliche Gesandte der neuen Republik Panama in Washington.

nonenboot „Cartagena“ Truppen gelandet, und es war auch hier zu einem kurzen Kampfe gekommen. Aber die „Cartagena“ zog sich vor dem Kanonenboot der nordamerikanischen Flotte „Nashville“ zurück. Der Bahnhof der transisthmischen Eisenbahn wurde von den

Marinetruppen der „Nashville“ besetzt und damit die Bahn der Benutzung durch die kolumbischen Truppen entzogen. Man armierte sogar mit Schnellfeuergeschützen verschiedene Bahnzüge, die einen Teil der Unionsoldaten nach Panama brachten. Auf einen ernstlichen Kampf mit ihnen ließen es die kolumbischen Regierungstruppen weder in Colon noch in Panama ankommen. Auch im Lande zogen sie sich überall zurück. So konnte sich unter dem Schutze der Union die neue Republik ohne größeres Blutvergießen konstituieren.

Die Regierung in Washington protestierte gleichzeitig gegen den Versuch einer Bombardierung der Stadt Panama und rief ihren Gesandten aus Bogota, der Hauptstadt von Kolumbien, ab. Die Bitte der provisorischen Regierung der neuen Republik des Isthmus, sie anzuerkennen, fand dagegen seitens der Vereinigten Staaten günstige Aufnahme. Während sich an beiden Küsten der Landenge von Panama starke Geschwader von Kriegsschiffen der Union zusammenzogen, erklärte das Staatsdepartement, daß die Vereinigten Staaten ihr altes Recht auf die Beaufsichtigung des Durchgangsverkehrs auf dem Isthmus jetzt erst recht aufrecht erhalten müßten, wo es für sie durch die Erwerbung von Hawaii und den Philippinen erhöhte Bedeutung erlangt hätte. Der Aufstand in Panama sei durch die Schwierigkeiten herbeigeführt worden, welche die Regierung von Kolumbien den berechtigten Bestrebungen bereitet habe, die auf den endlichen Ausbau des Panamakanals gerichtet seien. Nach dem Aufstand sei es die Pflicht des Staatsoberhauptes der Union, den freien Durchgangsverkehr über den Isthmus zu schützen sowohl im Interesse Panamas, Kolumbiens, der Vereinigten Staaten wie im Interesse des Welthandels.

Unter diesem Gesichtspunkt wurde die neue Regierung in Panama von der Union offiziell anerkannt, und der Rat des Präsidenten Roosevelt an die Regie-



Landen nordamerikanischer Marinetruppen in Colon.

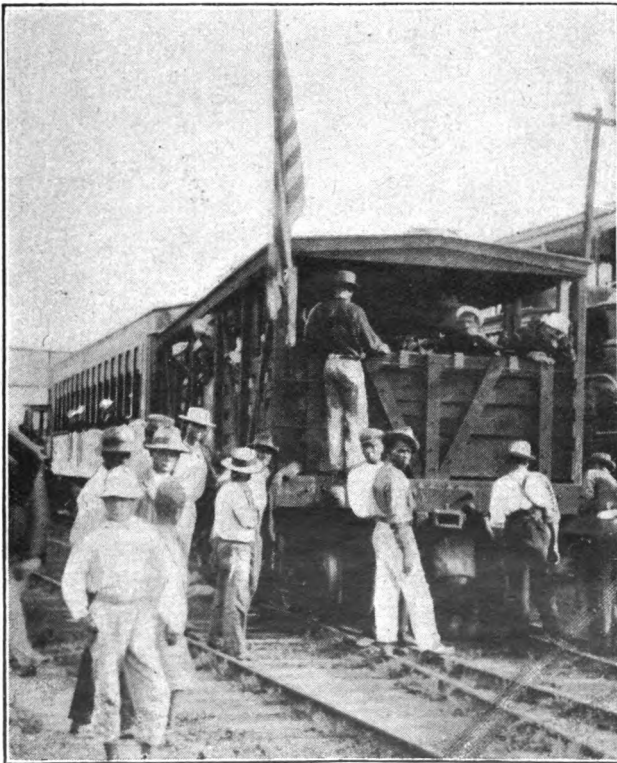
rung von Kolumbien zu einem friedlichen Ausgleich fand keinen Widerspruch. Am 16. November wurde in New York das erste Konsulat der neuen Republik eröffnet und auf demselben die neue Flagge gehißt.

Sie besteht aus vier gleichgroßen Feldern, von denen das obere links blau und das untere rechts rot ist, während die beiden anderen Felder weiß sind. Von diesen führt das linke einen blauen, das rechte einen roten Stern.

Inzwischen hatte Bunau-Varilla als außerordentlicher Gesandter der neuen Republik in Washington mit dem dortigen Staatsdepartement Verhandlungen eingeleitet und zu Ende geführt, deren Inhalt beweist, wie sehr die Führer der Revolution in Panama der Unionsregierung und ihrer die Herrschaft über den künftigen Kanal erstrebenden Politik in die Hände gearbeitet haben. Ein Vertrag wurde festgesetzt, welcher der neuen Isthmusrepublik 10 Millionen Dollars zusichert, wogegen sie an die Vereinigten Staaten auf ewig alles das Landgebiet abtritt, das in Verbindung mit dem Bau, dem Betriebe und der Unterhaltung des Kanals für wünschenswert befunden werden kann. Der Vertrag gewährt den Vereinigten Staaten auch das volle Souveränitätsrecht über einen Landstreifen von 10 bis 12 englischen Meilen Breite zu beiden Seiten des Kanals. Ferner erhalten die Vereinigten Staaten die Erlaubnis, die Endpunkte mit Befestigungen zu versehen und polizeilich zu überwachen. Die Städte Panama und Colon behalten ihre Selbstverwaltung unter der Oberhoheit der Republik so lange, wie sie die Ordnung und die Regelung der Gesundheitsverhältnisse nach bestimmten Vereinbarungen aufrecht erhalten. Der Vertrag sieht ferner vor, daß der Kanal neutral und allen Völkern zu den gleichen Bedingungen geöffnet bleibt.

Aus diesem Vertragsentwurf geht hervor, daß gegen bisher noch nicht bekannt gewordene Verpflichtungen die Regierung der Vereinigten Staaten an die Stelle

der verkrachten Panamagesellschaft getreten ist. Daß der Senat und der Kongreß der Union diesen Vertrag



Ausrüstung eines Zugs der Panamaeisenbahn mit Schnellfeuergeschützen.

bestätigen werden, ist nach den Vorteilen, die er bietet, nicht zu bezweifeln.

So hat das Zustandekommen der neuesten Republik, in so harmlosen Formen sie sich vollzog, eine gewaltige Bedeutung für den Weltverkehr und die Weltpolitik.

Sie wird allem Anschein nach den Vereinigten Staaten die Vollendung des Panamakanals und den Betrieb



Kolumbische Regierungstruppen.

desselben unter eigener Flagge ermöglichen. Die Machtstellung Nordamerikas Europa und Ostasien gegenüber wird dadurch in bedeutlicher Weise verstärkt werden. Dem Suezkanal der Engländer wird eine bedeutende Konkurrenz erstehen. Aber für den Weltverkehr wäre

die Vollendung des Panamakanals auf alle Fälle ein großer Gewinn, da durch ihn die Fahrt von Liverpool nach San Francisco um 9527, nach Valparaiso um 4535, nach Auckland um 817 Kilometer kürzer werden würde.

Die beiden Städte Panama und Colon, von denen jetzt das erstere etwa 30,000, das letztere etwa 10,000 Einwohner zählt, werden der Eröffnung des Kanals sicher einen bedeutenden Aufschwung zu danken haben. Schon jetzt ist die Zahl der Kolonisten aus Nordamerika und Europa beträchtlich. Die einheimische Bevölkerung des Landes besteht aus Kreolen und Mischlingen, sowie etwa 8000 Indianern. Das Klima ist tropisch; unsere Abbildung des von Palmen beschatteten Hauses, das einst Ferdinand v. Lesseps in Colon bewohnte, ist für den Charakter der Landschaft bezeichnend.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Ein mißglückter Versuch Edisons. — Als Edison einst sein Laboratorium in New Jersey eröffnete, hatte er in seinen Diensten einen Irländer, Barney Gilhooly, der als Allerweltsaushelfer bei den elektrischen Anlagen und auf dem ganzen Werke fungierte, jetzt als Ingenieur, eine Viertelstunde darauf als Heizer, dann wieder als Kutscher, als Einkäufer, als Hausknecht, als Fremdenführer zu Besichtigungen der Fabrik und was sonst irgend vorkommen konnte.

Dieser vielseitige Mann wohnte mit seiner Familie in einiger Entfernung von der Fabrik Edisons und hatte ein Korbwägelchen zur Verfügung, auf welchem er die nötigen Besorgungen zu machen hatte. Pferd und Wagen, die am Tage häufig in dem Geschäft gebraucht wurden, standen in einem Stall neben der Wohnung des Irländers.

Barney Gilhooly nun hatte große Anlage zum Langschläfer; daß er jeden Tag so geraume Zeit vor Beginn seines Tagewerks aus dem Bette mußte, um sein Pferd zu füttern, war das einzige, was ihm bei der ganzen Einrichtung nicht gefiel. Wozu aber war er tagaus, tagein mit Menschen umgeben, die nichts weiter taten, als Apparate zur Befriedigung aller erdenklichen Bedürfnisse von Mensch und Tier zu erfinden und zu verfertigen? Sollte sich denn nicht auch eine Vorrichtung erfinden lassen, die es ihm er-

möglihste, sein Pferd zu füttern, ohne daß er sich von seinem molligen Lager zu erheben brauchte?

Barney also trat in die Fußtapfen seines genialen Brotherrn und grübelte Tag und Nacht über das Problem einer automatischen Stallfütterung nach — leider vergeblich.

Endlich vertraute er sich seinem Herrn an, klagte ihm sein Leid, und wieviel leichter es sein Los gestalten würde, wenn sich's mit Hilfe eines elektrischen Drahtes und eines Knopfes bewerkstelligen ließe, daß er die Fütterung des Pferdes vom Bette aus besorgen könnte, so daß das Tier schon gefressen hätte, wenn er nach eingenommenem Frühstück in den Stall ginge, und dann ohne Zeitverlust auf die Arbeit fahren könnte.

Edison machte die vertrauensvolle Vorstellung seines Faktotums Spaß. Er griff die Idee auf und hatte bald einen Ausweg gefunden.

Noch am nämlichen Tage fuhr er mit einem Gehilfen nach Barney Gilhoolys Wohnstätte hinaus und legte eine elektrische Leitung zwischen dem Schlafzimmer des treuen Dieners und dem Stalle des Rosses. Über der Krippe wurde zugleich in einigen Drahtschlingen ein Korb befestigt, der die Morgenration an Hafer bis zur gegebenen Minute aufbewahren sollte.

Freudestrahlend und ganz stolz auf seinen glücklichen Gedanken und seinen klugen Herrn füllte der Fre an dem Abende den neuen Korb mit Hafer und begab sich zur Ruhe. Um die Zeit, da er sonst aufstehen und schlaftrunken nach dem Stall wandern mußte, drückte er heute einfach auf den Knopf neben seinem Bette, drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Man konnte sich ja so fest wie auf das Amen in der Kirche darauf verlassen, daß der Apparat funktionierte und dem friedlich schlummernden Pferde die gewohnte Frühmahlzeit in die Krippe schüttete.

Nun, er funktionierte auch tadellos, die Krippe wurde vorschriftsmäßig gefüllt. Dem braven Rosse kam indes der schöne Morgenimbiss dennoch nicht zu gute.

Ja, wenn es ein Mittel der Verständigung gegeben hätte,

durch welches man ihm die neue Fütterungsmethode vorher hätte begreiflich machen können! Da das nicht möglich war, so hatte man die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als das arme Tier plötzlich aus seinen schönsten Morgenträumen durch ein vollkommen ungewohntes Knacken und Knarren von Drähten aufgeschreckt wurde und gleich darauf von oben herab eine Lawine von Haferkörnern sich in die Krippe ergießen sah, da mochten wohl in seinem Pferdeverstand greuliche Vorstellungen von der Einwirkung höllischer Mächte aufdämmern, der man sich so weit wie möglich entziehen müsse. In seinem Entsetzen drängte es also nach rückwärts, preßte mit aller Gewalt gegen die Stallwand und hörte es zur Erhöhung seines Grauens dann auch hinter sich prasseln und knacken. Als es aber den Kopf nach dem neuen Feinde umwendete, bemerkte es zu seiner Erleichterung, daß unter seinem stürmischen Andrängen die Stallwand nachgegeben hatte, und eine Öffnung da war, durch die sich das Freie gewinnen ließ.

Wer kann es der armen, geängstigten Rosinante verdenken, daß sie den sich ihr bietenden Ausweg benützte und sich schleunigst in Sicherheit brachte?

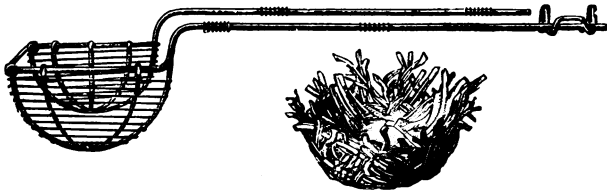
Als anderthalb Stunden später der nicht wenig glückliche Gilhooly auf dem Plane erschien und sich mit eigenen Augen von dem herrlichen Gelingen der neuen Fütterungsmethode überzeugen wollte, fand er zu seinem Schrecken die Stallwand eingedrückt und das Pferd verschwunden. Erst nach längerem ängstlichen Suchen entdeckte er den Durchgänger in seinem Garten, wo derselbe unter den Blumen und Sträuchern nicht geringen Schaden angerichtet hatte.

Kleinlaut berichtete Barney Gilhooly seinem Herrn über diesen mißglückten Versuch. Der automatische Fütterer wurde nie wieder benützt, und der Irländer versorgte sein Tier ohne Murren wieder nach alter Weise. *st. Dusterhoff.*

Neue Erfindungen: I. Nestchenbacklöffel. — Eine Neuheit stellen die kürzlich in den Handel gebrachten Nestchenbacklöffel dar, mit welchen aus geschnittenen Kartoffelstreifen

vogelnestartige Formen hergestellt werden, die mit Pasteten, Ragouts u. s. w. gefüllt werden.

Die Anwendung ist sehr einfach. Man schneide rohe Kartoffeln in feine, möglichst lange, strohhalmstarke Streifen, schüttele diese gut durcheinander und streue sie in den unteren (größeren) Löffel, welcher überall gleichmäßig bedeckt sein muß, so daß die Enden am Rand etwas herausstehen. Sodann drücke man den kleinen Löffel darauf, schiebe die Schließen über den Stiel und backe das Ganze in heißem



Nestchenbacklöffel und fertiges Nestchen.

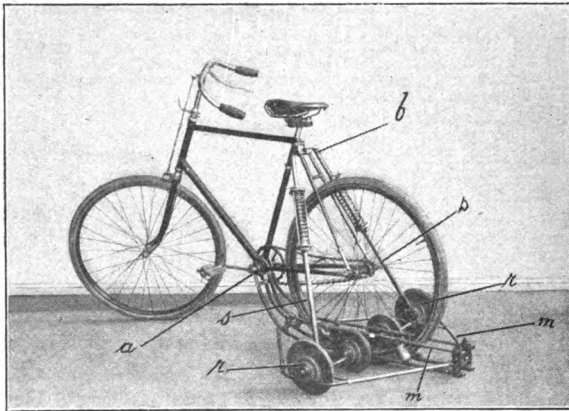
Fett schön hellgelb, nehme den Löffel dann heraus, schneide die kleinen Spitzen zwischen den Drähten ab und löse das Nestchen vorsichtig aus dem Löffel.

Die Nestchen werden verwendet hauptsächlich als Garnitur für Fleischplatten, gefüllt mit Erbsen, Karotten, Bohnen, glasierten Champignons, Spargelspitzen, Zeltower Rübchen u. s. w., ferner für Portionsgerichte mit Pommes soufflées, gefüllt bei Entrecôte à la Bordelaise, à la Béarnaise, auch bei Platten à part, auf einer Serviette angerichtet, gefüllt mit Pommes frites, Pommes soufflées. Auch kann das Nestchen durch Einstecken einer aus einer Weißbrühe oder Kartoffel geschnittenen Vogelfigur auf einen silbernen Spieß geschmackvoll verziert werden. p. n.

II. Lernapparat für Radfahrer. — Um das Erlernen des Radfahrens in einem verhältnismäßig kleinen Raum und ohne Hilfe einer anderen Person zu ermöglichen, dient umstehend dargestellter Sicherheitswagen.

Das Fahrrad wird mit seinem Hinterrad zwischen die

Metallrahmen *m* des Sicherheitswagens hineingestellt, so dann in einfacher Weise bei *a* und *b* mit diesem verbunden. Beim Fahren ist das Vorderrad frei lenkbar, während das Hinterrad im Sicherheitswagen sicher geführt wird. Bei Schwankungen übertragen die Streben *s* einen Teil des Gewichts des Fahrers auf die seitlichen Räder *r* des Sicherheitswagens. Die Streben sind anfangs steif eingestellt;



Lernapparat für Radfahrer.

der zunehmenden Sicherheit des Fahrers entsprechend schaltet man dann immer mehr Federung dazwischen, bis diese so groß ist, daß der Sicherheitswagen unbelastet mitläuft und schließlich abgenommen werden kann.

Sonderbare Begräbnisbestimmungen. — Eigenartige Bestimmungen betreffs der Bestattung werden auch bei uns häufig genug getroffen, können aber von den Hinterbliebenen nur ausgeführt werden, wenn sie im Einklang mit den gesetzlichen Vorschriften sind. Anders war es in England in früheren Jahren. Hekte da irgend ein Sonderling eine verrückte Idee in Betreff seines Begräbnisses aus, so war gleich ein anderer bestrebt, diese noch zu übertreffen. Sie

sicherten sich die Ausführung der manchmal wirklich recht seltsamen letzten Wünsche, indem sie entweder die Erben bei Verlust der ganzen oder eines großen Theils der Hinterlassenschaft dazu verpflichteten, oder sie hinterließen ihrer Gemeinde unter der Bedingung der Ausführung ihres letzten Willens beträchtliche Vermächtnisse.

Wohl die sonderbarste dieser sonderbaren letzten Verfügungen, die zu unserer Kenntniß gekommen sind, ist die des berühmten Rechtsgelehrten Jeremy Bentham (geboren 1748, gestorben 1832). Er bestimmte nämlich, daß sein Leichnam nach seinem Tode sezirt, sein Gerippe in die Kleider, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, gekleidet und in einem Glaskasten aufbewahrt werde. Einer seiner Freunde, der Arzt Dr. Smith, erfüllte seinen Wunsch buchstäblich; aber bei seinen Versuchen, den Kopf des Gelehrten zu präparieren, verloren die Gesichtszüge jeden Ausdruck von Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen, darum ließ er von einem französischen Künstler den Kopf in Wachs nachbilden und diesen dem Skelett anfügen. Das Skelett wurde dann in die ausgestopften Kleider Benthams gesteckt, und dieses in einen Stuhl, den er stets benützt hatte, gesetzt, ihm sein Spazierstock in die Hand gegeben, und die ganze Figur in einen Kasten aus Mahagoniholz mit einer Glaswand gesetzt. Der Kasten wurde dann dem University College in Gower Street zu London zum Geschenk gemacht und ist dort noch heute in der Südgalerie des Museums zu sehen.

Ebenfalls eine seltsame Bestimmung hinsichtlich seiner Bestattung erließ der Advokat Anthony Etterick, der in Poole an der Südküste Englands im Jahre 1703 starb. Er bestimmte nämlich, daß sein Leichnam an geweihter Stätte, doch weder über noch unter der Erde, weder inner- noch außerhalb der Kirche zu bestatten sei. Um es sich zu sichern, daß diese seine Bestimmung auch wirklich ausgeführt würde, erbat er und erhielt die Erlaubniß, einen Sarg innerhalb der Mauer des schönen alten Münsters zu Wimborne bauen zu lassen. Es wurde ein Stück aus der Mauer herausgebrochen, ein Bogen errichtet, und aus Schieferplatten ein

Sarg hineingebaut. Zur Erhaltung des Sarges und des Mauerbogens vermachte er der Kirche ein Kapital, wovon die Zinsen etwa 20 Mark jährlich betragen. In den Sarg ließ er die Jahreszahl 1691 einmeißeln, denn er war fest davon überzeugt, daß er in diesem Jahre sterben würde. Aber er lebte noch 12 Jahre länger, bis 1703. Dann änderte man die erste Zahl in die letztere um, aber sehr schlecht, so daß beide Zahlen deutlich zu erkennen sind. Bei der Bestattung legte man die Leiche nicht ganz in Höhe des Fußbodens der Kirche in den Schieferfarg hinein; er ruht also buchstäblich seiner Bestimmung gemäß weder unter noch über der Erde und weder inner- noch außerhalb der Kirche und doch an geweihter Stätte.

Ein altes Fräulein, namens Jane Beswick, starb etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts und vermachte ihrem Arzte, der sie viele Jahre behandelt hatte, die Summe von 25,000 Pfund Sterling unter der Bedingung, daß er ihren Leichnam einbalsamiere und ihn aufbewahre. Außerdem sollte er jährlich einmal, im Beisein von zwei einwandfreien Zeugen, in das Gesicht der Verstorbenen blicken. Um diesen letzten Punkt so leicht als möglich ausführen zu können, steckte der Arzt die einbalsamierte Leiche in ein altes Standuhrgehäuse, so daß das Gesicht direkt unter die Glasplatte, die früher das Zifferblatt bedeckt hatte, zu liegen kam. Darüber wurde ein Vorhang angebracht. Kam nun der Tag der Besichtigung, so wurde einfach der Vorhang zurückgezogen, der Arzt blickte das Gesicht der Leiche an, und der Bestimmung war genügt. Der Arzt starb im Jahre 1813, und die Mumie ging in den Besitz des naturhistorischen Museums in London über. Als dieses später aufgelöst wurde, und das Owen Museum die Mumie ablehnte, wurde sie mit samt dem Uhrgehäuse auf Anordnung der Behörde begraben.

Eine der sonderbarsten Bestattungen endlich war die des Majors Peter Labellière, der im Jahre 1800 in London starb. Er bestimmte, daß sein Leichnam in einem Grabe 10 Fuß tief bestattet werden sollte und zwar senkrecht mit

dem Kopf nach unten gerichtet. Diese Bestattungsart begründete er damit, daß er seit seinen Knabenjahren immer gern auf dem Kopf gestanden habe und dies Vergnügen nun bis zu seiner Auferstehung genießen wolle. W. St.

Die beiden Spitzbuben. — Zur Zeit der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen ereignete sich in Potsdam folgende merkwürdige Kriminalgeschichte.

Dem König war bekanntlich sehr viel an den „langen Kerlen“, wie er sie meist zu nennen beliebte, in seiner Riesengarde gelegen, und er wandte für diese kostspielige Liebhaberei große Summen auf. Je länger ein Gardist, desto lieber war er ihm.

Nun geschah es, daß einer von diesen Gardisten nächtlicherweile einen gewaltsamen Einbruch verübte, aber dabei ertappt und in Untersuchungshaft gebracht wurde. Zur nämlichen Zeit kam es vor, daß auch ein Offizier, der eine Kasse zu verwalten hatte, sich eine Unterschlagung zu Schulden kommen ließ, indem er nämlich aus der ihm anvertrauten Kasse einige hundert Taler entnahm und dann dreist behauptete, er sei nicht der Täter. Auch er geriet in Untersuchung, und es wurde ihm das Vergehen so unwiderleglich bewiesen, daß er sich schließlich dazu gezwungen sah, seine Schuld einzugestehen.

An einem und demselben Tage wurden beide Fälle kriegsgerichtlich verhandelt. In Betreff des Riesengardisten vermochten die Richter keine mildernden Umstände zu entdecken, und nach der Strenge des damals geltenden barbarischen Gesetzes verurteilten sie ihn zum Tode. Für den Offizier aber ließen sie mildernde Umstände gelten und verurteilten ihn nur zu einem Jahre Festungshaft.

Beide Urteile wurden dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Nachdem er sie aufmerksam durchgelesen und ihre juristische Begründung geprüft hatte, geriet er in heftigen Zorn.

Er ließ die Richter zu sich bescheiden und herrschte sie an: „Die beiden Spitzbuben sind gleichmäßig schuldig, deshalb müssen sie meines Erachtens auch ganz gleich bestraft

werden nach dem Grundsatz: Gleiches Recht für alle! Das ist nur wahre Gerechtigkeit, die kein Ansehen der Person kennt.“

Die Richter berieten also von neuem, und da sie, wie es scheint, irgendwelche Ursachen hatten, den Offizier glimpflich zu behandeln, so zogen sie es vor, den langen Gardisten ebenfalls nur zu einem Jahre Festungshaft zu verurtheilen wie den Offizier.

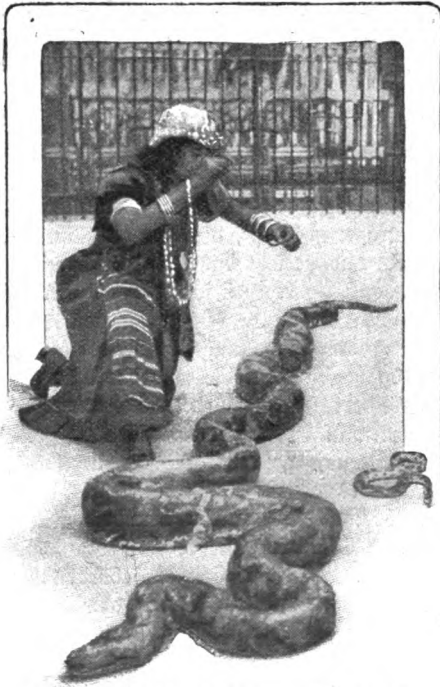
Damit war der König wohl zufrieden und er bestätigte jetzt die beiden Urtheile, bekam er ja nun nach Ablauf des Strajfjahrs seinen kostbaren „langen Kerl“ wieder, was ihm die Hauptsache war.

S. D. Hansen.

Das Schlangenbändigen durch Hypnose. — Schon die Bibel berichtet von ägyptischen Schlangenbeschwörern, die sich mit Moses in einen Wettstreit einließen; in Indien gibt es von alters her Schlangenbändiger, die angeblich eine geheimnisvolle Macht über die gefürchtetsten Giftschlangen ausüben, sie nach Belieben einschläfern oder zum Tanzen veranlassen, und dabei gegen ihre Bisse gefeit erscheinen. Manche dieser Künste beruhen auf genauer Kenntniss der Natur der besonderen Schlangenart, die man benützt, wie der indischen Brillenschlange und der ägyptischen Aspis. Zum Beispiel hat letztere die Eigentümlichkeit, in Starrkrampf zu verfallen, sobald man sie mit Wasser besprizt oder ihre Nackenmuskeln dicht hinter dem Kopf stark zusammendrückt. Auch wendet sie, wenn gereizt, ihren Blick niemals von einem vor ihren Augen bewegten Gegenstand ab, was sich natürlich durch Spiegel auch so ausnützen läßt, daß der Zuschauer den eigentlichen Zusammenhang nicht bemerkt.

Man hat früher angenommen, die Giftfestigkeit der Schlangenbändiger des Orients und Amerikas — auch unter den Indianern trifft man solche „Zauberer“ — sei nur scheinbar; es würden zu den Vorführungen nur Schlangen verwendet, denen die Giftzähne vorher ausgebrochen, oder die ihres Giftes durch vorheriges Weissenlassen auf Filz verlustig gegangen seien. Neuere Reisende haben dagegen festgestellt, daß die Giftfestigkeit durch fortgesetzten Genuß von

oder durch Impfung mit Schlangengift erworben wird. Der gleiche Erfolg wird durch den Saft gewisser Pflanzen erreicht. Jedenfalls treiben die Schlangenbeschwörer meist mit Schlangen ihr Spiel, die noch im Besiz ihrer Giftzähne



Indische Bändigerin, eine Schlange einschläfernd.

sind, und oft genug muß einer eine Unvorsichtigkeit damit büßen, daß er doch gebissen wird und an den Folgen des Bisses stirbt.

Eine große Rolle spielt sicher bei den Künsten des Schlangenbeschwörens die Hypnose, das heißt die Lähmung der willkürlichen Beweglichkeit durch Einwirkung auf die

Sinne, wie das Fixieren des Blicks, oder durch Bestreichen der Haut an bestimmten Stellen. Durch schnelle drohende Bewegungen der Hand versetzt der Beschwörer die Schlange in Aufregung, dann beruhigt er sie wieder durch langsame kreisende Handbewegungen und sanftes Streicheln. Wird sie böse, so vermeidet er geschickt ihren Angriff und spielt nur mit ihr, wenn sie beruhigt ist. Ist die Schlange eingeschläfert, so wagt es der Gaukler wohl, seine Lippen auf den Kopf des Tieres zu drücken.

Auch die Schlangenbändigerin, die seit einiger Zeit in den größeren Städten Europas das Zirkusprogramm um eine interessante Nummer bereichert, erzielt durch Hypnose ihre überraschenden Erfolge. Sie bewegt die Arme nach dem Takt der getragenen Musik, die von der Kapelle des Zirkus gespielt wird, und versetzt dabei ihre Schlangen aus einem Zustand wilder Aufgeregtheit in den der Erstarrung. S. S.

Verlorene Entdeckungen. — Im Jahre 1895 wurde ganz Europa durch die Entdeckung eines neuen Explosivstoffes in Aufregung versetzt, der die moderne Kriegsführung vollständig verändert haben würde. Es war die Erfindung eines Gelehrten in Exeter namens Sambridge, und an die englische Regierung gesandte Muster bewiesen, daß die Explosivkraft des neuen Stoffes alles bis dahin Vorhandene weit übertraf. Es wurden Sambridge Anerbietungen gemacht, seine Erfindung für 400,000 Mark zu verkaufen, doch er lehnte ab, bis seine Heimatsbehörden ihre Entscheidung getroffen haben würden. Gerade als die letzteren einen Vertrag mit ihm schließen wollten, kam die Nachricht, sein Laboratorium sei in die Luft geflogen, und er dabei ums Leben gekommen. Unglücklicherweise hatte er keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen, und obwohl man die Trümmer genau durchsuchte, gelang es doch nicht, das Geheimnis zu entdecken, das so für immer verloren gegangen ist.

Vor etwa vierzig Jahren entdeckte der Italiener Luigi Taranti eine Methode, farbiges Glas herzustellen in der Art, wie die alten Phönizier es machten. Taranti begann die vielen Aufträge auszuführen, die er von allen Ecken und Enden

der Welt erhielt. Die schönsten Glasfenster in Italien wurden von ihm gefertigt, und er wußte sein Geheimnis wohl zu hüten, denn als er ein Jahr später in seiner Werkstatt tot aufgefunden wurde, stellte es sich heraus, daß er es mit ins Grab genommen hatte. Die tüchtigsten Fachleute wurden berufen, um die Bestandteile des Glases zu prüfen, doch auch nicht einem gelang es, das Geheimnis des toten Mannes zu ergründen.

Vor etwa zehn Jahren brachte ein Schotte Billardbälle auf den Markt, die nicht aus Elfenbein gefertigt waren, doch ebensogut erschienen und nur den dritten Teil des Preises kosteten. Er nahm kein Patent auf seine Erfindung, machte alle Bälle selbst und hütete das Geheimnis sogar vor seiner Familie. Gerade, als er anfing, die Früchte seiner Erfindung zu ernten, wurde er in seiner Werkstatt durch einen Herzschlag dahingerafft und starb, ehe er noch das geringste enthüllen konnte. Man ließ sein Fabrikat von Fachleuten untersuchen, doch niemand vermochte zu ergründen, woraus dasselbe bestand.

Der einzige Mann, dem es gelungen ist, farbige Photographien herzustellen, wurde ein Märtyrer seiner Entdeckung, deren Geheimnis vollständig verloren gegangen ist. Vor einigen Jahren unterbreitete Dr. Herbert Franklin in Chicago den Fachkreisen eine Reihe von farbigen Photographien, die solchen Anklang fanden, daß er sich entschloß, ein eigenes Laboratorium zu erbauen. Bei der Entwicklung der Platten benützte er ein Holzkohlenfeuer, doch vergaß er eines Tages bei der Arbeit, den Ventilator zu öffnen, und wurde von Kohlendunst erstickt vorgefunden. Er hatte das Geheimnis niemand anvertraut, und obwohl einige fast vollendete Platten noch vorhanden waren, so stehen die Gelehrten doch noch immer vor einem ungelösten Rätsel.

Ein anderes Opfer seines Geheimnisses war Adams, der Erfinder des Galliums, einer der größten Entdeckungen. Adams brachte ein Metall zu stande, das, obwohl so hart wie Stahl, doch nur halb so teuer war und nur halb so viel wog. Ganz Amerika begeisterte sich für die Erfindung,

und Aufträge auf Tausende von Tonnen wurden von den großen Eisenbahngesellschaften erteilt. Doch es war zu spät. Die ungeheure geistige Anstrengung, der er sich unterzogen, raubte ihm den Verstand, und der Erfinder mußte als unheilbar in ein Irrenhaus gesperrt werden. L-n.

Die Totenkirche zu Sedletz bei Kuttenberg in Böhmen ist eine der seltsamsten Kirchen. Sie besteht aus einem oberen und einem unteren Raum. In den unteren, die eigentliche Totenkirche, führt eine Treppe aus dem oberen Raum. Auf der obersten Stufe stehend, blickt man durch eine mächtige Wölbung hinab in das Innere der Totenkirche, und ein Schauer erfaßt den Besucher, denn er erblickt nichts anderes als Menschengelbeine. Hoch über dem Haupte des Besuchers prangt das Wappen des Fürsten Schwarzenberg. Alles daran, auch der geringste Bestandteil, ist aus Menschengelbein. Der Rabe, der einem Türkenkopfe die Augen aushackt, ist genau nach dem Wappen des Fürsten ausgeführt und ist sicher ein Kunstwerk zu nennen. Den Türkenkopf bildet ein Menschenschädel, den einen sichtbaren Rabenflügel eine Menschenhand. Das Wappenschild überwölbt eine Fürstentkrone aus Schädeln und Gebeinen. Rechts und links in den Wänden des Stiegganges sind Nischen, aus denen riesengroße Kokotokvasen starren — alles aus Menschengelbeinen kunstvoll gefertigt.

Ein seltsames Zwielicht und eine geheimnisvolle Stille herrscht hier, und gedankenvoll, ernst schreitet der Besucher hinab in das Innere. Das Licht fällt hier von oben ein, matt, durch gotische Fenster. Unzählige Menschenschädel starren dem Besucher von allen Seiten entgegen, zuweilen scheint es der aufgeregten Phantasie, als ob sich der eine oder der andere Schädel bewege, aufgeschreckt aus seiner Ruhe. Jeder Zierat, jede Arabeske, selbst der mächtige Kronleuchter, alles besteht aus Menschengelbeinen. In den vier Ecken erheben sich sechs Fuß hohe Pyramiden, aus Schädeln, Fuß- und Armbknochen kunstvoll getürmt und mit mächtigen Metallkronen versehen. Rings die Wände, Nischen und Gewölbe sind mit phantastischem, kunstvoll gefügtem

Schädel- und Knochenschmuck förmlich übersät. Von diesen Knochenkompositionen nimmt den ersten Rang der erwähnte Kronleuchter ein. Er ist von kolossalem Umfange und in der That ein Meisterstück. Er besteht aus sieben Armen, an deren Ausläufern kunstvoll eingesezte Schädel befestigt sind, in deren Scheitel je eine Wachskerze steckt. Die Arabesken davon und sonstige Verzierungen sind aus Rippen, Wirbelknochen, Schulterblättern u. s. w. gebildet, die Ketten, welche die einzelnen Arme verbinden, sind aus ineinander gefügten Unterkiefern — in denen noch die Zähne haften — geformt.

Auf einem Seitenaltare liegen Schädel von im Hussitenkriege erschlagenen Mönchen des ehemaligen Sedlezer Klosters. Mancher Scheitel dieser Schädel zeigt furchtbare Risse, offenbar von den wuchtigen Schlägen herrührend, die auf sie mit den Streitkolben und Morgensternen damaliger Zeit geführt wurden.

In der Mitte der Totenkirche befindet sich eine Gruft mit den Leichen einstiger Standespersonen der Sedlezer Gegend. Die Särge sind noch ziemlich gut erhalten. Die Tafeln auf diesen Särgen zeigen tschechische Inschriften. In einer Ecke befindet sich ein Grabstein mit folgender deutschen Inschrift: „Der wohlbedelgeborene Ritter Herr Wenzel Wurzel von Rosenthal, weiland Ihrer Majestät Karls VI. gewesener Obristleutnant zu Pferd, seines Alters 69 Jahre. Gott lasse ihn selig ruhen!“ — Diese Inschrift ist offenbar erst später angebracht worden. C. Z.

Die Sage vom Muff. — Auch vom Muff existiert eine Sage, welche über seine Entstehung Auskunft gibt. Eine Fürstin regierte einst im schönen Ungarlande. Da hauste mehrere Jahre lang ein Wolf so furchtbar, daß die Untertanen ein Entsetzen ergriff. Allen Nachstellungen der Jäger war das schlaue Tier bisher entgangen. Da feuerte die Fürstin den Wagemut der Jäger aufs höchste an: sie versprach dem Jäger, welcher das Raubtier erlegen würde, ihre Hand. Nun eilten viele Freier zum Hofe, die Großen des Landes und auswärtigen Prinzen, jeder unter ihnen

hoffte auf das Glück, den Wolf zu erlegen und dadurch die Hand der jugendlichen Fürstin zu gewinnen. Einer nach dem anderen zog zur Jagd hinaus, aber keiner kehrte mit dem erlegten Wolf zurück. Da fand man ganz unerwartet eines Tages den Wolf tot auf einer Viehweide liegen. Nun behauptete jeder der Freier, er sei es gewesen, der das Untier getötet habe. Die Fürstin ließ den toten Wolf an den Hof bringen, um ihn auch sehen zu können, und da fand sie, daß ein gutes Stück von dessen Fell fehle. Da dachte die Fürstin, wer den Wolf erlegt hat, hat auch wohl das fehlende Stück seines Felles ausgeschnitten, und sie ließ nun bekannt machen, wer ihr das fehlende Stück des Wolfspelzes bringe, dessen Gattin wolle sie werden. Da zeigte es sich bald, daß alle Freier gelogen hatten, denn keiner von ihnen konnte das fehlende Stück Pelz vorzeigen.

Im kommenden Winter fuhr die Fürstin eines Tages im Schlitten aus und sah bei dieser Fahrt einen jungen Hirten aus seiner Hütte treten, welcher seine Hände in ein Stück Wolfsfell gewickelt hatte. Sie ließ den Schlitten halten, rief den jungen Mann herzu und fragte ihn, wo er den schönen Pelz her habe. Dieser antwortete: „Dieses Stück hier habe ich von dem Körper eines toten Wolfes geschnitten, den ich vor einiger Zeit erschlug, weil er mir meine Ziege zerrissen hatte.“

„So bist du es also, der den grimmigen Wolf erlegt hat?“ rief die Fürstin erstaunt. „Weißt du denn nicht, daß ich dem, der diesen Wolf töten würde, meine Hand versprochen habe?“

Der junge Mann erklärte, daß er nur selten unter die Menschen komme, deshalb sei ihm die Bekanntmachung der Fürstin unbekannt geblieben. Die Fürstin aber erfüllte ihr Versprechen, sie nahm den jungen Mann sofort in ihren Schlitten und mit ins Schloß, wo sie mit großem Glanze Hochzeit mit ihm machte.

Das Stück von dem Pelze des Wolfes aber übergab ihr der Bräutigam als Brautgeschenk, und sie ließ sich daraus

einen richtigen Muff nähen, den sie von nun an — als den ersten Muff — jeden Winter trug. C. Z.

Familienanzeigen zur Biedermeierzeit. — Vor mir liegt ein starker Band einer Zeitung aus dem Jahre 1821, und schon ein flüchtiges Durchblättern des Inseratenteils und besonders der Familienanzeigen belehrt uns darüber, daß diese Blätter aus der „Biedermeierzeit“ herkommen, aus der Zeit der Empfindelei und der öffentlichen Herzensergüsse. Unter dem 21. August teilt ein Berliner Hofrat folgendes mit:

„Am 14. August dieses Jahres, Abends 9 Uhr, entschlief meine innig geliebte Gattin Henriette, geborene Amelang, verwitwet gewesene v. Bacani. Länger als neun Jahre vereinigten mich mit derselben die zarten Bande gegenseitiger Liebe, als sie endlich im April dieses Jahres mit Einwilligung ihrer sämtlichen Verwandten sich entschloß, mich mit ihrer Hand zu beglücken. Ihr Beruf forderte es, daß sie sich auf einige Monate nach Göttingen begab. Der Tag ihrer Zurückkunft sollte der Tag unserer feierlichen Verlobung sein. Mit Ungeduld erwartete ich die Annäherung dieses Zeitpunkts. In Begleitung des Bruders der Entschlafenen, des Doktors Amelang, eilte ich in den ersten Tagen dieses Monats nach Göttingen, um die Geliebte in den Kreis ihrer Familie zurückzuführen. Zu ihrer eigenen Erholung wählte ich den Weg durch den Harz. Auf dem Brocken angelangt, wurde dieselbe indes von einer entzündlichen Colera befallen, an welcher sie am siebenten Tage, nachdem ich mit ihr noch auf dem Sterbebette ehelich verbunden wurde, zu Ilfenburg am Fuße des Harzes, ihr schönes Leben, der sorgfältigsten ärztlichen Hilfe ungeachtet, endete. Mein Schmerz ist unermeslich. Nur die wahrhafte Teilnahme der zartfühlenden Einwohner Ilfenburgs, mit der sie fremden, ihnen unbekanntem Reisenden ihre Leiden tragen halfen, hielt mich aufrecht. Ich halte es für meine Pflicht, denselben nochmals öffentlich den aufrichtigsten Dank sowohl namens der Familie der Verklärten wie in meinem Namen zu bezeigen.“

Diese Todesanzeige liest sich wie ein Roman, aber wenn es dem Erlasser daran lag, öffentliches Interesse und Mitleid zu erregen, so ist ihm jedenfalls seine Absicht gelungen.

Das, was diese obenstehende Todesnachricht zu viel hat, haben unsere heutigen Anzeigen in den Zeitungen zu wenig, sie sind nach ein und derselben trockenen Schablone angefertigt, und wer sie liest, vermißt in den meisten Fällen nähere Angaben über den Tod. Es ist nicht immer nur Neugier, das uns wünschen läßt, Näheres darüber zu erfahren, sondern meist aufrichtige Theilnahme. Wenn wir die schablonenmäßige Nachricht lesen, daß plötzlich Herr Soundso verschieden ist, so möchten wir, gerade weil diese Nachricht uns so plötzlich kommt, etwas Näheres von den begleitenden Umständen des Todesfalls erfahren. In dieser Beziehung sind einzelne Todesanzeigen in dem erwähnten Zeitungsband entgegenkommender. So lautet zum Beispiel eine dieser Anzeigen:

„Nach einigen Tagen Unwohlbefinden verließ unser so innigst geliebter Mann, Vater, Schwiegervater und Großvater, der Königliche Kriegsrat und Kanzleidirektor L., am 2. dieses Monats früh gegen acht Uhr, anscheinend wohl, die Wohnung, um seinen Berufsgeschäften nachzugehen, starb aber auf dem Wege dahin plötzlich vom Schlagfluß getroffen, und jeder Versuch seiner Wiederbelebung blieb fruchtlos. Wir erfüllen die traurige Pflicht, dies seinen Verwandten und Freunden ergebenst anzuzeigen.“

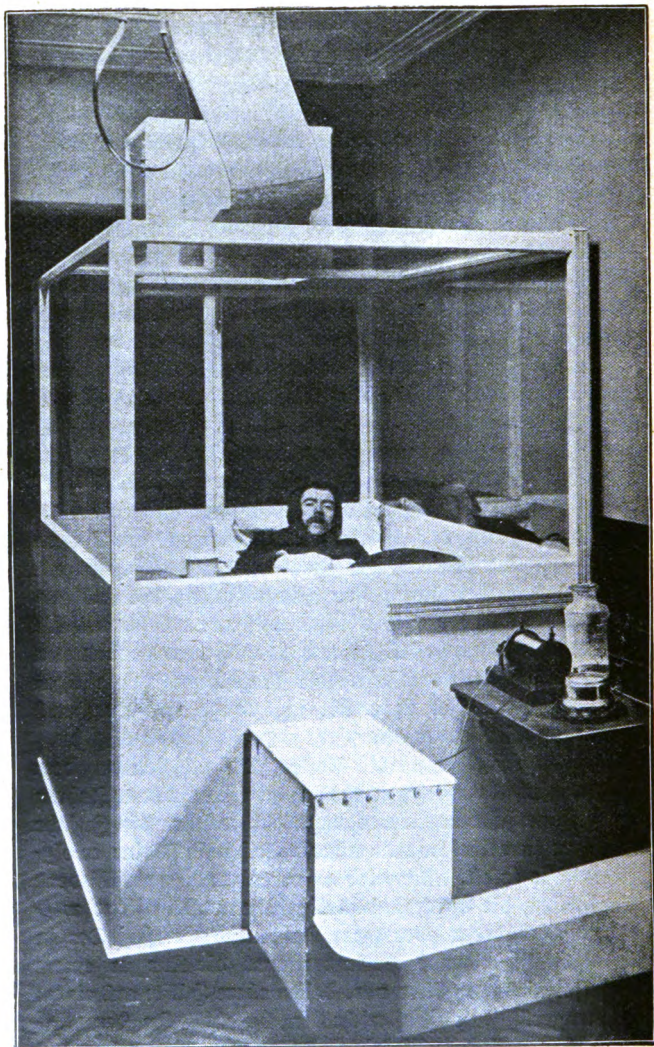
Man wird zugestehen, diese Anzeige ist ebenso würdig wie inhaltreich. Die Freunde, Verwandten und Bekannten des Dahingeshiedenen sind durch die Anzeige unterrichtet über das, was den Tod herbeiführte und finden eine Erklärung für die Plötzlichkeit des Ablebens ihres Freundes. Es würde sich vielleicht empfehlen, gerade bei Todesanzeigen auch in der Jetztzeit von der trockenen Schablone abzugehen und nähere Angaben über die Todesursache zu machen.

Weniger unseren heutigen Ansichten entsprechend ist die Einleitung zu nachstehender Todesanzeige, die am 24. Juli 1821 ein Intendantursekretär erließ und welche lautet:

„Mit ahnungsvollem Herzen bei dem Inhalt eines Schreibens, welches mich an das Krankenbett meines ehrwürdigen Vaters gerufen hatte, betrat ich gestern mein elterliches Haus. Leider fand ich meine angstvolle Vermutung bestätigt. Mein teurer Vater, der hiesige Prediger Herr Johann Ernst Ludwig Sch., ist nicht mehr.“ u. d. r.

Sauerstoffbäder im Londoner Oxygenhospital. — Das Ozon ist eine Modifikation des Sauerstoffs, welche durch dunkle elektrische Entladung herbeigeführt werden kann. Der Sauerstoff (Oxygenium) bildet einen Hauptbestandteil der atmosphärischen Luft (23,24 Prozent). Er ist von höchster Bedeutung im Haushalt der Natur; alle atmenden Wesen müssen ersticken, wenn aus der Luft der Sauerstoff schwindet. Abgestorbene organische Stoffe werden durch Sauerstoff oxydiert und in den Kreislauf der Elemente zurückgeführt. Beim Einatmen von reinem Sauerstoff entsteht ein Gefühl von Leichtsein, die physische Leistungsfähigkeit scheint erhöht, die Respiration wird leichter und freier, die Pulsfrequenz und das Wärmegefühl gesteigert, der Appetit nimmt zu. Die Wirkung des Ozons in der Luft besteht vor allem in der Zerstörung von Fäulnisgasen, die aus zerfallenden Pflanzen und Tierstoffen aufsteigen. Man glaubte daher früher schon, das Ozon auch zu Heilzwecken verwenden zu können, doch erzielte man mit den Versuchen keine günstigen Resultate, denn das Ozon übt auf Lunge und Herz auch ungünstige Wirkungen aus.

Der englische Arzt Dr. Stoker, der in London dem Oxygenhospital vorsteht, bringt dagegen seit ein paar Jahren eine Heilmethode in Anwendung, bei welcher die Zufuhr von Ozon in reine trockene atmosphärische Luft eine erfolgreiche Rolle spielt. Sie wird angewandt gegen verschiedene Krankheiten, die durch Tuberkelbazillen herbeigeführt werden, im besonderen aber gegen Lungentuberkulose. Der an Schwindsucht leidende Patient nimmt die Kur in einem würfelförmigen Behälter vor, dessen obere Hälfte aus einem Rahmengerüst mit Fensterscheiben besteht. In dem Behälter, der nach dem Eintritt des Patienten völlig luftdicht



Sauerstoffbad im Oxygenhospital zu London.

ist, steht für diesen ein Bett, in das er sich legt. Die Luft, die den luftdichten Raum auf künstlichem Wege füllt, hat vorher zwei Prozesse durchzumachen gehabt. Zunächst wird sie durch einen Filter von Baumwolle geleitet zur Reinigung von allem Staub und Schmutz, dann durch Calciumchlorid. Die so gewonnene Luft ist so rein wie die in den Alpen. Die Luft hat ihren Zutritt in einer der Wände in der Nähe des Bodens. Sie entweicht durch eine geschützte Öffnung in der Decke, die im Zusammenhang steht mit einem elektrisch betriebenen Ventilator. Da die Alpenluft, die auf das Befinden der Schwindsüchtigen so günstig wirkt, sehr ozonhaltig ist, wird die Luft nun noch weiter mittels eines elektrischen Apparats, der sich außerhalb des Behälters befindet, aber von innen durch Druck in Tätigkeit versetzt werden kann, in mäßiger Weise mit Ozon versetzt. Der Aufenthalt in dem Behälter wirkt auf die kranke Lunge wirklich, als ob sie Alpenluft atme.

Fr. S.

Der zweifelhafte Knochen. — Zu dem berühmten Naturforscher Sir Richard Owen, Oberaufseher der naturwissenschaftlichen Sammlungen im Britischen Museum, kam eines Tages ein Diener des damaligen Premierministers von England, Lord John Russell, und überbrachte dem Gelehrten in Papier eingewickelt einen mächtigen Knochen mit einem Brief, in dem Lord Russell bat, ihm doch gefälligst schriftlich mitteilen zu wollen, von welchem Tier der beifolgende Knochen wohl herrühren möge.

Der Gelehrte betrachtete den Knochen und sah auf den ersten Blick, daß es ein ganz gewöhnlicher Schweineschinkenknöchel war. Kopfschüttelnd, warum sein Freund Russell eine schriftliche Auskunft über einen Schinkenknöchel verlangte, schrieb der Gelehrte nichtsdestoweniger das Ergebnis seiner Untersuchung auf und schickte den Diener mit Knochen und Attest wieder nach Hause, hoffend, daß Lord Russell ihm schon eine Aufklärung geben werde. Als aber mehrere Tage vergingen und er über den Knochen nichts vernahm, begab er sich zu dem Minister und fragte, was es damit für eine Bewandnis gehabt habe.

„Ach, der Knochen!“ lachte der Minister. „Der stammt nämlich von einem Schinken, den mir Präsident Grant von Amerika als einen echten Bärenschinken aufgebunden hat. Ich habe ihn auch als solchen verspeist, aber zuletzt kamen mir doch Zweifel, und deshalb bat ich Sie um Ihre Ansicht. Ich habe ihm jetzt den Knochen mit Ihrem Attest nach Washington geschickt. Er hat mir einen echten Bärenschinken versprochen, er soll und muß ihn herausrücken.“

„So, so,“ antwortete Owen, der ebenfalls einen guten Bissen zu schätzen wußte, „wenn der Präsident dann aber einen neuen Schinken schickt, so lassen Sie, bitte, das Fleisch am Knochen, wenn ich ihn wieder untersuchen soll. Ich kann dann sicherer auf den Ursprung schließen.“ W. St.

Kostbare Bäume. — Ein bei uns in Deutschland ziemlich mißachteter Baum ist die Weide. Zwar dienen die langen, biegsamen Zweige der Bruchweide zu vielerlei Flechtwerk, die Kohle der Salweide gibt die wertvolle Zeichenkohle und wird auch zur Bereitung von Schießpulver verwendet, die Rinde dieser und der weißen Weide dient zum Gerben des dänischen Handschuhleders, sowie zum Färben zc., aber außer zu Schnitzholz für leichteres Küchengerät findet die Weide bei uns nur wenig Verwendung. Welcher Nutzen aber aus einem Weidenstamm gezogen werden kann, beweist folgende Tatsache. In der Grafschaft Essex in England wurde kürzlich eine Weide gefällt, die einen Fuß über dem Erdboden 5,6 Meter im Umfang maß. Diese Weide war nur etwa 55 Jahre alt. Der Käufer des Stammes, ein Fabrikant von Cricketschlaghölzern, verfertigte nicht weniger als 1179 dieser Hölzer aus dem einen Stamm. Setzt man den Preis dieser Schlaghölzer nur mit 2 Mark das Stück an, so ergibt sich ein Nutzen von 2358 Mark allein für die Schlaghölzer. Die Kosten für die Anfertigung derselben konnten aus dem Erlös für Rinde, des übrigen Astholzes und Reisigs bestritten werden.

Eichenholz ist jetzt lange nicht mehr so hoch im Preis als früher, da es noch ausschließlich zum Bau von Schiffen diente, aber doch bringt ein gesunder, tadelloser Stamm

noch ganz annehmbare Summen ein. So wurde eine Eiche, die einen Durchschnittsumfang von 7 Meter und ein Gewicht von 400 Zentner hatte, von einer Möbelfabrik mit 2000 Mark bezahlt.

Bedeutend wertvoller als diese Rieseneiche war ein Rotholzbaum, der in Kalifornien gefällt wurde. Dieser Riesbaum maß 9 Meter im Durchmesser und konnte nur durch Anbohren mit riesigen Stahlbohrern zum Fallen gebracht werden; fünf Männer arbeiteten 24 Tage lang daran. Dieser Stamm gab zerschnitten 520,000 Fuß einzölliges Holz und brachte ohne Reisig und Rinde 40,000 Mark ein.

Dies ist vielleicht die größte Summe, die je für einen Nutzholzstamm erreicht wurde; unvergleichlich höher aber sind die Summen, die für Bäume bezahlt werden, deren Holz ausschließlich zu Schmuckzwecken verwendet wird. Es sind dies hauptsächlich Mahagoni, Walnuß, Zirbelkiefer und die Obstbölzer. Das beste Nußbaumholz ist das des schwarzen Walnußbaums, der in Amerika vorkommt. Welch fabelhafter Wert manchmal in einem solchen Baum steckt, beweist folgender Fall. Ein Landwirt in Tennessee verkaufte eine Anzahl Walnußbäume an einen Händler. Für einen besonders knorrigen alten Stamm, den der Landwirt zuerst gar nicht mit angeboten hatte, weil er ihm zu verwachsen schien, bot der Händler 500 Mark. Ein solches Gebot für einen Stamm, der nicht einmal besonders gerade und außerordentlich astreich war, machte den Farmer stutzig, und als der Holzhändler nun sogar das Doppelte bot, weigerte er sich, den Baum überhaupt zu verkaufen, ehe er einen Sachverständigen um Rat gefragt habe. Dieser schätzte den Stamm auf 3000 Mark, und für diese Summe gab der Farmer den Baum hin. Der Baum wurde gefällt, nach New York gebracht und hier von einem Fournierfabrikanten für die unerhörte Summe von 60,000 Mark erstanden. Dabei machte dieser aber noch ein glänzendes Geschäft, denn das Holz dieses alten knorrigen Stammes erwies sich als so wundervoll gemasert, wie man es nur höchst selten antrifft, und die Fournierplatten, die aus dem Stamm geschnitten

wurden, erzielten einen enormen Preis. Im ganzen löste der Fabrikant für seine Platten 240,000 Mark, also fast eine viertel Million aus einem einzigen Baum. W. St.

Die Kunst, korpulent zu werden. — Die Menschheit hat es längst begriffen, daß es eine Kunst ist, korpulent zu werden, denn sie sieht die Mageren, die sich vergebens abmühen, Leibesfülle zu erlangen, zu Scharen herumlaufen. Man ißt und trinkt und schläft im Überfluß und bleibt doch mager! Dieses Klage lied ertönt aus dem Munde von Tausenden, besonders Angehörigen des schöneren Geschlechts.

Und warum sehnen sich dieselben eigentlich danach, fett zu werden? „Die Welt gehört den Mageren,“ heißt es in einem bekannten Theaterstück. „Aber in Wirklichkeit gehört sie den Korpulenten,“ antwortet ein italienischer Arzt, der sich unter dem Pseudonym des Dr. Petrus verbirgt. „Man denke,“ sagt dieser Gewährsmann, „an Napoleon Bonaparte, der beim ersten Feldzug in Italien mager wird, ein Lade stock war und bei dem zweiten schon ein Wäuchlein anzusehen begann, das ihn zwang, seinen berühmten Überrock weiter machen zu lassen; und an Bismarck, der in den Tagen des Frankfurter Parlamentes noch sentimental genug aussah, aber wenige Monate nach dem Aufstiege zur höchsten Macht in Preußen ein Koloss war, der mit gewichtigen, dröhnenden Schritten daherkam.“

Und wahrlich, nichts ist im allgemeinen weniger sympathisch als allzu große Magerkeit. Die Ärzte betrachten sie als ein theils der Erblichkeit zuzuschreibendes, theils zu gewissen Zeiten des Lebens physiologisches Phänomen; aber die große Menge steht der Erscheinung im allgemeinen so ziemlich verständnislos gegenüber und beschränkt sich in ihrem Urtheil auf den gewöhnlichen ästhetischen Maßstab, welcher die Ecken und Kanten am menschlichen Körper wenig gefällig findet und die Rundung als vollkommene Linie ansieht. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit von Formenbildungskuren, wie sie die modernen Zeitungs inserate in Fülle anpreisen. Aber man stehe mit Mißtrauen den meisten dieser Anzeigen gegenüber, zumal denjenigen,

welche Wunder in kurzer Zeit versprechen, denn die Lösung der hier bewegten Frage ist gar nicht leicht. Ist der gute Wille bei einer Person vorhanden, so ergibt sich immer die Möglichkeit, deren Gewicht zu vermindern und diese Verminderung auf lange Zeit hinaus, ja bis zum Tode zu erhalten. Aber viel schwieriger ist es, durch eine Kur einer mageren Person Fettansatz zu verschaffen.

Vor allen Dingen muß man erwägen, daß das Fett unseres Körpers als ein Reservefonds anzusehen ist, als eine Sparsbüchse, aus welcher der Mensch in Tagen der Not nimmt. Wenn sich der gesunde Mensch darüber freut, daß sein Körper rund wird, weil dies seinen Schönheitsideen entspricht, so erfreut sich andererseits auch der Arzt daran, der da weiß, daß diese unter der Haut sich aufspannenden Fettschichten in gewissen Krankheitsstadien dazu dienen, die nötige Wärme in unserer Leibesmaschine zu erhalten; daß sie sich aufbrauchen, statt daß die anderen ungleich wertvolleren Gewebe des Körpers aufgebraucht werden, wenn Not an den Mann tritt.

Aber nun gibt es unruhige Menschenkinder, die sich ob ihrer Nervosität, ihres Hastens und Jagens niemals einen kleinen Fettvorrat im eigenen Körper ansammeln können und doch fühlen, daß ihnen ein solcher guttun, daß ihr Aussehen dabei gewinnen, ihr Befinden sich dadurch verbessern würde.

Für diese ist Ruhe in allem, was sie tun und treiben, das erste Gebot. Ohne die Befolgung desselben kommen sie nie zum Ziele, wie wir ja an den Tausenden von Mageren sehen, die trotz guten Appetits und reichlicher Nahrungsaufnahme dennoch mager bleiben.

Bei viel Ruhe in guter, reiner Luft legt sich allmählich die Nervenaufrregung und Hastigkeit, und das Nahrungsmaterial vermag sich leichter aufzuspeichern, während es vordem schnell, gewissermaßen mit Dampfkraft verbraucht wurde.

Je mehr wir uns südwärts wenden, desto schönere Formen finden wir bei Mann und Frau. Der Italiener, der

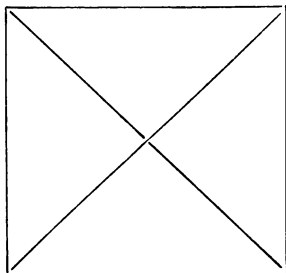
Spanier, der Ungar heßt sich weniger ab als wir Nordländer, er genießt mehr Ruhe, und so bekommt ihm seine Nahrung besser. Wer seiner Magerkeit Valet sagen will, mache es wie sie, lege Abends mit seinen Kleidern seine Sorgen ab und gönne sich reichlichen Schlaf. Er mache sich leichte Muskelarbeit, welche die aus der Nahrung gewonnenen Lebensäfte nach allen Theilen seines Leibes treibt, und nach solchen leichten Leibesübungen huldige er ausgiebiger Ruhe.

Und nun kommt die Diätfrage in Betracht. Wir huldigen dem starken Fleischgenuße im guten Glauben, daß Fleisch Kraft gebe, vergessen aber ganz, daß seine Eiweißstoffe kein Fett erzeugen. Hingegen tun dies die mehlsaltigen Nahrungsmittel, die Pflanzen- und Thierfette. Daher hat sich eine fettmachende Diät aus dicken Suppen, Reis, Süßigkeiten, Mehlspeisen, süßen Früchten und derartigem zusammenzusetzen. Milchreis oder auch italienischer Risotto, Hafermus, Feigen- und Dattelnkompott, Milch- und Apfelstrudel der Oesterreicher, sowie deren Speck- und Schinkenknödel — das sind Dinge, denen der Hagere zusprechen soll, wenn er sich bessere Formen wünscht.

Hinsichtlich der Getränke ist auch manches zu sagen. Den unruhigen Geistern mag das Bier in mäßigen Mengen als Einleitungskur dienen, oder auch ein Glas süßen Weines. Aber der regelmäßige und starke Gebrauch dieser Getränke dient der Erlangung des ersehnten Zieles ganz und gar nicht. Man kennt den Fettansatz gewisser starker Trinker, er ist unschön und, was wichtiger ist, ungesund. Denn der Alkohol bringt nicht nur Fettansatz hervor, sondern fügt unseren Nerven und Eingeweiden einen schweren Schaden zu. Sehr zu empfehlen ist dagegen Milch, süßer Milchkaffee und Schokolade. Außerdem zehn Stunden Schlaf, mäßige Muskelarbeit, häufiges Ausruhen auf bequemem Sessel, Enthaltung von starker Gehirnarbeit und, wie die Erfahrung lehrt, möglichste Bewahrung vor Ärger und Aufregungen aller Art. Die innere Unruhe zehrt mehr als jede andere Ursache an unserem Organismus.

Wenn die Mageren alles dies beherzigen, so wird ihr Wunsch in Erfüllung gehen, und sie werden das ersehnte Ziel, bessere Formenbildung und schönheitliche Fettpolsterung ihres Körpers, erreichen. E. Paul.

Eine schwierige Aufgabe. — Eine Aufgabe, die viel Kopfzerbrechen machen kann, trotzdem sie auf den ersten Blick kinderleicht erscheint, ist die folgende. Die abgebildete Zeichnung



soll nämlich nachgezeichnet werden, und zwar auf folgende Weise: Man nehme einen Handspiegel und stelle denselben senkrecht vor sich auf den Tisch. Lege nun ein Blatt Papier vor den Spiegel, nimm einen Bleistift in die rechte Hand und einen Bogen Papier in die linke Hand. Mit dem Bogen Papier, den man in der Linken hält, beschatte man während des Zeichnens die rechte Hand, so daß man sie nicht direkt, sondern nur im Spiegel sieht. Nun zeichne man oder versuche man wenigstens die einfache Zeichnung, nur in den Spiegel blickend, nachzuzeichnen. W. St.

Verbrecherengagements. — Die Direktion eines der größten Bankhäuser in Chicago machte, um sich vor den fortwährenden Fälschungen und Betrügereien in ihrem Geschäft zu sichern, einem berühmten Scheckfälscher, der eben eine Strafe von fünf Jahren Zwangsarbeit abgesehen hatte, folgenden originellen Engagementsantrag. Die Tätigkeit des Mannes sollte in nichts anderem bestehen, als Schecks und Banknoten daraufhin zu prüfen, ob sie gefälscht waren oder nicht. Der ehemalige Sträfling nahm den An-

trag sofort an und verdient sich seinen Lebensunterhalt jetzt mit einer Tätigkeit, die gerade den Gegensatz zu seiner früheren bildet.

Einen großen Erfolg hatte ein Schausteller in Illinois bei einem zum Tode verurteilten Verbrecher. Kurz vor der Hinrichtung kam der Schausteller auf den Gedanken, die Stimme des Mörders durch einen Phonographen aufnehmen zu lassen, und ließ sich zu diesem Zweck in die Zelle des Verurteilten führen. In Deutschland wäre so etwas natürlich unmöglich, aber in Amerika hatten die Behörden nichts gegen das Gesuch des Schaustellers einzuwenden. Zwei Tage vor der Hinrichtung erschien der Mann mit seinem Phonographen, und der Verbrecher, dem die Sache großen Spaß zu machen schien, erzählte ausführlich die Geschichte seines letzten Mordes. Am Tage der Hinrichtung erschienen große Plakate, und die Leute drängten sich zur Bude des Schaustellers, der ein glänzendes Geschäft mit seinem Phonographen machte.

Aber auch andere Anträge werden den Verbrechern gemacht, nämlich Heiratsanträge, und oft sind es gerade die schwersten Verbrecher, denen solche Anerbietungen in Hülle und Fülle zufliegen. So erhielt eine junge Gattenmörderin während ihrer Untersuchungshaft mehr als vierzig Heiratsanträge.

Zuweilen kommt es aber auch vor, daß ein solcher Heiratsantrag einem Wesen gilt, das wirklich Sympathie und Interesse verdient. So wurde im vorigen Jahre in London eine arme Frau, die in furchtbarer Notlage mit ihrem Kind ins Wasser gesprungen und allein wieder herausgezogen worden war, unter Anklage gestellt. Der Fall erregte großes Aufsehen, und sie wurde nur zu wenigen Monaten Gefängnis verurteilt. Während sie ihre Strafe abbüßte, erhielt der Gefängnisgeistliche den Brief eines Mannes, der sich erbot, die junge Frau bei ihrer Freilassung zu heiraten. Er war ihr ein vollständig Fremder, erklärte aber, der traurige Fall hätte ihn so ergriffen, daß er der Unglücklichen ein Heim bieten wollte, in welchem sie

noch glücklich werden könnte. Der Antrag wurde der jungen Frau mitgeteilt, die beiden Leute trafen zusammen und heirateten sich nach kurzem Brautstand. 2-n.

Die ersten Anfänge der Gasbeleuchtung. — Als William Murdock die Entdeckung machte, daß sich aus Steinkohlen ein brennbares Gas herstellen ließe, da stand nicht nur dem ungebildeten Volke der Verstand still, sondern auch große und weise Leute lachten und höhnten über die „verrückte Idee“. „Wie soll denn ein Licht brennen können ohne Docht?“ fragte achselzuckend ein hocheleuchtetes Mitglied des englischen Parlaments, als die Sache daselbst zur Sprache gebracht wurde. Sir Humphry Davy zog den Gedanken ins Lächerliche, daß man ganze Städte durch Gas erleuchten könne, und erkundigte sich spöttisch, ob man vielleicht vor habe, den Dom von St. Paul in einen Gasometer umzuwandeln. Selbst Sir Walter Scott, der berühmte Romanschreiber, machte sich unbändig lustig darüber, daß man London „durch Rauch“ beleuchten wolle. Freilich war er nicht lange danach mit unter den ersten, die die neue Erfindung sich nutzbar machten, und es bereitete ihm ein ebenso großes Vergnügen, sich jetzt durch das verachtete Gas, den „Rauch“, seinen eigenen Landsitz zu Abbotsford auch für die lange, unwirtliche Winterzeit hell und gemütlich machen zu lassen.

Als in London das Abgeordnetenhaus für die Gasbeleuchtung eingerichtet wurde, waren selbst bei dem Architekten die Vorstellungen über die Natur des neuen Beleuchtungsmaterials dermaßen unklare, daß er sich einbildete, das Gas ließe in brennendem Zustande durch die Röhren; er bestand darauf, daß sie mehrere Zoll breit von den Mauern entfernt angebracht würden. Und als die Einrichtung vollendet war, konnte man tagtäglich die ehrenwerten Mitglieder des Hauses sich um die Leitungsröhren versammeln und sie anstaunen sehen. Namentlich machte es dem mit der Technik Vertrauten Spaß, wenn die weisen Volksvertreter ihre behandschuhte Rechte vorsichtig den Röhren näherten und sich gar nicht genug darüber wundern konnten, daß

diese sich nicht heiß anfühlten. Im Oktober 1810. wurde der erste Laden in London mit Gas beleuchtet. Es brachte ihm einen mächtigen Zubrang von Neugierigen, die das neue Licht bewunderten. Eine sehr hochgestellte Dame war so entzückt von der herrlichen Krone, die über dem Ladentisch, mit Gas gespeist, brannte, daß sie den Besitzer geradezu bestürmte, er solle sie ihr verkaufen, sie wolle sie sofort in ihrer Equipage mit nach Hause nehmen. So wenig war das Publikum über die Natur und Verwendung des Leuchtgases unterrichtet. C. D.

Eine dankbare Bäuerin. — Kurz nachdem Kaiser Wilhelm I. aus dem deutsch-französischen Kriege heimgekehrt war, meldete sich im kaiserlichen Palais zu Berlin eine Bäuerin aus einem Dorfe der Mark, welche eine Gans unter dem Arm trug, die sie dem Kaiser überreichen wollte als Dank dafür, daß ihre sechs Söhne, die am Feldzug teilgenommen, sämtlich unverletzt, gesund und munter heimgekehrt wären. Als die Diener der Frau begreiflich zu machen suchten, daß sie nicht so ohne weiteres zum Kaiser gelangen könne, diese aber trotzdem energisch darauf bestand, kam ein Adjutant hinzu, dem die Angelegenheit mitgeteilt wurde. Der Adjutant trug die Sache dem Kaiser vor, und wenige Minuten später stand die Frau vor dem Monarchen, gab auf dessen freundliches Befragen ohne jede Scheu Antwort und erzählte den Lebensweg ihrer sechs Söhne.

Wie nun der treue Martinsvogel die Stimme seiner Pflegerin vernahm, glaubte auch er nicht länger schweigen zu dürfen und ließ lustig sein lautes Geschnatter vernehmen; die Versuche der Bäuerin, den Vogel zur Ruhe zu bringen, endlich ihr Überschreien desselben, dies melodische Duett waren so komisch, daß der Kaiser nebst seiner Umgebung in das herzlichste Lachen ausbrach.

Die Frau wurde reich beschenkt entlassen, die Gans aber brachte seitdem auf Anordnung des Kaisers ihre sorgenlosen Tage in Babelsberg zu, wo sie noch lange gelebt hat. C. Z.

Ein merkwürdiges Gefängnis. — Wohl das merkwürdigste Gefängnis der Welt ist Wormwood Scrubbs

Prison in London bei Notting Hill. Es ist vollständig und in allen seinen Theilen das Werk der Sträflinge selbst, die es bewohnen. Was nicht an Ort und Stelle hergestellt werden konnte, weil das Material dazu nicht zu haben war, wurde von den Insassen anderer Gefängnisse geliefert. Man beschaffte in dieser Weise den nötigen Granit aus Dartmoor, den Portlandzement aus Portland, das Gußeisen gleichfalls aus dem Gefängnis zu Portland. Alles übrige, vom Grundriß bis zum letzten eingeschlagenen Nagel, ging aus den Händen der Gefangenen von Wormwood Scrubbs Prison selber hervor.

Die Sache hing so zusammen.

Das alte Gefängnis war haufällig und bei weitem nicht mehr den Bedürfnissen genügend. Ein Neubau war dringend notwendig. Auch der Bauplatz war unmittelbar neben dem alten Gebäude vorhanden. Näher aber waren die Behörden der Sache noch nicht getreten.

Da bekam im Jahre 1895 das Gefängnis von Wormwood Scrubbs einen Mann zu beherbergen, der zu einer langjährigen Kerkerstrafe verurteilt worden war, nach englischem Gebrauch aber vor Antritt der strengeren Strafe eine neunmonatliche wesentlich leichtere Probezeit absetzen durfte. Der Mann war von Beruf Architekt und hatte bereits schöne Bauwerke geschaffen. Er stammte aus gutem Hause, hatte auch die Erziehung eines echten Gentlemans genossen, schon in früher Jugend aber war er auf Irrwege geraten, hatte kostspieligere Liebhabereien gehabt, als sich mit seinen Einkünften vertrug, und war auf den unglücklichen Gedanken gekommen, sich die fehlenden Mittel dadurch zu verschaffen, daß er Papiergeld fälschte. Jetzt trat er bereits die zweite Strafe für dies Verbrechen an.

Dieser Mann erfuhr oder hatte vielleicht schon vorher gemußt, daß ein Neubau für das Gefängnis in Angriff genommen werden sollte, daß aber zur Zeit noch nicht einmal der Bauplan vorhanden war. Er bat, da er während der Probezeit noch das Recht hatte, sich selber zu beschäftigen, um Papier und Zeichenmaterialien und stürzte sich

dann mit Feuereifer in die Arbeit, den Bauplan zu entwerfen.

Wohl nie vorher oder nachher hat ein Baumeister unter schwierigeren Umständen gearbeitet. Es stand ihm nicht einmal ein Tisch zur Verfügung, auf dem er seine großen Bogen ausbreiten konnte. Er mußte sie mit Reißnägeln an der Wand seiner Zelle befestigen. Dazu war die Beleuchtung des engen Raumes eine höchst mangelhafte. Um das Tageslicht möglichst auszunützen, war er genötigt, mit der Sonne zu ziehen und mit seinen Zeichenbogen an den Wänden immer weiter zu rücken, je nachdem die große Lichtspenderin am Himmel weiter zog.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Arbeit nur langsam vorwärts schritt, und daß es volle sechs Monate währte, ehe er sie vollendet hatte. Er reichte sie nun dem Gefängnisdirektor ein. Dieser war in hohem Maße erstaunt über den vorzüglichen Bauplan, und auch die Sachverständigen, denen er vorgelegt wurde, konnten ihm ihre uneingeschränkte Anerkennung nicht versagen. Sie erklärten einmütig, der unglückliche Kollege habe ein Meisterwerk geschaffen. Die Gefängnisautoritäten Englands gaben ihr Urteil dahin ab, daß eine bessere Gefängnisarbeit noch nie geliefert worden sei.

Der Gefangene war sehr stolz und glücklich, als ihm dies Resultat mitgeteilt wurde, und bat sich die Vergünstigung aus, den Bau leiten zu dürfen. Die Vergünstigung wurde ihm gewährt mit dem Bemerken, daß alle ausführenden Handwerker und Arbeiter so gut Sträflinge sein würden wie er selbst.

Zuerst wurde der Sicherheit halber ein Zaun von respektgebietender Höhe rund um den Bauplatz errichtet. Dann wurde das Fundament des Gebäudes gelegt und zwar unter ergreifenden Feierlichkeiten, und nun wuchs langsam und sicher das gewaltige Bauwerk in die Höhe. 35 Millionen Ziegel wurden dazu verwendet, die alle auf dem weitläufigen Bauplatz selber von den Gefangenen geformt und gebrannt wurden. Sämtliche Eisenteile kamen,

wie bereits bemerkt, aus dem Gefängnis von Portland, woher auch der nötige Zement geliefert wurde, während die Granittreppen, Schwellen und dergleichen aus dem Gefängnis von Dartmoor herbeigeschafft wurden.

Der geniale Schöpfer des Bauplanes zeigte sich von so unermüdblicher Ausdauer bei diesem Bau, als wenn seine Ehre dadurch wiederhergestellt würde und sein Lebensglück davon abhinge. Auch alle Bauhandwerker aus dem Gefängnis, die Maurer, Zimmerleute, Tischler, Glaser, Dachdecker, Schlosser, Maler u. s. w., taten ihr Bestes und waren von anerkennenswerthem Arbeitseifer befeelt. Keine Untermäßigkeit kam vor, keiner versuchte zu entweichen. Ohne Unfall wurde das Werk zu Ende geführt. *et. Dürsterhoff.*

Regenwetten. — Nirgends wird vielleicht so viel gewettet wie in Indien, wo man den Engländern sogar noch „über“ ist, denn man riskiert nicht nur hohe Einsätze bei Rennen, Rudersfahrten, Cricketspiel u. s. w., sondern wettet auch mit respektablen Summen — auf den Regen.

In der Hauptstadt Kalkutta befindet sich zu diesem Zweck der Kampffchauplatz der wettenden Parteien in der Nähe des Burrabazars, wo die verschiedenartigen Interessenten sich sofort versammeln, wenn ein Wölkchen, das auf Regen deutet, sich am Himmel zeigt.

Einige dieser „Regenspekulanten“ stürzen wie wild umher, während andere auf die Dächer der Nachbarhäuser eilen, um zu ihren unten auf dem Platze stehenden Wettgenossen durch allerlei Zeichen hinabzutelegraphieren, während aller Blicke sich gespannt nach oben richten, bis die bänglich erwartete Entscheidung kommt.

Entschieden werden diese meist auf die Menge des fallenden Regens bezüglichen Wetten dadurch, daß der „Regenwettklub“ auf dem Dach seines Vereinshauses ein Bassin besitzt, das 8 „Surs“ Wasser hält. Entladet eine Regenwolke sich und ihr Niederschlag überschreitet dieses Quantum, so leitet eine Röhre das Wasser in ein zweites, gedecktes und tiefer liegendes Bassin. Dieses zweite Bassin und die Höhe seiner Füllung hat die verschiedenen Wetten

zu entscheiden, die oft sehr beträchtlich sind und trotzdem am nächsten Tage bis zehn Uhr erledigt werden müssen. R. R.

Der geehrte Gast. — Vor Beginn eines Banketts, das der englische Premierminister Gladstone gab, ließ sich ein redseliger alter Herr dem Minister vorstellen und überschüttete ihn mit einer ganzen Flut von Schmeicheleien. Dem Minister wurden die übertriebenen Lobeserhebungen bald lästig, er wendete sich ab und ließ sich ermüdet in den nächsten Sessel fallen. Aber der alte Herr, anstatt nun seiner Wege zu gehen, blieb stehen, um dann vergnügt in sich hinein lächelnd den Stuhl des Ministers zu umkreisen. Er schien etwas sagen zu wollen, sich aber doch zu scheuen. Gladstone, der dies endlich bemerkte, fragte nun nicht sehr freundlich: „Wünschen Sie noch etwas von mir, mein Herr?“

„Ach nein — nein, Eure Erzellenz,“ lächelte der Alte, sich die Hände reibend, „nur — nur vielleicht gestatten Sie, daß ich mich überaus geehrt und glücklich schätze, daß — daß mein Hut die unschätzbare Ehre genießt, denselben Stuhl zu benutzen, den der größte Mann des Jahrhunderts —“

Mit einem Ruck war der Minister aufgesprungen und betrachtete nun wehmütig die Überreste des einstmalig glänzenden Zylinders, auf den er sich zur besonderen Freude seines Gastes gesetzt hatte. W. St.

Einträgliche Galanterie. — Der französische Dichter Paul Scarron verdankte seine rasche Förderung durch den französischen Hof einem poetischen Ergusse höchster Galanterie. Man wurde damals nicht müde, die außerordentlich schönen Hände der Königin, der geborenen Prinzessin Anna von Oesterreich, zu bewundern. Paul Scarron widmete nun der Königin ein Gedicht, in dem er dem glühenden Wunsche Ausdruck lieh, von Annas wunderbaren Händen — Ohrfeigen zu bekommen. Er bekam solche allerdings nicht, dagegen eine hohe Jahresrente, auf die es der Schlaufkopf abgesehen hatte. S. M.

SEIDE zum KLEIDE

und Bloufen in unerreichter Auswahl. Wundervolle Neuheiten in allen Preislagen von 95 Pf. an. Porto- und zollfreier Versandt an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & C^{ie}, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

Dr. Oetker's { Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



S. J. Arnheim = Berlin N. 20

Hofkunstschlosser Sr. Majestät des Kaisers und Königs
K. u. K. Oesterreichisch-Ungarischer Hoflieferant

Aelteste und grösste Fabrik für Geldschrank- und Tresor-Bau
Spezialität: „Stahlkammern • Safes • Geldschränke“

Lieferant der Reichsbank, Königl. Seehandlung, Deutschen Bank, Disconto-Gesellschaft, Dresdner Bank, Bank für Handel und Industrie, Berliner Handelsgesellschaft und der grössten Finanz-Institute Deutschlands, Russlands, Italiens, Oesterreich-Ungarns, Schwedens, Norwegens etc.

Begründet 1833.

Das Patent eines Apparates zum Erlernen des Radfahrens (Beschreibung S. 211) ist zu verkaufen.

Näheres durch **Felix Hedicke, Wismar i. M.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

alte Burschenherrlichkeit!

Bilder aus dem deutschen Studentenleben. Von **Dr. P. Grabein**.
22 Bogen Text mit über 300 Abbildungen. Preis elegant geb. 8 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Herman Schmid's Romane und Gesammelte Schriften **Novellen.**

Vollständig in 50 Bänden zum Preise von 75 Pf. für den brosch. Band.

In 22 Leinwandbände gebunden **Preis 50 Mark.**
(Auch in 108 Lieferungen zum Preise von je 30 Pf.)

Inhalt: Lannengrün. — Am Kamin. — Erzflufen. — Das Schwalberl. — Mein Eden. — Alte und neue Geschichten aus Bayern. — Der bayrische Stiefel. — Der Kanzler von Tirol. — Der Habermesler. — Süden und Norden. — Almenrausch und Edelweiß. — Friedel und Oswald. — Im Morgenrot. — Die Gasselnbuben. — Das Münchener Kindeln. — Der Bergwirt. — Die Zuwiderwurzeln. — Der Loder. — Der Bauernrebell. — Müze und Krone. — Hund und Rag'. — Konfordia. — Aufg'fest. — Ledige Kinder. — Die Türken in München.

Herman Schmid's Schriften eignen sich in hervorragendem Masse zur **Anschaffung für die Familie wie auch für Volks-Bibliotheken.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Schatzkästlein des guten Rats.

Herausgegeben unter Mitwirkung von
Dr. Buschbaum, Philipp Brunner, Dr. jur. Pillon, Frau Dr. H. Engelken,
Rektor Karl Erbe, Karl Gauer, Alban von Hahn, Prof. Dr. W. Heß,
Max Heschdörffer, D. Hüttig, Frau Dr. Eliza Ichenhäuser, Insirrat
Dr. T. Kielmeier u. v. a.

Achte, vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln.

In modernem Einband 5 Mark.

In sieben starken, schnell sich folgenden Auflagen ist das Schatzkästlein in zahlreiche Familien eingedrungen und hat sich überall als brauchbares Hausbuch bewährt. Da nun auch die siebente Auflage dem Ende zugeht, fühlten wir die Pflicht, das Buch von Fachmännern von Grund aus neu bearbeiten zu lassen. Die achte Auflage steht somit in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit und hat zudem sehr erhebliche schätzenswerte Erweiterungen erfahren. Insbesondere hat das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch die weitgehendste Berücksichtigung gefunden. Welcher Beruf paßt für dich? Wie hilft man dem Zuden der Gasflamme ab? Darf man den Geistes eines Fiebernden nachgeben? Wie wird ein Fisch gebedt? Wie adressiert man einen Brief an den Rektor einer Universität? Wie heißt man einen kranken Hund? Welche Obstsorten gedeihen bei uns am besten? Wer grüßt zuerst? Wie legst du dein erspartes Geld an? Wie macht man ein Testament? Bei solchen und tausend ähnlichen Fragen des täglichen Lebens suche im „Schatzkästlein“ eine Antwort und du wirst sie finden.

Du haben in den meisten Buchhandlungen.



Illustriertes Lehrbuch des Skatspiels.



Mit allen älteren und neueren Spielarten.

218
52
640

Von

K. Buhle,

Verfasser der Allgemeinen Skatordnung.

Dritte verbesserte Auflage.

Elegant gebunden in Origineleinband. Preis 3 Mark.

Das illustrierte Lehrbuch des Skatspiels von K. Buhle ist das hervorragendste und gründlichste Lehrbuch auf dem Gebiete des Skatspiels, als welches es nicht nur Anfängern, sondern auch geübteren Spielern dient, von denen es gern als Hand- und Nachschlagebuch in allen das Skatspiel betreffenden Fragen zu Rate gezogen wird. Die neue, vielfach verbesserte dritte Auflage ist wiederum in zwei Ausgaben, und zwar in einer solchen mit deutschen und einer mit französischen Kartenbildern, erschienen.

Allgemeine Deutsche Skatordnung.

Bearbeitet von **K. Buhle** und angenommen von den Skat-Kongressen zu Altenburg, Leipzig und Dresden.

Dritte verbesserte Auflage.

Elegant gebunden Preis 50 Pfennig.

Die von K. Buhle aufgestellte Allgemeine Deutsche Skatordnung hat in verhältnismäßig kurzer Zeit nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande unter den Deutschen große Verbreitung gefunden und wird von der überwiegenden Mehrheit als das allein gültige Skatgesetz angesehen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 865 G

**WILSON
ANNEX**